Goethe's Frauengestalten

von

Adolf Stahr.

I.

Dritte vermehrte Ausgabe.

Mit einem Anhang: **Minna Herzlieb**, Goethe's „Ottilie" der Wahlverwandtschaften und dem Facsimile eines von Goethe an dieselbe gerichteten Gedichts.

Berlin.
Verlag von J. Guttentag.
1870.

An Fräulein
Wilhelmine Herzlieb

Wenn Kranz auf Kranz den Tag umwindet,
Sey dieser auch Ihr zugewandt;
Und wenn Sie hier Bekannte findet,
So hat Sie Sich vielleicht erkannt.

Jena am 22 May 1817

Goethe

[Zu dem Anhange „Minna Herzlieb"]

Goethe's Frauengestalten

von

Adolf Stahr.

I.

Dritte vermehrte Ausgabe.

Mit einem Anhang: Minna Herzlieb, Goethe's „Ottilie“ der Wahlverwandtschaften und dem Facsimile eines von Goethe an dieselbe gerichteten Gedichts.

Berlin.
Verlag von J. Guttentag.
1870.

An Fräulein
Wilhelmine Herzlieb

Wenn Kranz auf Kranz den
Tag umwindet,
Daß dieser auch Ihr zu-
gewandt;
Und wenn Sie hier Bekannte
findet,
So wird Sie Sich vielleicht
erkannt.

Jena am 22 May 1817

Goethe

[illegible] Minna Herzlieb "]

Goethe's Frauengestalten

von

Adolf Stahr.

I.

Dritte vermehrte Ausgabe.

Mit einem Anhang: **Minna Herzlieb**, Goethe's „Ottilie“ der Wahlverwandtschaften und dem Facsimile eines von Goethe an dieselbe gerichteten Gedichts.

Berlin.
Verlag von J. Guttentag.
1870.

Dem

werthen Schriftstellerpaare

G. H. Lewes

und

George Eliot

zugeeignet.

An G. H. Lewes.

Das mit Ihrem erfreulichen Besuche bei uns gleichzeitig zusammentreffende Erscheinen dieser dritten vermehrten Ausgabe meines Buches über „Goethe's Frauengestalten" giebt mir erwünschte Gelegenheit, Ihnen dasselbe als Ausdruck des Dankes darzubringen für Ihre Biographie des größten Dichters unseres Volkes, mit welcher Sie Geist und Wesen desselben in so beredter Weise Ihrer Nation vorgeführt haben.

Lassen Sie mich hoffen, daß mein Buch Ihnen und der Ihnen verbundenen Dichterin des „Adam Bede" und der „Romola", ein Paar angenehme Stunden bereiten, und daß der Abschnitt über das Original von Goethe's „Ottilie" in den Wahlverwandtschaften Ihnen bei einer neuen Ausgabe Ihrer Biographie Goethe's Veranlassung zu einer erwünschten Ergänzung geben werde.

In aufrichtiger Hochschätzung und Freundschaft

der Ihrige

Berlin, 31. März 1870.

Adolf Stahr.

Vorrede zur ersten Ausgabe.

Die Wirksamkeit der Dichtungen Goethe's ist seit dem Ende des letzten Jahres in eine neue Phase getreten. Seine Werke sind jetzt materiell Eigenthum unseres ganzen Volkes geworden. Ein Jeder, selbst der Unbemitteltste, kann sich dieselben jetzt, im Ganzen oder in Auswahl, für einen Preis als Eigenthum verschaffen, der kaum denjenigen übersteigt, welchen er bisher als Lesegeld an eine Leihbibliothek zu zahlen hatte; und was mehr ist: ein Jeder kann jetzt, als Besitzer, eingehende Vertiefung durch oft wiederholtes bedachtvolles Lesen an die Stelle jener seltenen und flüchtigen Lektüre treten lassen, die zu einem wirklichen Verständnisse und Genusse dieser Meisterwerke so durchaus ungenügend ist, und mit der sich doch so Viele, ja die Mehrzahl zu begnügen pflegen.

Ihr Verhalten in Betreff des Maaßes von Zeit und Fleiß, welches sie für große und edle Werke der Dichtkunst ausreichend achten, ist überhaupt ein sehr verwundersames.

Denn während sie es beispielsweise ganz natürlich und nothwendig finden, an das Verständniß und die Bewältigung einer musikalischen Komposition, einer Sonate von Beethoven (und wie oft an unendlich Geringeres!) den Fleiß und die Zeit zahlloser Wiederholungen zu verwenden: erschrecken sie als über eine unerhörte Zumuthung bei dem Gedanken, ebendasselbe den Meisterwerken unserer Dichter angedeihen zu lassen. Und doch bedarf deren wahres förderndes Verständniß zweifellos eines ähnlich wiederholten ernsten Studiums, wenn wir die für unsere Geistes- und Herzensbildung aus jenen Werken zu gewinnenden, so unendlich werthvolleren und höheren Vortheile uns wirklich aneignen wollen.

Zu solcher Art des Lesens, zu solcher gründlichen Beschäftigung mit den Werken unserer großen Dichter anzuleiten, dazu sollten und dazu können, wie ich glaube, diese Blätter dienen. Mögen sie diese Absicht bei recht vielen Lesern erfüllen.

Montreux, am Genfer See,
4. März 1868.

Ad. St.

Vorrede zur zweiten Ausgabe.

Es ist dem Verfasser wohl verstattet, in der ihm selber fast unerwartet schnell nothwendig gewordenen neuen Auflage dieses Buches ein erfreuliches Zeichen dafür zu sehen, daß er mit demselben, wie er es in der That beabsichtigte, einem wirklichen Bedürfnisse aller derjenigen entsprochen habe, denen es Ernst ist, in das Wesen und die Tiefe der Gestalten unseres größten Dichters einzudringen und aus der Lektüre seiner Werke denjenigen Vortheil für ihre Bildung und ihr Verständniß des Schönen zu ziehen, der allein aus solcher gründlichen Vertiefung in dieselben zu gewinnen ist. —

Ein wohlwollender Beurtheiler meines Buchs im Feuilleton der Europa (1868. Nr. 22), dem ich mich zu bestem Danke verpflichtet fühle, hat es ausgesprochen: daß durch solche eingehende Einzeldarstellungen, wie die von mir gegebenen, in vielem Betrachte mehr für die gründliche Erkenntniß unserer großen Dichter gewirkt werde, als dies

selbst durch umfangreiche biographische Gesammtdarstellungen geschehen könne, die der Natur der Sache nach sich im Allgemeinen zu halten und im Betreff der einzelnen Dichtungen und ihrer Gestalten sich auf kurze Andeutungen zu beschränken genöthigt sind. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß ich diese Ansicht durchaus theile, ja daß mein Buch recht eigentlich dieser Ueberzeugung sein Entstehen verdankt.

Möge es denn demselben vergönnt sein, auf seine Weise auch in der neuen Gestalt dieser zweiten, hier und da verbesserten Ausgabe sich wirksam und förderlich im Dienste der Erkenntniß des Schönen der Kunst zu erweisen, das, wie Goethe sagt, der Förderung um so mehr bedarf, da „Alle seiner bedürfen und nur Wenige es hervorbringen!“

Eupen, 20. Aug. 1868.

Adolf Stahr.

Inhalt.

Goethe's Frauengestalten.

I.

I.

Goethe's Muse.

Am Eingange der Goethe'schen Werke steht ein Gedicht, das mit seinen vierzehn Stanzenstrophen gleichsam eine majestätische Vorhalle zu dem erhabenen Tempel der Schönheit und Wahrheit bildet, den der unsterbliche Dichter mit seinen Werken seiner Nation und der ganzen Menschheit aufgerichtet hat. Gleich den Marmorsäulen jener Propyläen, welche zu dem hohen Sammelpunkte hellenischer Kunst und zu den Meisterwerken des Phidias auf der Stadtburg der göttergeliebten Musenstadt Athen den Eingang bildeten, und deren ernste Schönheit kein Hellene ungerührten Herzens durchschritt: schmücken diese unvergleichlichen Strophen in ihrer vollendeten Marmorschöne den Eingang, der zu dem Allerheiligsten Goethe'scher Kunst und Dichtung führt, sind sie ebenbürtig dem Besten und Herrlichsten, was Er geschaffen, erfüllen sie das Herz des Eintretenden mit jenem Gefühle der Ehrfurcht vor dem Genius, deren bewußte Empfindung uns zugleich den Schlüssel giebt zu dem innersten Wesen des Dichters und dem tiefsten Gehalte seiner Schöpfungen.

Auch dieses Gedicht, wie fast alle Dichtungen Goethe's, hat seine eigne Geschichte, in deren Laufe es mannigfache Wand-

lungen und Umbildungen erfahren hat. Entstanden in dem Dufte deutscher Waldeskühle, ist es gereift und ausgestaltet unter der Sonnenwärme des italischen Himmels, in dem Lande der Schönheit, das den Dichter sich selber wiedergab. Hervorgerufen durch seine Liebe zu jener Frau, der zehn Jahre lang sein ganzes Sein und Wesen angehörte, bestimmt, diese Frau, die ihm zuerst in Freundschaft, dann in voll erfüllter Liebe viele Jahre lang zu eigen war, unter der Hülle des poetischen Schleiers mit seinen besten Gaben zu feiern und ihr zu sagen, „wie lieb er sie habe", sollte es anfangs die Einleitung bilden zu jenem räthselhaften Gedichte „die Geheimnisse", das gleichfalls mit jenem Verhältnisse des Dichters zu Charlotte von Stein in nahem Zusammenhange stand.

Aber es kam anders. Die Flucht nach Italien löste jenes Verhältniß und erlöste den gefesselten Prometheus von den Banden einer Leidenschaft, deren Aufhören er selbst zuletzt als eine Befreiung empfand. Das Gedicht der „Geheimnisse" blieb unvollendet, und die Einleitung zu demselben erhielt eine andre, höhere und würdigere Bestimmung. Losgelöst von jenem fragmentarischen Werke und gereinigt von allen auf eine bestimmte einzelne Person bezüglichen Wendungen und Bestandtheilen, wurden diese Strophen von dem Dichter in Italien (1787) umgestaltet zu dem, was sie heute sind und ewig bleiben werden: zu der Eingangsweihe seines ganzen dichterischen Schaffens und Strebens. Als solche standen sie bereits im Jahre 1787 an der Spitze der ersten Ausgabe der gesammelten Werke des Dichters, gewiß zu sehr schmerzlicher Befremdung Charlottens von Stein, die sich dadurch eine Huldigung entzogen sah, welche sie bisher als ihr persönliches Eigenthum betrachtet hatte. Sicherlich blieb die dadurch erregte Mißempfindung nicht ohne

Einfluß auf die gereizte Stimmung, mit welcher die sich gekränkt und beeinträchtigt fühlende Frau den Freund und Geliebten bei seiner Heimkehr aus Italien empfing, und die zu einem vollständigen Bruche des alten Verhältnisses führte*). Es konnte ihr nicht gleichgültig sein, ganze Strophen, die nur auf sie bezüglich waren, wie zum Beispiel die jetzt nur noch in Goethe's Brief an sie vom 24. August 1784 erhaltene herrliche Stanze:

„Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
Soweit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geschick an Deines angehangen,
Daß ich in Dir nun erst mich kennen lerne;
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach Dir und Deinem Wesen drängt,
Mein Leben nur an Deinem Leben hängt."

von der neuen Gestaltung des Gedichtes ausgeschlossen und unterdrückt, anderes nur in umgeänderter Form, wie die bekannte „Für ewig" überschriebene Strophe, der Sammlung der Gedichte einverleibt zu sehen.

Wenden wir uns jedoch von der Geschichte seines Entstehens und seiner Wandlungen zurück zu dem Gedichte selbst, wie es als „Zueignung" in seiner jetzigen Gestalt an der Spitze

*) Das Nähere darüber findet man in meinem Buche: Weimar und Jena (1852) Th. II., S. 127—185. In dem seit jener Zeit herausgegebenen: „Briefwechsel" Goethe's mit Karl August (I., S. 105) giebt der erstere die Gründe seiner Flucht nach Italien in einem Briefe, den er unter dem 25. Januar 1788 aus Rom an den fürstlichen Freund richtete, mit den Worten an: „Die Hauptabsicht meiner Reise war, mich von den physischen und moralischen Uebeln zu heilen, die mich in Deutschland quälten und zuletzt unbrauchbar machten."

der Werke des Dichters steht, und wie wir es hier folgen lassen, um unsre Erläuterungen und schließlich unsre Bemerkungen über die von Kaulbach unternommene Versinnlichung der Gestalten desselben daran zu knüpfen:

Zueignung.

Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und alles war erquickt mich zu erquicken.

Und wie ich stieg, zog von dem Fluß der Wiesen
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor.
Er wich, und wechselte mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir um's Haupt empor;
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
Bald sah ich mich von Wolken wie umflossen,
Und mit mir selbst in Dämmrung eingeschlossen.

Auf einmal schien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit sehn.
Hier sank er leise sich hinabzuschwingen;
Hier theilt' er steigend sich um Wald und Höh'n.
Wie hofft' ich ihr den ersten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt schön.
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich und ich stand geblendet.

Bald machte mich, die Augen aufgeschlagen,
Ein inn'rer Trieb des Herzens wieder kühn,
Ich konnt' es nur mit schnellen Blicken wagen,
Denn Alles schien zu brennen und zu glüh'n.
Da schwebte, mit den Wolken hergetragen,
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin,
Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben,
Sie sah mich an und blieb verweilend schweben.

Kennst Du mich nicht? sprach sie mit einem Munde,
Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß;
Erkennst Du mich, die ich in manche Wunde
Des Lebens Dir den reinsten Balsam goß?
Du kennst mich wohl, an die zu ew'gem Bunde
Dein strebend Herz sich fest und fester schloß.
Sah ich Dich nicht mit heißen Herzensthränen
Als Knabe schon nach mir Dich eifrig sehnen?

Ja! rief ich aus, indem ich selig nieder
Zur Erde sank; lang' hab' ich Dich gefühlt;
Du gabst mir Ruh', wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;
Du hast mir wie mit himmlischem Gefieder
Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt;
Du schenktest mir der Erde beste Gaben,
Und jedes Glück will ich durch Dich nur haben!

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich Dich von Vielen
Gar oft genannt, und jeder heißt Dich sein,
Ein jedes Auge glaubt auf Dich zu zielen,
Fast jedem Auge wird Dein Strahl zur Pein.
Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich Dich kenne, bin ich fast allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verschließen.

Sie lächelte, sie sprach: Du siehst, wie klug,
Wie nöthig war's, Euch wenig zu enthüllen!
Kaum bist Du sicher vor dem gröbsten Trug,
Kaum bist Du Herr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst Du Dich schon Uebermensch genug,
Versäumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wie viel bist Du von Andern unterschieden?
Erkenne Dich, leb' mit der Welt in Frieden!

Verzeih' mir, rief ich aus, ich meint' es gut;
Soll ich umsonst die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut,
Ich kenne ganz den Werth von Deinen Gaben!
Für Andre wächst in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
Was ich verfehlt und was ich recht gethan.
Sie lächelte, da war ich schon genesen,
Zu neuen Freuden stieg mein Geist heran.
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nah'n und ihre Nähe schauen.

Da reckte sie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher,
Wie sie ihn faßte, ließ er sich ergreifen,
Er ließ sich zieh'n, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Thale wieder schweifen,
Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur sah ich sie den reinsten Schleier halten,
Er floß um sie und schwoll in tausend Falten.

Ich kenne Dich, ich kenne Deine Schwächen,
Ich weiß, was Gutes in Dir lebt und glimmt,
So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen.
Empfange hier, was ich Dir lang bestimmt,
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt;
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es Dir und Deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindeskühle,
Umhaucht Euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

So kommt denn, Freunde, wenn auf Euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn Eure Bahn ein frischerneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt,
Wir geh'n vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch uns're Liebe dauern.

Die Ueberschrift: „Zueignung" ist das Erste, was unsere Erklärung verlangt. Wir finden sie in der Strophe, welche den Schluß des Gedichtes bildet.

Wer ist es, dem der Dichter seine Werke, die Früchte seines Lebens zu eigen darbringt? Nicht die Geliebte, die so viele Jahre lang sein Ein und Alles gewesen; nicht sein fürstlicher

Freund und Beschützer, der ihm „August und Mäcen war“, der ihm gewährt hatte —

— „was Große selten gewähren:
Neigung, Muße, Vertrauen, Felder und Garten und Haus,

nicht seinem Karl August, geschweige denn sonst einem Kaiser oder Könige, widmet der vom Unverstande „Höfling“ gescholtene Dichter das Werk seines eigensten Lebens, die reiche Fülle der Schöpfungen seines Genius! Freilich auch nicht der deutschen Nation, von der damals, wie selbst ein Lessing klagen durfte, noch nichts zu spüren war. Sondern bescheiden widmet er sie „den Freunden“, d. h. allen Denen, die sich selbst zu eigen machen wollen und können, was er darbringt, die seine Gaben aufnehmen, wie er sie bietet, den mitempfindenden, verstehenden, Freude und Leid des Menschendaseins mit ihm theilenden, des Lebens Bürde und Mühen gleich ihm in der Betrachtung und im Genusse der Schönheit und Wahrheit zu lindern, seine Erfolge und Freuden in solchem reinen Aether der Kunst zu verklären und zu steigern beflissenen Seelen, — diesen wahrhaften „Freunden“, in denen Er die Welt sieht. Denn:

„Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre!

Dieses Wort ist innerste Lebensmaxime des Dichters. Es klingt hindurch durch alle seine geheimsten Geständnisse, in den vertrautesten Herzensergießungen gegen seine Freunde vom Anfange bis an's Ende seines Lebens, und es ist oft rührend zu sehen, mit wie dankbarer Seele der große Dichter jedes verständnißvolle Entgegenkommen, jeden, auch den kleinsten Beweis freundlicher und beifälliger Theilnahme an seinem Denken und

Schaffen entgegen- und aufnahm. Diese Sehnsucht nach Gemeinschaft des Denkens, Empfindens und Schaffens wurzelte auf dem Grunde jener tiefen Lebensanschauung, zu Folge welcher auch der von Goethe so hoch verehrte Spinoza, und mit Spinoza dessen Wiedererwecker Lessing, die „stille Verbrüderung mit sympathisirenden Geistern“ mit „inbrünstiger Liebe zur Wahrheit“ zu den höchsten Gütern des nach Erkenntniß leidenschaftlich strebenden Denkers zählte. Das Entbehren aber dieser „stillen Verbrüderung mit sympathisirenden Geistern“, der Mangel dieses entgegenkommenden Verständnisses, dieser beglückenden Gemeinschaft, — wie oft und schwer haben alle größten Menschen, hat Goethe selbst in seinem Leben solche Vereinsamung empfunden! Und wie schmerzlichen Ausdruck giebt sich in unserem Gedichte die Klage über solche Vereinsamung in den rührenden Worten, welche der Dichter an die Lichtgestalt der Wahrheit richtet:

Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich Dich kenne, bin ich fast allein!

„Fast allein“, — doch niemals ganz allein. Denn es lächelt ihm die tröstliche Hoffnung auf die Gemeinschaft mit jener seinen Blicken unsichtbaren Gemeinde, der ihm angehörigen, zu ihm sich haltenden, an ihm und mit ihm sich fördernden und auferbauenden „Freunde“, in deren Herzen seine Dichtungen und seine Gedanken leben und wiederklingen, und denen er zum Dank und Lohn dafür — prophetischen Blickes und mit gerechtem Selbstbewußtsein — verheißt: daß ihre Liebe zu ihm, ihr Andenken noch bei späten Enkeln erhalten bleiben werde.

Der kunstvoll gegliederte Bau des Gedichts sondert sich in

drei Haupttheile: in die Einleitung, welche die drei ersten, in die Vision, welche die zehn folgenden Strophen umfaßt, und in das wieder auf den Boden der Wirklichkeit zurückkehrende Schlußwort, welches die letzte Strophe ausspricht.

Die Einleitung ist ganz realistisch gehalten. Wir sehen den früh erwachten Dichter in der Frühe eines duftigen Sommermorgens sein geliebtes Weimarisches Gartenhaus am Stern, seine „stille Hütte“, in deren Einsamkeit er sich so oft in jener Zeit, in welcher dies Gedicht entstand, auf Tage und Wochen zurückzuziehen liebte, verlassen, und durch die thauige Frische der im Erwachen begriffenen Natur hinaufwandern zu jener Höhe, zu welcher sich der von ihm bepflanzte und liebevoll gepflegte Garten — sein liebstes Besitzthum — hinanzieht. Denn hier, am Ilmthale, nicht im Saalthale von Jena, wie manche Erklärer gemeint haben, ist die Scene zu denken; das lehrt der Augenschein einen jeden, der jene Oertlichkeiten kennt, auch wenn nicht, wie es der Fall ist, die Aussagen kundiger Zeit- und Lebensgenossen Goethe's, diese meine Ansicht bestätigt hätten. Noch steht der Felsblock auf der Höhe des Gartens, und noch lesen wir auf der einfachen, in seine Wand eingesenkten Steintafel die Weiheinschrift, mit welcher der liebende Dichter diesen „erwählten Fels“, diesen Ruhe- und Aussichtsplatz huldigend der Geliebten zueignete:

Hier im Stillen gedachte der Liebende seiner Geliebten,
  Heiter sprach er zu mir: werde mir Zeuge, Du Stein!
Doch überhebe Dich nicht, Du hast noch viele Gesellen;
  Jeden Felsen der Flur, die mich, den Glücklichen, nährt,
Jeden Baum des Waldes, um den ich wandernd mich schlinge:
  Denkmal bleibe des Glücks! ruf' ich ihm weihend und froh.
Doch die Stimme verleih' ich nur Dir, wie unter der Menge
  Einen die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.

Zu dieser Höhe, zu dieser, der geliebten Charlotte von Stein, seiner irdischen Muse, geweihten Stätte sehen wir den Dichter in der ersten Morgenfrühe hinaufwandeln, wie er in der Wirklichkeit so oft und so gerne that, um dort die ersten Empfindungen der „frischen Seele" der Geliebten als Morgenopfer darzubringen; und so ist denn wenigstens in diesem Eingange noch der Ueberrest von der ersten Gestalt und Beziehung des später umgewandelten Gedichts enthalten. Wir sehen ihn bei einem jeden Schritte voll Freude weilen, bei jeder neuen, von seiner Hand gepflanzten Blume, die ihr thauerfrischtes Antlitz dem jungen Tage entgegenhebt. Wir sehen ihn auf seinem Gange Erquickung saugen aus der allgemeinen Erquickung der Natur. Schon freut er sich im Steigen des Entzückens, das ihm von der Höhe herab der Blick auf Wald und Wiesen seines geliebten Thals in hellem Glanze der jungen Morgensonne gewähren soll. Da plötzlich ändert sich die Scene. Nebelstreifen vom „Fluß der Wiesen", der Ilm, emporziehend, wallen und weben zu ihm hinauf, wachsen im schwimmenden schwebenden Zuge ihm „geflügelt um das Haupt empor", und statt des ersehnten schönen Blicks in's Freie, Weite, sieht er sich „von Wolken wie umgossen" mit sich selbst in Dämmerung allein.

Diese herrliche Schilderung, dieses Gemälde der nebelüberraschten Morgensonnenfrühe, dessen Gleichen an Einfachheit und Naturwahrheit wie an melodischem Zauber und an Feinheit und Weichheit der Farbentöne die deutsche Sprache kein zweites besitzt, bahnt nun dem Dichter in der dritten Strophe den Uebergang aus der Wirklichkeit in das Gebiet der Vision, aus dem Bereiche des Natürlichen und Irdischen in das Phantastische und Ueberirdische. Es ist die Muse, die erscheinende Göttin selbst, welche diese Nebelwolken um ihn versammelt

hat, um abgetrennt von der Welt, wie die Götter es von der Altväter Homer und Moses Zeiten an lieben, sich den sterblichen Blicken ihres Lieblings darzustellen. Diese Göttin aber, deren schönheitstrahlende Gestalt zu dem Dichter hernieder schwebend sich seinen Blicken enthüllt, sie ist die Göttin der Wahrheit, die ihn zu ihrem Lieblinge erkoren hat, weil er selbst von Jugend auf mit seinem strebenden Herzen zum ewigen Bunde sich „fest und fester an sie angeschlossen", schon als Knabe sich „mit heißen Herzensthränen" nach ihr gesehnt hat. Wer Goethe's Selbstbiographie kennt, wird dieses so bescheiden klingende und doch so große Wort bestätigt finden; wer in des Dichters inneres Wesen eingedrungen ist, wird in diesem Worte den Schlüssel zu demselben erkennen. Denn in der That von Goethe's Jugend, von dem Knaben an, der mit seinem symbolisch aufgebauten Opferaltare und dem auf demselben bei dem ersten Strahle der Morgensonne entzündeten Rauchopfer das Verlangen stillen wollte, sich dem großen Gotte der Natur, dem Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden unmittelbar zu nähern, bis zu dem Manne, dem jede abstracte Vorstellung, jedes traditionelle Wort eine unsagbare Pein verursachte, und der in Italien sich selbst das Gelöbniß erneuerte: „nicht eher zu ruhen, bis ihm nichts mehr Wort und Tradition, sondern alles lebendiger Begriff geworden sei", geht dieser unwandelbare Zug, dieses unverwandte Streben nach Wahrheit, nach Wahrheit in Dichtung und Forschung, in Erkenntniß und Darstellung der Natur und des Menschenherzens, durch sein ganzes Leben, bis zu dem letzten Rufe des sterbend nach „mehr Licht!" verlangenden Dichters. Und so erschließt ihm denn auch hier der holde Anruf der ihm sichtbar genahten Göttin, der er sich ganz zu eigen weiß, in

der sechsten und siebenten Strophe die Lippen zu jenem erneuten Geständniß seines Hingegebenseins an sie, das sich schließlich gipfelt in der Klage über die Vereinsamung, der er sich verfallen empfinde, seit er sie erkannt:

„Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich Dich kenne, bin ich fast allein!
Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verschließen."

Es ist dieselbe Klage, die der Dichter, nur bitterer und herber, seinen Faust gegen den Alltagsmenschen Wagner aussprechen läßt, die Klage über die Vereinsamung, über das Verschließen der erkannten Wahrheit in sich selbst, aus dem herauszugehen und das Erkannte mitzutheilen, zum Lohne Kreuz und Scheiterhaufen bringt:

Ja, was man so „Erkennen" heißt!
Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Die wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht genug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt!

So dichtete Goethe, der vierundzwanzigjährige Jüngling; so düster herbe ließ er die schwermüthige Melancholie des zweifelnd verzweifelnden Faust reden. Nicht also aber, nicht mehr mit dieser bittern Herbigkeit, spricht hier der ausgereifte sechsunddreißigjährige Mann. — Und dennoch „lächelt" die Göttin zu der Selbstüberhebung, die auch noch in dieser gemilderten Form der Klage liegt. Sie lächelt über den Wahn: daß er „sie kenne", sie ganz erkannt habe, da er doch kaum „dem

gröbstem Truge" entflohen, kaum „Herr vom ersten Kinderwillen" sei. Sie lächelt über den Irrthum, der die ganze Wahrheit zu besitzen vermeint, die doch — nach Lessings unsterblichem Worte — nur für die Gottheit allein ist; und leise strafend wirft sie ihm vor, daß er in solchem Wahne „die Pflicht des Mannes zu erfüllen versäume", wenn er das „wenige" des ihm enthüllten Wahrheitslichtes andern mitzutheilen unterlasse. Wie viel bist Du selbst denn, — ruft sie dem sich „Uebermensch" dünkenden, über die Welt um ihn her erhaben glaubenden Freunde zu:

Wie viel bist Du von andern unterschieden?
Erkenne Dich, leb' mit der Welt in Frieden!

„Erkenne Dich!" das uralte Weisheitswort, das hier die Wahrheit selbst dem Freunde zuruft, was heißt es anders, als: erkenne Dein innerstes Wesen, Deine Naturbedingtheit, Dein Menschenthum, das Du mit Deinen Brüdern theilst, erkenne Dein Verhältniß zum Weltganzen, dann wirst Du mit der Welt in Frieden leben, von der Du ein Theil bist, in der und mit der Du lebst, und die Du selber als Mikrokosmos wiederspiegelst.

Und der Freund begreift die treffende Wahrheit dieses Tadels, dieser warnenden Mahnung. Verzeihung, Göttin, ruft er aus, „ich meint' es gut!" Ich klage ja nur, daß ich bisher das rechte Mittel nicht zu finden wußte, um „den andern" das mir von Deiner Huld Verliehene mitzutheilen! Das ist es, was den in mir lebenden „frohen Willen" hemmt!

„Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll!"

Das ist es! Es ist der Schmerz über das Zurückgedrängtsein und die Verstümmlung seines eigentlichen und ursprünglichen, von Gott und Natur ihm angewiesenen Berufs: ein Lehrer und Erwecker der Menschheit, ein Verkünder und Gestalter der Wahrheit und Schönheit zu sein, dieser tiefe Seelenschmerz, der damals in dem Innern des mit Weg- und Straßenbau, Rekrutenaushebung und Feuerlöschanstalten, Finanzberechnungen und Kammerakten, und nebenbei mit Maskenfesten, Gallabällen, Hofdienst und geschäftlichen Zerstreuungen aller erdenklichen Art belasteten Pegasus im Joche wühlte. Dieser in fast allen seinen Briefen aus den letzten Jahren seiner ersten weimarischen Zeit wiederklingende Schmerz ist es, dem der Dichter mit jenem klagenden Geständnisse seiner Göttin gegenüber hier Wort und Ausdruck verleiht. Es ist dieser selbe Schmerz, der ihn endlich zu dem Entschlusse seiner Flucht nach Italien brachte, um sein eigentliches Selbst zu retten und zu seiner eigentlichen Bestimmung zurückzukehren, die doch, wie er aufathmend aus Italien schrieb, keine andre sei, als eben — die Dichtkunst.

Und die Göttin versteht ihn. Wieder lächelt sie ihm zu; aber diesmal ist ihr Lächeln kein mitleidig ironisches, sondern es ist das Lächeln des innigen Verstehens und der huldvollen Gewährung dessen, was der Freund mit heißer Seele für sich ersehnt. Und so reicht sie ihm denn, „was sie ihm lang bestimmt" — d. h. aus der allegorischen in die Sprache der Wirklichkeit übertragen: was er von Jugend auf besessen, den „aus Morgenduft und Sonnenklarheit gewebten Schleier der Dichtung". Das heißt: sie giebt den Dichter sich selbst und seiner Bestimmung wieder — eine That, die in der Wirklichkeit der Dichter selbst durch das Abbrechen aller seiner damaligen weimarischen,

seinen wahren Beruf unterdrückenden Lebensverhältnisse, durch seine Flucht nach Italien vollzog. Und hier möchte ich aufs Neue daran erinnern, daß dies Gedicht, mit dem wir uns beschäftigen, eben in Italien seine jetzige Gestaltung erhalten hat, und daß diese letzten Strophen in ihrer gegenwärtigen Gestalt wahrscheinlich der Italischen Lebensperiode des Dichters angehören.

Die Wahrheit selbst ist es, die ihm den Schleier der Dichtung reicht, und dieser Schleier der Dichtung, in welchen gehüllt er nach der Göttin Weisung die von ihm erkannte, in seinem Innern lebende Wahrheit „den Andern zeigen soll", heißt darum „aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit", weil alle wahre Poesie belebend und erfrischend, wie Morgenluft das Menschenherz erquicken und stärken soll, weil ihr Wesen, wie die Liebe selbst, dem Sommermorgen der Natur vergleichbar ist und wirkt, und weil sich die Klarheit des Lichtes in ihr vermählt mit jener dämmernden Hülle der schönen Form, welche das lichte und doch sanft verschleiernde Gewand der Wahrheit bildet, die nur die Wissenschaft auf der einen und die Wirklichkeit des Lebens auf der andern Seite in hüllenloser Nacktheit und Härte zeigen und darstellen. Diese, die Welt und das eigne Leben schmückende, verklärende, erhellende Kraft der Poesie, welche dem armen Menschen den so schnell hinschwindenden Morgen der Jugend geistig zu bewahren, das Herz jung und hoffnungsreich zu erhalten, den Tag zu verschönern und die Nacht zu erhellen, ja selbst die Gruft zum „Wolkenbette" zu verwandeln bestimmt ist, diese Kraft und Wirkung der Dichtung wie konnte sie schöner symbolisirt und ausgedrückt werden, als durch die Wahl des Augenblicks der duftigen Morgenfrühe, in welchem der Dichter die Göttin erscheinen läßt!

Und jetzt wenden wir unsern Blick von dem Gedichte zu der sichtbaren Gestaltung, welche Kaulbachs Hand demselben zu verleihen gewagt hat. Ich sage gewagt hat; denn ein Wagniß war und ist es, dieses Gedicht in seinem Mittelpunkte gestaltend zu erfassen, diese selbst aus Morgenduft und Sonnenklarheit gewobene Vision des geistigen Dichterauges, dem leiblichen Auge des Lesers entsprechend vorzuführen; und nur ein Meister wie Kaulbach durfte sich dieses Wagnisses unterfangen und es im Ganzen glücklich bestehen. Im Ganzen glücklich, denn bei dieser Aufgabe allen Einzelheiten gerecht zu werden, liegt vielleicht außerhalb der Gränzen der bildenden Kunst, und nirgends hat man so wie hier es schon dankend anzuerkennen, wenn der Bildner das Wesentliche des Gedichts ergriffen und zur Anschauung gebracht hat. Kaulbach hat für seine Darstellung den in der elften und zwölften Strophe des Gedichts gegebenen Moment gewählt. Zu dem auf einsamer Bergeshöhe „selig" vor der göttlichen Erscheinung „zur Erde gesunkenen Dichter" schwebt die himmlische Gestalt der Göttin voll milder Hoheit nieder, mit der Rechten den Schleier vom Haupte nehmend, „der um sie her in tausend Falten schwoll", während sie mit der Linken dem vor ihr mit ausgebreiteten Armen knieenden Lieblinge den Kranz reicht, durch welchen der nachdichtende Künstler, den Bedingungen seiner Kunst gemäß, wieder seinerseits die Ueberreichung des symbolischen Schleiers zu symbolisiren sich erlaubt hat. Die Flügel seiner Göttin hätten wir ihm erlassen mögen, vielleicht selbst den Blumenkranz, den er dem Haupte der herrlichen Gestalt verliehen hat — denn die Wahrheit bedarf eben nicht des Schmuckes. Dagegen ist ein wahrhafter Meisterzug, daß er in der äußeren Erscheinung des Dichters, dessen jugendliche Mannesgestalt und Gesichtszüge nach der herrlichen Trippel'schen

Büste hier vor uns stehen, die Wirklichkeit hart neben die Idealerscheinung der Göttin stellte. Er hat damit, bewußt oder unbewußt, denselben Gegensatz, den wir in unserer Erklärung des Gedichts selbst nachgewiesen haben, auf das Glücklichste wiedergegeben. Das ist derselbe Goethe, der im Anfange des Gedichts aus seiner „stillen Hütte" am Ilmufer hinaufwandelt zu der Höhe des „erwählten Felsens", den das Weihedenkmal seiner irdischen Muse schmückt. Vielleicht wäre es möglich gewesen, das leichte, lichte Nebelduftgewölk etwas weniger dunkel und massenhaft; den „reinsten, aus Morgenduft und Sonnenklarheit gewebten Schleier" etwas weniger irdisch schwer und stofflich zu halten; vielleicht wäre es sogar möglich gewesen, das:

„Mein Auge konnt' im Thale wieder schweifen" —

des Gedichts durch einen des Dichters Hütte tief unten im Thale beglänzenden Lichtstreif wiederzugeben und so das Phantastische der Vision mit der Realität im Anfange des Gedichts durch einen neuen Zug auszudrücken! Doch wie wenig bedeutet ein solches „vielleicht" des Wunsches, gegenüber der Einsicht des die Bedingnisse und Schranken seiner Kunst mit sicherem Blicke erfassenden Künstlers, der oft da zu entsageu hat und sich zu bescheiden weiß, wo wir Andere unsern Wünschen ungehemmt die Zügel schießen lassen!

Die Krone aber des Ganzen ist in dieser Komposition für mich die Gestalt des Dichters, in dessen äußerer Erscheinung, soweit sie das Kostüm betrifft, wiederum Wirklichkeit und Idealität auf das Schönste vermählt sich zeigen. Der ganze Ausdruck seines edlen, mit sanfter Neigung zur Göttin erhobenen Antlitzes, und die Haltung seiner Arme und Hände sprechen das reinste Hingegebensein, das „innigste Vertrauen" des Dichters

aus, der „alles Glück nur von ihr haben", nur aus den Händen derjenigen empfangen will, an die sein strebend Herz sich früh zum ewigen Bunde geschlossen hat: aus den Händen der Wahrheit! —

Den Schluß des Gedichts endlich haben wir bereits zum Anfange unserer Betrachtungen erklärt. Was der jugendliche Dichter sich erwünschte, das ist ihm geworden. Er selbst bezeugt es mit den Worten, in welchen er im spätesten Greisenalter von sich rühmt:

„Mit den Trefflichsten zusammen
Wirkt' ich, bis ich mir erlangt,
Daß mein Nam' in Liebesflammen
Von den schönsten Herzen prangt!"

II.

Werther's Lotte.

Ich möchte den Lesern dieser Aufsätze einen Rath geben, dessen Befolgung vielleicht nirgends so ersprießlich sein dürfte, als gerade bei derjenigen Dichtung, mit deren weiblicher Hauptperson wir uns hier beschäftigen wollen. Es ist der: vor der Lektüre dieser Charakteristiken immer die betreffende Goethe'sche Dichtung selbst von Anfang bis zu Ende wieder einmal durchzulesen. Beruhige sich Keiner damit, daß er ja den Werther kenne, daß er ihn vor so und so viel Jahren gelesen. Es ist nichts mit dem Worte von solchem „Gelesenhaben", Meisterwerken gegenüber, zu denen man nicht oft genug zurückkehren kann; zumal in so zerstreuender Zeit wie die unsrige, in welcher die Sturzwasser einer gleichsam mit Dampf betriebenen Fabrikproduktion das von unseren klassischen Dichtern mühsam eroberte und angebaute Terrain der ächten Dichtung auf dem Felde des Romans mit immer erneuten Ueberschwemmungen zu überdecken und zu verwüsten drohen.

Ein Meisterwerk aber, und zwar ein in seiner Art einziges, ist diese Wertherdichtung des fünfundzwanzigjährigen Jünglings Goethe, ganz und gar. Zu dieser Schöpfung seiner Jugend

kehrte der fünfundsiebzigjährige Dichter noch mit inniger Rührung in dem schönsten Gedichte seines Alters zurück, und es hat Leute gegeben, die, wie z. B. Immermann, dies Werk über Alles setzten, was der Dichter überhaupt geschaffen habe. Sein furchtbares Wort von den „problematischen Naturen", „die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, denen keine Lage genug thut" und die eben deshalb von vorn herein dem Untergange geweiht sind, im Werther ist es Fleisch geworden. Im Werther liegen die Elemente von Hamlet und Faust, liegen die Elemente der zwei wunderbarsten Gestalten der ganzen neueren Poesie beisammen. Bestimmtheit und folgerechte Beharrlichkeit, das sind die Erbfeinde aller problematischen Naturen, und vor allem Werther's. Das spricht sich aus in tausend Zügen der Dichtung. Die einzige Thätigkeit, die Werther üben möchte, wäre, wie er sagt eine solche, „die keine Folge auf den Morgen hätte, die Fleiß und Bestimmtheit auf den Augenblick erfordert, ohne Vorsicht und Rücksicht zu verlangen". Alle seine Entschlüsse sind eben nur „Grillen", Kinder des Augenblicks, und er führt keinen aus und durch als den einzigen letzten, weil dieser eben aller Qual des Entschließens und Sichbestimmens ein Ende macht.

Doch wir haben es hier mit Lotte und nicht mit Werther zu thun. Lotte ist das vollendete Gegenbild Werther's nach dieser Seite hin. Ihre einfache Bestimmtheit und folgerechte Beharrlichkeit sind es denn auch, an welcher der Unglückliche zu Grunde geht; sie ist der Felsen, an welchem das steuerlose Schiff seines Daseins letztlich zerschellt. Werther ist oft zergliedernd nachgebildet, Lotte vielleicht niemals vollständig in ihrem Wesen entwickelt. Machen wir den Versuch!

Wenn ich von einem Ausländer aufgefordert würde, ihm das

deutsche Mädchen und Weib in einer typischen Gestalt unserer poetischen Nationallitteratur nachzuweisen, so würde ich diese Goethe'sche Lotte als diejenige Frauengestalt nennen müssen, welche diesen Nationaltypus unter allen Schöpfungen deutscher Dichtung in seinen wesentlichen Zügen am vollkommensten und naturwahrsten ausdrückt. Versteht sich: auf den Kreis des bürgerlichen Mittelstandes beschränkt, wie er in der zahlreichen Klasse des gebildeten Beamtenthums vertreten ist, und in einzelnen Zügen bestimmt durch die Formen und Farben der Zeit, deren Produkt und Ausdruck das Gedicht selber ist, dem Lotte's Gestalt angehört. Bei ihrer Charakteristik muß man sich jedoch weniger an Werther's Schilderungen, als an dasjenige halten, was sie selber sagt und thut, und was unparteilichere und weniger befangene Beurtheiler als Werther von ihr erzählen und über sie aussagen.

Lotte ist in mäßigen, ja beengten Verhältnissen geboren und erwachsen. Sie ist das älteste von neun Kindern eines fürstlichen Amtmanns, der als Wittwer in einem einsamen Jagdhause seines Herrn wohnt. Als Werther sie kennen lernt, haben wir sie als Neunzehn- oder Zwanzigjährige zu denken; ihr ältester Bruder ist fünfzehn, ihre älteste Schwester elf Jahre alt, das Alter der übrigen Geschwister kann man sich danach denken. In stiller Beschränktheit und eifriger häuslicher Thätigkeit ist sie aufgewachsen; denn kaum selbst aus den Kinderjahren getreten, sind durch den Verlust einer geliebten Mutter die ganze Last und Sorge der Hausfrau und der mütterlichen Pflegerin und Erzieherin zahlreicher Geschwister auf ihre jungen Schultern gebürdet worden. So hat sie eigentlich eine rechte freie Jugend nie gehabt. Mit dem Bewußtsein schwerer Pflichten ist früh etwas über ihre Jahre Verständiges, Hausmütterlichernstes,

selbst hier und da Pedantisches in ihr übrigens heiteres und leichtlebiges Wesen gekommen, und das Gefühl von der Hoheit und Würde der Pflicht und der Nothwendigkeit ihrer Erfüllung hat früh sich in dieser, von Hause aus auf ruhiges Maaß und feste Regelrechtheit angelegten Natur als das herrschende und sie erfüllende Element entwickelt.

Im völligen Gegensatze zu Werther, der vor jedem Folge habenden Geschäft zurückschreckt, ist ihre Thätigkeit stets eine solche gewesen, die auf „Vorsicht und Rücksicht", auf der Vorsorge für das Morgen beruhte. Der Vater erzählt, wie von dem Augenblicke an, wo die sterbende Mutter ihr die Pflicht auferlegte, ihm die Hausfrau, den Kindern die Mutter zu ersetzen, „ein ganz anderer Geist über sie gekommen"; wie sie „in der Sorge für ihre Wirthschaft und in dem Ernste ihrer Pflicht eine wahre Mutter geworden, wie kein Augenblick ihrer Zeit ohne thätige Liebe, ohne Arbeit verstrichen sei, ohne daß ihre Munterkeit sie dabei verlassen habe." Aeußere Kultur durch Schule und Unterricht sind wenig an sie herangekommen. Sie hat wohl hier und da auch ihren Roman gelesen, aber doch nur selten; und wenn sie als Vierzehnjährige sich gern Sonntags mit einer empfindsamen Erzählung von Glück und Leiden einer Miß Jenny „in ein Eckchen" setzte und an beiden „mit ganzem Herzen Theil nahm", so sind ihr doch jetzt, wie sie uns gesteht, schon lange nur die Romane die liebsten, „in denen es zugeht, wie um sie her, und wo sie ihre eignen häuslichen Zustände wiederfindet." Ueber diese Poesie, wozu, wie wir sehen werden, noch etwas Klopstock'sche Naturschwärmerei kommt, geht ihre Bildung nicht hinaus. — „So viel Einfalt bei so viel Verstand, so viel Güte bei so viel Festigkeit, und die Ruhe der Seele bei dem wahren Leben und der Thätigkeit!" Das sind die ersten

Worte, mit denen Werther sie schildert, und es sind, wie wir sehen, lauter Eigenschaften, die ihm selbst abgehen: Verstand, Festigkeit, Seelenruhe und Lust an wahrer Lebensthätigkeit. Der Verstand aber steht in dieser Schilderung obenan. Das ist sehr bezeichnend; denn dieser ruhige Verstand in seiner Gesundheit ist es, was auf Werther, zumal an einem so jungen und schönen Mädchen, vor allem einen Achtung gebietenden Eindruck macht. Gesund an Leib und Seele, unverzärtelt, arbeitgeübt und lustig zur Arbeit wie zum Tanze, den sie leidenschaftlich liebt, immer heiteren Sinnes und glücklich in ihrem häuslichen Berufe, ist sie ganz dazu geschaffen, einen einfachen, braven Mann als Gattin und Hausfrau glücklich zu machen. Und solch ein einfacher, braver Mann hat sich denn auch bereits gefunden. Lotte ist Braut. Es ist keine Leidenschaft, die sie und ihren Verlobten zusammengeführt hat, sondern ruhige Neigung. Albert hat bei dem Herrn Amtmann um sie angehalten, und der vermögenslose Vater von neun Kindern hat sicher nichts einzuwenden gehabt gegen die Aussicht, das älteste seiner Kinder durch die Verbindung mit einem „braven Menschen" (so nennt sie ihn selbst zuerst gegen Werther, und so nennen ihn auch die andern), der zugleich „eine sehr ansehnliche Versorgung" in nächster Aussicht hat, aller späteren Lebensnoth einzelnstehender Mädchen enthoben zu sehen. Lotte selbst ist ihrem Verlobten gut, sie schätzt und achtet ihn und ist überzeugt, mit ihm glücklich zu leben. Aber ihre Neigung ist eine ganz ruhige, denn das Wesen dieser in sich harmonisch befriedeten Natur besteht eben darin, daß sie der Leidenschaft eigentlich nicht fähig ist. Was davon in ihr ist, geht auf in der Liebe zum Tanze. Das ist eine Erregung, ein Vergnügen, bei dem sie „mit ganzem Herzen und ganzer Seele dabei ist". „Wenn diese Leidenschaft ein Fehler ist", sagt sie

am ersten Tage ihrer Bekanntschaft zu Werther, „so gestehe ich Ihnen gern, ich weiß mir nichts über's Tanzen." „Und wenn ich was im Kopfe habe", setzt sie hinzu, — „und mir auf meinem verstimmten Klavier einen Contretanz vortrommele, so ist Alles wieder gut." Solch ein junger, grüner, saftstrotzender Frühlingsbaum ist kein Holz für das Feuer großer, hinreißender, verzehrender Leidenschaft. Dieser auf „verstimmtem" Klavier vorgetrommelte Contretanz und seine eigenthümliche herstellende, oder, wie die Alten sagen, kathartische Wirkung ist einer der sprechendsten Schilderungszüge ihres Wesens in der Dichtung und verbietet von vorn herein, bei dem Conflikte in derselben an Tragödie und tragische Katharsis zu denken. Es ist Iffland, nicht Shakespeare. Wenn dies junge Wesen dennoch in eine Tragödie verwickelt wird, so ist und bleibt dies eben nur eine äußerliche und augenblickliche Betheiligung, die den Kern ihres Wesens nicht berührt, und die Gesundheit desselben nicht dauernd anzutasten vermag.

Noch wichtiger ist ein anderer Zug. Lotte hat bereits eine unglückliche Leidenschaft eingeflößt, und diese hat höchst unheilvoll geendet. Ein sanfter stiller junger Mensch, ein Schreiber ihres Vaters, der seine arme Mutter mit seinem Fleiße ernährte, hat eine leidenschaftliche Liebe für sie gefaßt, genährt, verborgen, und zuletzt ihr entdeckt. Er ist darüber aus dem Dienste gejagt und rasend geworden. Ein Jahr hat er als Tobsüchtiger in den Ketten eines Tollhauses zugebracht, dann ist er als sanfter und unschädlicher Irrsinniger entlassen worden, und so findet ihn Werther am Felsenuferhange des Flusses im trüben Naßkalt eines Novembertages, beschäftigt, Blumen zu „einem Strauße für seinen Schatz zu suchen". Tags darauf erfährt er den so eben geschilderten Zusammenhang durch Albert,

der ihm den Hergang, welcher erst vor anderthalb Jahren passirt ist, „mit trockenen Worten erzählt".

Und Lotte? — Es wird nirgends gesagt oder auch nur angedeutet, daß dieses Ungeheuere sie erschüttert oder auch nur ihre Heiterkeit irgendwie getrübt habe. Sie ist eben ein „verständiges" Frauenzimmer, dem die Liebe eines armen, niedriggeborenen Schreibers zu der Tochter des fürstlichen Amtmanns als baare Narrheit erscheint und erscheinen muß, und das von der Leidenschaft und ihrer Macht gar keinen Begriff hat. Um so gefährlicher ist sie aber selbst eben deshalb einem Gemüthe, das ganz von der Leidenschaft hingenommen und beherrscht zu werden fähig ist, um so gefährlicher ist sie einem Werther, von dem es wie von dem zur still brennenden Kerze hinflatternden „Nachtfalter" in Goethe's Gedicht „Selige Sehnsucht" heißen kann:

„Keine Ferne macht Dich schwierig,
Kommst geflogen, kommst gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Bist Du Schmetterling verbrannt!"

Lotte ist die „stille Kerze", dies ruhige Licht, an welchem der Nachtfalter Werther verbrennt.

Er kommt zu ihr von einem noch frischen Unheil, das er selbst, halb unschuldig, halb schuldig, angerichtet. Die Qual, die ihn selbst jetzt bald verzehren soll, er hat sie so eben erst über ein von ihm angezogenes weibliches Wesen gebracht. Hören wir seine eigenen Betrachtungen in den ersten Worten seines ersten Briefes! „Wie froh ich bin, daß ich weg bin! — waren nicht meine Verbindungen recht ausgesucht, um ein Herz wie das meinige zu ängstigen? Die arme Leonore! Und doch war ich unschuldig. Konnt' ich dafür, daß, während die eigensinnigen

Reize ihrer Schwester mir eine angenehme Unterhaltung verschafften, eine Leidenschaft in dem armen Herzen sich bildete? Und doch, — bin ich ganz unschuldig? Hab' ich nicht ihre Empfindungen genährt? hab' ich mich nicht an den ganz wahren Ausdrücken der Natur, die uns so oft zu lachen machten, so wenig lächerlich sie waren, selbst ergetzt? hab' ich nicht — O, was ist der Mensch, daß er über sich klagen darf!" — Diese der Tragödie vorangehende Episode, welche uns an die Parallele der voraufgehenden Leidenschaft Romeo's in Shakespeare's höchster Liebestragödie erinnert, — sie ist ein Meisterzug der Goethe'schen Dichtung, wie denn Goethe überhaupt diese Wertherdichtung, die er erst beinahe zwei Jahre nach den eigenen Wetzlarer Erlebnissen niederschrieb, mit der bewußtesten Ruhe künstlerischer Ueberlegung in der Komposition ausgestattet hat. Wie selbstisch weiß hier im Anfange der Dichtung der nämliche Werther sich mit dem gleichen Unglück abzufinden, das er über ein anderes Wesen gebracht hat, und das an ihm selbst so furchtbar sich erneuern soll! Er will „das Vergangene vergangen sein lassen" und „das Gegenwärtige genießen"; denn: „der Schmerzen wären weniger in der Welt, wenn die Menschen nicht mit so viel Emsigkeit der Einbildungskraft sich beschäftigten, die Erinnerungen des vergangenen Uebels zurückzurufen, eher als eine gleichgültige Gegenwart zu ertragen!" — In diesem Eingange liegt das Grundthema des ganzen folgenden Gedichts ausgesprochen. Der arme, selbstbetrogene Bethörte! er ahnt nicht, daß das vergeltende Schicksal ihm leise nachschleicht, ahnt nicht, wie bald er in eine Lage versetzt werden soll, in welcher er die Kraft dieser seiner Lebensweisheit an sich selbst zu erproben haben wird.

Im Frühlinge, in der wonnevollsten Pracht der Maienblüthe, beginnt die Dichtung. Freier, leichter, ruhiger, als es seit lange

gewesen, fühlt der jener Verwicklung glücklich entronnene Werther sein unstätes Herz inmitten all der Werdelust des Frühlingszaubers um ihn her. Er fühlt sich versöhnt mit den Menschen seiner neuen Umgebung, „eingelullt" von der Poesie „seines Homer", dessen Schilderung der einfachen Urzustände des Menschheitsfrühlings er auf seine Weise in Garten und Küche des Bauernhauses von Wahlheim, sein Mittagbrod selbst bereitend, in die Wirklichkeit übersetzt. Ganz versunken in seinen naturgenießenden Müßiggang, empfindet er sich hochbefriedigt durch den Verkehr mit den armen, noch von keiner Kultur beleckten Dorfleuten und mit den Kindern dieser zweiten Natur, diesen Wesen, „die nicht wissen, warum sie wollen", — gleich ihm selbst und seinem „verzogenen" Herzen. „Da, plötzlich und unerwartet, steht aller Glanz und Duft, alles lichte, stille Weben und Blühen des Frühlings der Natur verkörpert vor ihm in der Gestalt des schönen holdseligen Wesens, zu dem er an einem gewitterschwülen Frühlingsnachmittage mit seiner Tänzerin und deren Base durch „den weiten ausgehauenen Wald", der das fürstliche Jagdhaus umgiebt, hinausgefahren ist, um sie zu dem von ihm und seinen Freunden veranstalteten ländlichen Ballfeste abzuholen.

Mit sicherem Takte und glücklichem Griffel hat Kaulbach gerade diesen Moment gewählt, um Lottens Bild und Wesen zu erfassen und sichtbar vor uns hinzustellen. Denn in dieser von dem Dichter unvergleichlich geschilderten Scene ist in der That die ganze Naturbestimmtheit ihres Wesens, das „häusliche", zur Mutter und Hausfrau bestimmte deutsche Mädchen, vor uns entfaltet. Aber ein noch größerer Meisterzug Kaulbach's ist — was ich wohl hier und da als einen Fehler bezeichnen hörte —, daß er es verschmäht hat, dem zur geöffneten Thür eintreten-

den Werther die Apollinischen Züge des jugendlichen „Götterjünglings“ Goethe zu verleihen. Denn nicht nur, daß Goethe eben nicht Werther, der Dichter nicht sein Geschöpf ist: — eine solche Darstellung Werther's, so nahe sie auch einem minder gedankentiefen Künstler liegen mochte, — würde zugleich einen künstlerischen, einen ästhetischen Fehler enthalten haben. Sie würde die Aufmerksamkeit von derjenigen Gestalt abgelenkt haben, die der Dichter allein in den Vordergrund des Interesses stellen wollte und stellen mußte. — Doch wir müssen uns hier noch versagen, auf Kaulbach's Darstellung näher einzugehen, weil wir unsere Charakteristik Lottens fortzusetzen haben.

Von jenem Augenblicke an ist Werthers Schicksal entschieden. Lotte ist verlobt, gehört einem Andern an. Das vermehrt ihren Reiz für den Mann der Leidenschaft, während es dagegen ihr selbst und ihrem Wohlgefallen an Werther die volle Unbefangenheit giebt. Auch Werther selbst glaubt unbefangen in seinem Wohlgefallen zu sein. Aber dieser Glaube ist Täuschung und vermehrt nur die Gefahr. „Mein Herz ist so verderbt nicht“, schreibt er dem Freunde, „daß ich dieses Vertrauen täuschen könnte, obschon es allerdings schwach genug ist!“ Aber er weiß doch innerlich besser, was das letztere, was die Schwäche des Herzens heißen will, denn er setzt sogleich selbst hinzu: — „Und ist das nicht Verderben?“ —

Lotte ist durchaus auf praktisches Leben gestellt und ohne alle eigentliche Sentimentalität. Darum übersieht sie den unpraktischen sentimentalen Werther von vorn herein. Sie behandelt ihn zeitig mit einer gewissen mütterlichen Sorglichkeit, denn sie hat einen starken Zug und Hang zu dem, was man im gemeinen Leben „bemuttern“ nennt. Gleich im Anfange ihrer Bekanntschaft, als Werther sie bei dem alten Pfarrer mit seiner

Rede über liebende Schonung unserer Nächsten selbst zu Thränen rührt, warnt und schilt sie ihn auf dem Rückwege „über den zu warmen Antheil, den er an Allem nehme, und daß er darüber zu Grunde gehen werde, wenn er sich nicht schone". Später wirft sie ihm seine Maaßlosigkeit vor, „daß er sich manchmal von einem Glase Wein verleiten lasse, eine Bouteille zu trinken"; und überhaupt erscheint ihr weiterhin sein ganzer Zustand geradezu als „Krankheit", obschon sie weit entfernt ist, die ganze Bedeutung dieser Leidenschaftskrankheit auch nur zu ahnen, weil sie selbst eben keine Ader von Leidenschaft in sich hat.

Was ist es nun aber, was sie zu Werther hinzieht, ihre Neigung, ihre Theilnahme auf ihn richtet? Zunächst ein ganz klein wenig Romantik und Naturschwärmerei. Denn diese gesunde, im Kreise ihres engen Daseins durchaus befriedete Natur, die sich hier und da auch wohl, wie bei dem Besuch im Pfarrhause, mit Verstand und Behagen auf das Gebiet der Trivialität und auf den Kleinkram des Lebens einläßt und ein Plauderstündchen mit einer Freundin über Neuigkeiten und unbedeutenden Stadtklatsch auch dann nicht verschmäht (siehe den Brief Werther's vom 26. October), wenn der interessante Freund in ihrer unmittelbaren Nähe ist, — sie hat doch auch ihr bescheiden Theilchen von der deutschen Empfindsamkeit jener Zeit in der Seele. Das zeigt sich gleich Anfangs in jener Ballnacht, wo sie, am Fenster stehend an Werther's Seite bei dem niederrieselnden Frühlingsregen des fernabdonnernden Gewitters mit thränenvollem Auge zum Himmel blickend, ihre Hand auf die seine legt und leise: „Klopstock!" ausruft. Diese Scene wäre ihr mit ihrem Verlobten wohl nicht möglich gewesen; denn der treffliche, aber etwas trockene Albert ist kein Resonanzboden für solche Klopstock'sche Gefühlsüberschwänglichkeit, während dagegen Wer-

ther'n jener unschuldige Ausdruck gefühlvoller Erregung sofort völlig außer sich und zu dem Wunsche bringt: „von nun an den Namen Klopstock nie wieder nennen zu hören!" Lotte findet ebenso in Werther ein Echo für ihre im Mondschein ausgesprochenen Wiedersehens- und Unsterblichkeitsgedanken, während ihr Albert dieselben immer mit einem: „Es greift Sie zu stark an, liebe Lotte!" — abzuschneiden sich bestrebt.

Goethe spricht einmal in einem seiner Briefe an Kestner, nach dessen Verheirathung mit dem Original der Werther'schen Lotte, von „den Taschengeldern der Empfindung, daran der Mann keine Prätension hat", die seine (Kestner's) Lotte wohl an ihn wenden könne*). Diese „Taschengelder der Empfindung" sind es, welche die Lotte der Dichtung unbedenklich an Werther wendet, weil sie weiß, daß sie damit ihrem Bräutigam, für den dieselben keinen Werth haben, Nichts entzieht. Selbst ganz ohne Leidenschaft, reizt sie eben deshalb unwissend in ihrer Unschuld den nur in der Leidenschaft lebenden und webenden Werther durch tausend kleine Vertraulichkeiten und Unvorsichtigkeiten. Von dem ersten Geschenke der rothen Bandschleife ihres Kleides bis zu dem Kusse, den sie ihm durch ihren Kanarienvogel übermittelt, wird Alles ihm verderblich und zu Gift, was sie arglos ihm gegenüber thut. „Sie sieht nicht, sie fühlt nicht", ruft er einmal aus, „daß sie ein Gift bereitet, das mich und sie zu Grunde richten wird, und ich, mit voller Wollust schlürfe den Becher aus, den sie mir zu meinem Verderben reicht. Was soll der gütige Blick, mit dem sie mich oft, — oft? nein, nicht oft, aber doch manchmal ansieht, die Gefälligkeit, womit sie einen unwillkürlichen Ausdruck meines Gefühls aufnimmt, das Mitleiden mit meinem Dulden, das sich auf ihrer Stirne zeichnet!"

*) Goethe und Werther, von A. Kestner, S. 179.

Das letzte Wort ist das rechte. Mitleid ist das zweite Band, welches Lotte mit Werther verbindet, Mitleid mit einem Kranken, einem liebevoller Pflege Bedürftigen; und Lotte heißt und ist eine treffliche Krankenpflegerin. Nur daß sie sich bei diesem Kranken in der Behandlungsweise vergreift, weil sie seine Krankheit wohl in ihren Symptomen, aber nicht in ihrem Wesen erkennt. Seine zeitweilige Ausgelassenheit, seine übertriebene Lustigkeit ängstigen sie und sind ihr unheimlich. „Um Gotteswillen," sagte mir Lotte heut, „ich bitte Sie, keine Scene wie die von gestern Abend! Sie sind fürchterlich, wenn Sie so lustig sind!" Soweit Mitleid Liebe enthält und ist, soweit liebt sie ihn, nicht weiter, — wenigstens nicht viel weiter. Ihr Verlobter dagegen, der wackere nüchterne Albert, merkt den wahren Zustand Werther's beim ersten Blicke; er vermeidet es, seine Braut in Gegenwart Werther's zu liebkosen und zu küssen, aber er behält beide ruhig im Auge. Allein erst nach der Hochzeit, als Werther, der sich entfernt hatte, von seiner Leidenschaft überwältigt, wieder zurückkommt an die Stätte seiner Qualen, erst da hält Albert es für nöthig, seine Lotte zu warnen. Er wünscht, daß es möglich sein möchte, den Freund wieder zu entfernen: „ich wünsch' es auch um unsertwillen, und ich bitte Dich, sieh zu, seinem Betragen gegen Dich eine andere Richtung zu geben, seine öfteren Besuche zu vermeiden. Die Leute werden aufmerksam."

Diese Worte vernichten mit einem Schlage die nachtwandlerische Sicherheit, mit der die unschuldige Lotte bis dahin am Rande eines Abgrunds ihren Weg gewandelt ist; denn das ausgesprochene Wort hat eine ungeheure, eine bannende Macht. Aber Naturen, wie diese Lotte, sind rasch entschlossen, weil sie zweifellos sicher sind über das, was ihnen zu thun obliegt. Und

Lotte handelt denn auch entschlossen. Gleich in der nächsten Unterredung mit Werther führt sie den Wunsch ihres Mannes aus, und die Art, wie sie es thut, hebt sie auf die Höhe ihres Wesens, zeigt diese ächt deutsche Frauengestalt in dem ganzen Adel, in der vollen Tüchtigkeit und Ehrlichkeit ihrer reinen Natur. Die einfachen, klaren, überzeugend wahren und dabei so liebevoll milden Worte, mit denen sie ihn zur Besinnung zu bringen sucht, gipfeln sich zuletzt mit dem einen Zurufe: „Seien Sie ein Mann!" Goethe hat diesen Zuruf später selbst als moralischen Epilog zu seiner Dichtung angewendet, in dem er seinen Werther aus dem Jenseits jeden, der sein Schicksal beweine, ganz im Sinne Lessing's ermahnen läßt:

„Sei ein Mann! und folge mir nicht nach!"

Aber trotz diesem tapfern Verhalten unserer Heldin ist doch in ihrem Innersten noch etwas Verborgenes, etwas Geheimnißvolles, etwas, das der Dichter selbst, „mit Worten auszudrücken" sich scheute, und es lieber „einer schönen weiblichen Seele überlassen wollte, sich ganz in die Seele Lottens zu denken und mit ihr zu empfinden." Diese Scheu, die so natürlich war bei dem Dichter, der in diesem aus Wahrheit und Phantasie so wunderbar gemischten poetischen Seelengemälde die eigensten Verhältnisse persönlicher Wirklichkeit, welche seiner Dichtung offen zum Grunde lagen, zu berücksichtigen und zu schonen hatte, wir brauchen sie nicht zu haben und zu üben. Und so dürfen wir denn unsere Charakteristik Lottens — der Lotte der Dichtung, nicht der wirklichen, die hierin mit ihr nichts Verwandtes hat, — durch den letzten Zug vervollständigen: daß unmittelbar nach jener ihrer letzten That des Verstandes und der Pflicht, mit der sie Werther'n von sich weist, der Funke der Leidenschaft, der in

jedem Menschenherzen schlummert, für einen Augenblick in ihrer Brust zur Flamme auflodert. In der Stunde des grauen Dezembernachmittags, die dem letzten verhängnißvollen Zusammentreffen mit Werther vorhergeht, vergleicht sie, einsam in ihrem Zimmer sitzend, zum erstenmale den theuren Freund, den sie fortan für immer entbehren soll, mit dem Gatten, an den Neigung und Achtung, Gelübde und Pflicht sie unauflöslich binden, und Niemand, der diese Stelle aufmerksam liest, kann sich darüber täuschen, auf wessen Seite hin in diesem Augenblicke sich bei ihr die Schale neigt! „Auf der andern Seite war ihr Werther so theuer geworden; gleich von dem ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft an hatte sich die Uebereinstimmung ihrer Gemüther so schön gezeigt, der lang dauernde Umgang mit ihm, so manche durchlebte Situation hatten einen unauslöschlichen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Alles, was sie Interessantes fühlte und dachte, war sie gewohnt, mit ihm zu theilen, und seine Entfernung drohte in ihr ganzes Wesen eine Lücke zu reißen, die nicht wieder ausgefüllt werden konnte." Um ihn in ihrer Nähe behalten zu können, hätte sie ihn „in einen Bruder verwandeln, ihn einer ihrer Freundinnen verheirathen mögen" — aber „sie fand keine, der sie ihn gegönnt hätte!"

Und nun kommt der Unglückselige, kommt, ihr unerwartet, sie überraschend in dieser Stimmung. Zum ersten Male erbebt ihr das Herz bei seinem Eintritt, empfängt sie ihn „mit leidenschaftlicher Verwirrung", scheut sie mit ihm allein zu bleiben, wie in Schiller's „Kabale und Liebe" Luise mit Ferdinand nicht allein bleiben mag — und wünscht doch wieder, daß die Freundinnen, zu denen sie schickt, „nicht kommen möchten." Die Lektüre der Ossianscene thut das Letzte, und halb gezogen, halb

hinsinkend, vergeht ihr wie ihm die Welt, berührt das reine Wesen zum ersten und letzten Male, wenn auch nur mit dem streifenden Saume des Gewandes, das Gebiet der in ihren Augen und vor ihrem Gewissen sündlichen Leidenschaft. Zur rechten Zeit rafft sie sich empor, denn selbst in diesem furchtbaren Augenblick bleibt ihr Verstand noch wach und stärker als ihr Herz. Aber sie hat nicht mehr den Muth, sich und „ihre Schuld und ihre Ahnungen" ihrem zurückkehrenden Gatten zu entdecken. Kann sie doch kaum wünschen, daß derselbe in ihrer Seele lesen möchte. „Selbst nach der beruhigenden Einsamkeit der Nacht kehren ihre Gedanken immer wieder zurück zu Werther'n, der für sie verloren war und den sie doch nicht lassen konnte, den sie leider sich selbst überlassen mußte, und dem, wenn er sie verloren, nichts mehr übrig blieb!"

Hierin liegt der Schlüssel zu den Worten, mit welchen die Dichtung nach der erfolgten Katastrophe des Werther'schen Selbstmords von Lotten Abschied nimmt: „Man fürchtete für Lottens Leben."

Aber diese Furcht, so begründet sie scheint, wird sich nicht erfüllen. Diese Lotte, in der Goethe die gesunde Lebenskraft seiner eignen Natur verkörpert hat, wird leben bleiben und glücklich leben an der Seite ihres braven Mannes, so gewiß, als sie unglücklich geworden wäre als Gattin eines Werther. Die Wunde, die ihr Herz erhalten, wird sich schneller schließen, als sie selbst es denkt, und wenn sie auch die Narbe davon behält, so wird doch dieses Lebensleid nur dazu dienen, der Schönheit ihres Wesens einen neuen Reiz durch jenen Zug sanfter Melancholie hinzuzufügen, welche das Andenken an das Glück und an das Leid ihres Zusammenlebens mit Werther von Zeit zu Zeit in ihr hervorrufen wird.

Und nun zum Schlusse noch ein Wort über die Composition des bekannten Kaulbach'schen Bildes. Durch die geöffnete Thür des Gartenzimmers, in welcher der erstaunte Werther steht, nicken die Rosen des Juni, säuselt das Laub der Bäume, während in der Ferne das weißgraue Gewölk des Gewitters herüberdroht. Da sind sie alle acht versammelt, wie die Orgelpfeifen, die schönen Amtmannskinder um die schon zum Tanzfeste geschmückte älteste mütterliche Schwester, weil sie noch zu guter Letzt ihr Vesperbrod zu dem Frühobste von keiner andern als von ihrer geliebten Lotte geschnitten haben wollen. Denn Vesperzeit ist's, vier Uhr Nachmittags, wie uns die große hölzerne Wanduhr sagt, der zur Seite im Schatten die langen Reiterpistolen hängen. Ich sage nichts von dem Kindergewimmel um Lotte her; nichts von der nächstältesten Schwester Sophie, der Lottchen das Regiment für die Zeit ihrer Abwesenheit übergeben hat, und die denn auch bereits mit Haube und Strickstrumpf sich in die gehörige, Achtung gebietende Verfassung zur Uebernahme der schweren Pflicht des Ordnunghaltens gesetzt hat; nichts von dem zerrenden kleinen Buben, dessen Herandrängen zu der Vesperbrodspenderin einer anderen kleinen Schwester so gefährlich für Lottens Toilette erscheint, daß sie für nöthig hält, den kleinen Halbsansculotten gewaltsam von derselben zurückzureißen; nichts von dem Kirschen mausenden Knaben, welcher zu seiner bereits empfangenen Aepfelration sich selbst die Zulage zu nehmen im Begriff ist; nichts von dem jüngsten, zuerst mit dem Vesperbrode bedachten „Stuhlkinde", das, den eintretenden fremden Mann halb furchtsam anstarrend, doch über diesem Anstarren und Essen nicht seine dritte und liebste Thätigkeit vergißt, welche darin besteht, die dicken feisten Beinchen und Füßchen noch von dem letzten Reste der glücklich abgestrampelten Bekleidung zu befreien;

nichts endlich von dem humoristischen Blickgespräche der ehrbar dasitzenden Hauskatze mit dem von seinem Reiter über dem Vesperbrode im Stiche gelassenen Rollpferdchen, das gerade so maltraitirt aussieht, wie ein ordentliches Rollpferd der Kinderstube aussehen muß: — Das Alles sind Nebensachen im Vergleich zu der Hauptfigur in der Mitte, zu der schönen schlanken Mädchenblume, die in dem kleidsamen und doch so einfachen schmucklosen Festputze vor uns dasteht:

„Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön!“

Ihr schlichtes weißes Ballkleid mit den blaßrothen Schleifen hindert sie nicht, die Pflichten der Hausmutter gegen die Kinderschaar zu üben, die diese jungfräuliche Mutter umgiebt. Ganz vertieft in ihr Geschäft, das schwarze Hausbrod gegen den schönen Busen gedrückt, und vorsichtig nach Alter und Appetit der Empfänger die Schnitte bemessend, die dunklen Augen auf die herandrängenden Kinder niedergesenkt, sieht sie nicht den eintretenden Gast, nicht den entzückt erstaunten auf sie gerichteten Blick, mit dem derselbe in der geöffneten Thüre stumm und sprachlos stehen bleibt. Der schreiende und jubelnde Lärm ihrer Kinderschaar hat den knarrenden Ton der aufgehenden Thür übertönt; von den Kindern selbst sieht und hört gleichfalls keins den Eintretenden — bis auf das „Stuhlkind“, das aber blos mit seinen Augen spricht —, und so hat Werther Muße, „das reizendste Schauspiel, das seine Augen je gesehen,“ einen Moment ganz ungestört zu betrachten. Daß Kaulbach zu diesem Zwecke aus dem ältesten, fünfzehnjährigen Bruder der Dichtung einen zehnjährigen gemacht hat, ist durchaus in der Ordnung. In Ordnung aber ist überhaupt Alles auf diesem reizenden Bilde jungfräulicher Hausmütterlichkeit, selbst die kräftige Birkenruthe,

die hinter dem kleinen Rokkokospiegel gleichfalls nicht fehlt, so wenig als dem eingerahmten Schattenrisse der verstorbenen Mutter der Schmuck des frischen Blumenstraußes mangelt.

Und diese lieblichste, unschuldigste und harmloseste aller Scenen ist dazu ausersehen, daß sich an sie das furchtbarste Schicksal knüpft! Diese holdselige, friedenvolle Gestalt soll Verderben bringen über den Jüngling, den wir, verzückt in ihre Schönheit, in voller Jugendkraft vor uns stehen sehen! Diese Bandschleife an ihrer Brust soll ihn in sein Grab begleiten, zu dem er selbst in diesem Augenblicke schon unwissend den ersten Spatenstich thut; und eins dieser so ruhig an der Wand hangenden verstäubten Mordgewehre soll die schöne freie Stirn zerschmettern, auf der wir jetzt nur den lichten Glanz der Schönheit sich wiederspiegeln sehen, deren Anblick seine Augen mit Entzücken in sich trinken! Es soll an ihm sich bewahrheiten das schwermüthige Wort des Dichters, daß:

„Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,
Ist dem Tode schon anheimgegeben!“

III.

Adelheid von Walldorf.

Eine Kluft, tief wie der Abgrund zwischen Unschuld und Sünde, trennt die zuvor betrachtete Schöpfung des jugendlichen Dichters, trennt die holdselige, in sich befriedete, sanft liebreizende Lotte seines Werther von der dämonischen Frauengestalt, welche uns Goethe in Adelheid von Walldorf vor die Augen führt!

Aber wenn es auch nicht zu verwundern ist, daß ein und derselbe Dichter diese beiden weiblichen Wesen geschaffen hat, so scheint es doch fast ein Wunder, daß er sie ungefähr zu ein und ebenderselben Zeit in sich trug, und daß Goethe, während sein Herz in Wetzlar zu Lottens Füßen den rein poetischen Roman der lieblichsten und unschuldigsten Idylle durchlebte und künstlerisch steigerte, in demselben Wetzlar zu gleicher Zeit die Gestalt dieses dämonischen Weibes in seinem Innern erzeugte, deren verrätherische Schönheit Tod und Verderben über Alles bringt, was ihrem Zauberkreise sich naht. Und das größte aller Wunder endlich ist, daß ebenderselbe Goethe, während er seine Seligkeit darin zu finden schien, mit Albert's Lotte im Hausgarten Obst zu brechen und Schooten zu pflücken, sich allen Ernstes in jene

Adelheid, in dieses Geschöpf seiner Phantasie, verliebte, ja so sehr verliebte, daß diese „reizende Frau", wie er sie in Dichtung und Wahrheit nennt, selbst seinen Helden Götz „bei ihm ausstach", und daß das Interesse an ihrem Schicksal dergestalt in der Dichtung überhand nahm, daß er sich bei späterer Ueberarbeitung aus künstlerischen Gründen gezwungen sah, dasselbe auf ein bedeutend geringeres Maaß zurückzuführen!

Und doch ist die Erklärung dieses Wunders gar nicht schwer. Eine spätere Geliebte des Dichters — auch eine Lotte, wenn auch etwas weniger idyllisch und unschuldig als die erste —, Frau Charlotte von Stein, that einmal über Goethe, als er sich aus ihren Banden losgemacht und die junge schöne Christiane Vulpius in Haus und Herz aufgenommen hatte, den klagenden Ausruf: „Es sind zwei Naturen in ihm!" Die Gute glaubte damit etwas gar Haarsträubendes gesagt zu haben, und doch war es nichts mehr und nichts weniger als die einfache Wahrheit. Alle wahrhaft bedeutenden Menschen — aber auch nur solche — können und müssen mit Faust sagen:

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen,
Die andre hebt gewaltsam sich vom Duft
Zu den Gefilden hoher Ahnen."

Goethe's Roman mit der Wetzlarer Lotte war eben so idealistisch wie die Gestalt, zu der er diese Liebe in seiner Dichtung verklärte. Es war eine rein poetische (um nicht zu sagen eine freiwillig erzeugte und erträumte), keine wirkliche irdische Leidenschaft, die ihn zu der Verlobten des redlichen Hannoveraners

hinzog, und es war der Dichter in ihm, der dieses Verhältniß eifrig und mit vollem Bewußtsein von dessen poetischem Gehalt und Werthe pflegte und in sich steigerte. Wer das noch nicht wissen sollte, der kann sich davon aus dem achtundsechzigsten Briefe des vielfach mißverstandenen Goethe-Kestner'schen Lotte-Briefwechsels bis zur unwiderleglichen thatsächlichen Gewißheit überzeugen. Aber in allerinnigster Nachbarschaft mit dem im Mondschein schwärmenden, sich mit dem geistigsten Dufte des Idylls begnügenden Goethe, wohnte noch ein zweiter Goethe, der damals neben Goldsmith auch Shakespeare, neben dem Vikar von Wakefield auch einen Macbeth, neben einer sanften Werther'schen Lotte auch die dämonische Gestalt einer Shakespeare'schen Kleopatra zu schätzen und zu genießen wußte. Und dieser zweite Goethe schuf seine Adelheid und verliebte sich in diese Gestalt, in der man die Elemente von Shakespeare's Macbeth und Kleopatra, in der man den Einfluß der begeisterten Shakespearelektüre des jugendlichen Dichters auch heute noch gar wohl, selbst in wörtlichen Zügen erkennen kann.

Ein Biograph Goethe's*) hat seine Leser überreden wollen, die Selbstgeständnisse Goethe's in Dichtung und Wahrheit über sein Verhältniß zu dieser dämonischen Gestalt der Adelheid seien nichts als „eine galante Deutung, die der ältere Goethe dem jüngern, der Biograph dem Dichter untergeschoben habe". Aber das ist ein Irrthum, der auf gänzlicher Verkennung dichterischen Schaffens beruht. Denn weit mehr als die reinen, einfachen, ungebrochenen, sind es die gemischten Charaktere, welche den schaffenden Dichter anziehen, seine Theilnahme in Anspruch nehmen, ja dieselbe bis zur Vorliebe steigern. Dies ist hier des

*) Viehoff, Goethe's Leben II, S. 74.

Dichters Fall, gegenüber diesem wunderbaren Weibe, bei dessen Erschaffung, wie ihr Gatte Weislingen sagt, „Gott und Teufel um's Meisterstück wetteten". Um dieser Gestalt und Goethe's ursprünglichen Absichten bei ihrer Schöpfung gerecht zu werden, müssen wir, neben der allgemein bekannten zweiten, auch die erst spät nach des Dichters Tode bekannt gewordene erste Bearbeitung des Götz in Betracht ziehen, die zugleich bei weitem kühnere und genialere Züge aufweist.

Adelheid von Walldorf ist seit vier Monaten Wittwe. Jung, reich, unabhängig, viel umworben, befreit von einem unbedeutenden Gatten, dem ihre Jugend ohne Liebe vermählt worden war, hegt sie hochfliegende Pläne für ihre Zukunft, sucht sie einen Mann, der ihr die Erfüllung ihrer ehrgeizigen Entwürfe zu sichern vermag. In Weislingen glaubt sie einen Augenblick einen solchen Mann zu sehen, und darum bietet sie Alles auf, ihn in ihre Fesseln zu schlagen. Ihr Geist, ihre Kunst der Intrigue und der Gefallsucht, und vor Allem ihre Schönheit, sichern ihr den Erfolg. Ihre Schönheit ist von jener sinnverwirrenden Unwiderstehlichkeit, die Alles, was sich ihr naht, mit Zaubermacht berückt. Der jugendliche Dichter hat nicht umsonst seinen Homer und Lessing's Laokoon gelesen; er hütet sich, ihre Schönheit beschreiben zu wollen. In der ganzen Dichtung findet sich kaum ein einziger beschreibender Zug. Desto eindringlicher schildert er sie durch die Wirkungen, die wir sie auf die verschiedensten Personen üben sehen. Als Weislingen's Edelknabe Franz sie zum ersten Male erblickt hat am Hofe des Kirchenfürsten zu Bamberg, da gilt ihm seines Herrn: „ich habe viel von ihrer Schönheit gehört!" gerade so viel, als wenn einer sagte: ich habe Musik gesehen. Als ihn sein Herr „nicht recht gescheidt" heißt, erwidert er, „Das kann wohl sein. Das letzte Mal, da ich sie

sahe, hatte ich nicht mehr Sinne als ein Trunkener. Oder vielmehr — ich fühlte in dem Augenblicke, wie's den Heiligen bei himmlischen Erscheinungen sein mag: alle Sinne stärker, höher, vollkommener, und doch den Gebrauch von keinem." Sein volles, ganz von der Empfindung ihrer Schönheit erfülltes Herz macht den unglücklichen Knaben zum Dichter. „Wenn sie einen ansieht, ist's, als wenn man in der Frühlingssonne stünde." „Ein Blick von ihr" hat ihn „zum Narren gemacht". „Wie ich von dem Bischof Abschied nahm", erzählt er, „saß sie bei ihm. Sie spielten Schach. Er war sehr gnädig, reichte mir seine Hand zu küssen und sagte mir Vieles, davon ich nichts vernahm. Denn ich sah seine Nachbarin, sie hatte ihr Auge auf's Brett geheftet, als wenn sie einem großen Streich nachsänne: Ein feiner lauernder Zug um Mund und Wange! Ich hätt' der elfenbeinerne König sein mögen! Adel und Freundlichkeit herrschten auf ihrer Stirn. Und das blendende Licht des Angesichts und des Busens, wie es von den finstern Haaren erhoben ward!" Aber beredter noch ist das schlichte Wort des ehrlichen Reitersbuben Georg, als er den ungetreuen Weislingen zu Bamberg an ihrer Seite erblickt hat: „Sie ist schön, bei meinem Eid, sie ist schön! Wir bückten uns Alle, sie dankte uns Allen." Und der Ausruf des wilden Zigeuners mit den „Augen wie's Irrlicht auf der Haide", der, die weißen Zähne zusammenbeißend, ihr sein: „Du bist schön!" zuruft, sagt mehr als tausend Worte. Nicht nur der glühende Jüngling Franz und der schwache Weislingen fallen in die Netze ihrer verderblichen Schönheit, auch der edle, ritterliche Sickingen fühlt sich durch sie gebannt beim ersten Anblick. Ja selbst der ausgesandte Mörder der heiligen Vehme fühlt beim Anschauen dieses „königlichen Weibes", daß er, der Elende, in ihren Armen ein Gott sein würde, und sein letzter Ausruf an

der Leiche des von seiner Hand ermordeten Weibes lautet: „Gott! machtest Du sie so schön, und konntest Du sie nicht gut machen!“ —

In diesen Worten liegt das Problem, das den Dichter reizte: die höchste körperliche Schönheit des Weibes im Bunde mit einem bösen Sinn, die Schönheit als ein Mittel zu Verbrechen, Sünde und Verderben. Es ist das Problem des Shakespeare'schen Macbeth, die Verkörperung des Hexenwortes: Fair is foul, and foul is fair! — Schön ist häßlich, häßlich schön!

Die Seele von Adelheid's Wesen ist Ehrgeiz. Ehrgeiz, nicht Liebe ist es, die sie zu dem Entschlusse bringt, Weislingen an sich zu fesseln, ihn, wenn's nöthig, zu heirathen, und die Art und Kunst, wie sie den durch Freundschaft und Liebesgelöbniß doppelt gebundenen Mann zu doppeltem Treubruche zu zwingen, wie sie zu diesem Ende alle Hebel der Koketterie und des Sinnenreizes in Bewegung zu setzen weiß, ist unübertrefflich vom Dichter geschildert. Aber auch hier gehen Ehrgeiz und Politik der Liebe vorauf und zur Seite. Bei seinem Ehrgeize faßt sie den schwachen Mann zuerst, indem sie darauf hinweist, daß er, „der Herr von Fürsten sein könne, sich zum Sklaven eines Edelmannes mache!“ Dabei mischt sie in ihren Geständnissen über sich selbst, die sie gegen ihn thut, Wahrheit mit Lüge so geschickt, daß die eine von der andern kaum zu unterscheiden ist. Es ist volle Wahrheit, wenn sie Weislingen gegenüber seiner Liebe für Götz gesteht, daß sie nicht begreifen könne, wie man einen Menschen lieben könne, den man beneidend bewundere; aber es ist das Umgekehrte der Wahrheit, wenn sie sagt, „daß sie über die Leute nicht denken möge, denen sie wohl wolle“; und gleich ihre folgenden Worte, in denen sie ihm, dem sie doch wohl will, den unerbittlichen Spiegel dessen vorhält, was sie

an ihm vermißt, strafen ihre Worte Lügen. Als sie sich überzeugt hat, daß sie sich in ihm getäuscht, als sie sieht, daß er der Mann nicht ist, „der fähig ist, auf hundert großen Unternehmungen, wie auf über einander gewälzten Bergen, zu den Wolken hinauf zu steigen", da ist sein Schicksal entschieden. Als er gar durch Eifersucht ihre Pläne zu kreuzen, sie zum Gehorsam zu zwingen Miene macht, da ist in ihrem Innern sein Todesurtheil gesprochen. „Er muß in den Boden, mein Weg geht über ihn hin!" Es ist kein geringeres Ziel als ein Thron, zu dem dieser Weg ihren hochfliegenden Ehrgeiz führen soll. Es ist kein geringerer Mann, den sie jetzt zunächst als Führer auf diesem Wege und zu diesem Ziele sich ausersehen hat, als „Karl, der große treffliche Mann, und Kaiser dereinst!" Sie zweifelt kaum an seiner Gewinnung, denn sie ist sich der Unwiderstehlichkeit ihrer Reize voll bewußt. „Sollte er der Einzige sein unter den Männern, dem der Besitz meiner Gunst nicht schmeichelte!" — Als dieser Plan ihr fehlschlägt, setzt sie den ebenso ehrgeizigen Sickingen an seine Stelle, der, nicht minder wie sie „zu den stolzen Unternehmungen" gemuthet, ihr nach der ersten Liebesnacht das verheißende Wort zuruft: „Du wärst eines Thrones werth!"

Zwar hat der Dichter bei der späteren Bearbeitung, im richtigen Gefühle, mit dieser Verwickelung Sickingen's in die unreinen und verbrecherischen Bande Adelheid's dem Andenken der edelsten historischen Gestalt des deutschen Ritterthums jener Zeiten zu nahe getreten zu sein, diese ganze letzte Episode ausgelassen. Das hindert uns aber nicht, sie richtig zu finden für die Tragödie der ersten Anlage, in welcher nicht der sich in kleinen Raufhändeln zersplitternde getreuherzige Götz, sondern die kühne, konsequent die stolzen und großen Pläne ihres Ehr-

geizes verfolgende Adelheid von Walldorf die Heldin war und ist, und bei der dem Dichter bewußt oder unbewußt ein weiblicher Macbeth vorschwebte. Oder erinnert etwa ihr Selbstgespräch nach der Liebesnacht mit dem von ihr gleichfalls dem Tode geweihten Franz nicht an Macbeth?

> „Ich habe mich hoch in's Meer gewagt, und der Sturm fängt an fürchterlich zu brausen. Zurück ist kein Weg. Ich muß eins der Welle Preis geben, um das andere zu retten. Die Leidenschaft dieses Knaben droht meinen Hoffnungen. Könnte er mich in Sickingen's Armen sehn, er, der da glaubt, ich habe Alles in ihm vergessen, weil ich ihm eine Gunst schenkte, in der er sich ganz vergaß? Du mußt fort — Du „„würdest Deinen Vater ermorden““ — Du mußt fort. Er soll. Wenn's nicht fürchterlicher ist zu sterben, als einem dazu zu verhelfen, so thu' ich auch kein Leides. Es war eine Zeit, wo mir graute!“

Erinnert das nicht an Macbeth, der auch „einmal so tief in's Blut gestiegen“,

> „Daß, wollt' ich nun im Wasser stille stehn,
> Rückkehr so schwierig wär', als durch zu gehn,

an Macbeth, der auch „verloren hat den Sinn des Grauens“ und der da weiß, daß „Blut fordert Blut“?

Und diese schönheitstrahlende Verderberin, diese Vermenschlichung des Märchens von der verführerischen Paradiesschlange, dieses buhlerische, kalt berechnende, ehrgeizige, sinnliche Weib, das, von Verbrechen zu Verbrechen halb freiwillig, halb gedrängt schreitend, in Sündenschmach und Tod endet, es ist doch noch immer Weib genug, um menschlich zu erscheinen, um sogar in seiner Weise zu lieben. Adelheid liebt wirklich, liebt mit aller weichen Regung des Gefühls, die ihr noch geblieben ist, den

schönen, jungen, bis zum Wahnsinn ihr hingegebenen Edelknaben Franz. Zuerst ist es Mitleid, was sie mit seiner Liebesqual empfindet. „Es kostet mich so wenig, ihn glücklich zu machen!“ und — sie macht ihn glücklich! Ihre drei Gespräche mit Franz sind vielleicht das Wunderbarste, was dem Dichter in der Schilderung dieses dämonischen weiblichen Charakters gelungen ist. Man empfindet sich selbst mit ergriffen von dem todbringenden Zauberhauche, der aus ihrem Munde den Unglücklichen berauschend anweht. Es ist keine Lüge, wenn sie ihm sagt, „daß sie seine Lieb' und Treue fühle“. „Ich lieb' ihn von Herzen!“ ruft sie im Selbstgespräche nach der ersten Unterredung aus, „so wahr und warm hat noch Niemand an mir gehangen!“ Wir dürfen es ihr glauben. Es ist keine Frage: dieses Weib ist das, was sie geworden ist, auch durch das Schicksal geworden, das ihrer ersten Jugend die rechte Liebe eines ächten Mannes versagte. Man hat sich ihren ersten Gemahl als einen ganz alltäglichen Dutzendmenschen zu denken, dem das schöne, aber arme Edelfräulein für den Kaufpreis seiner reichen Güter, seiner Schlösser und Burgen verhandelt ward. „So wahr und warm hat noch Niemand an ihr gehangen“, wie dieses feurige junge Blut, das gleich anfangs nicht blos ihre Schönheit, nein auch „ihr Leben, ihr Feuer, ihr Muth“ entzücken. Die Liebe zu diesem „süßen Knaben“, wie sie ihn nennt, ist die Poesie ihres verbrecherischen Daseins. Es ist eine wundervolle Scene, eine der wenigen, die in der dritten, sonst unsäglich schwächeren Bearbeitung für das Theater, mit welcher der alternde Goethe sich an dem Werke seiner Jugend versündigte, keine Verschlechterungen sind, eine wunderbar ergreifende Scene ist es, in welcher Adelheid dem eben aus ihren Umarmungen entlassenen Lieblinge durch die unheimlich helle Mondnacht von dem Söller ihres

Schlosses nachsieht, wie er den ihr entrissenen weißen Schleier um sein lockiges Haupt zu ihr zurück schwingend, auf seinem Schimmel in's Verderben reitet. Fast möchte sie ihn zurückrufen! „Kann er wohl noch erkennen, wenn ich ihm winke? Er will weiter. Noch zaudert er!" — Aber sie kann nicht mehr zurück auf dem Wege des Verbrechens, und so ruft sie denn mit tiefem Schmerze das letzte: „Fahre hin, süßer Knabe, fahre hin!" dem jetzt für immer ihr verlorenen Lieblinge nach. Ein gleich erschütternder, tief gefühlter Zug ist es, daß in der ersten Bearbeitung, unmittelbar vor ihrer Ermordung durch den ausgesendeten Mörder der heiligen Vehme, der abgeschiedene Geist des treuen Knaben ihr warnend erscheint.

Meister Kaulbach hat eine schwere Aufgabe gewählt, als er die Gestalt dieses Weibes uns darzustellen unternahm; denn das Zusammengesetzte und Gemischte eines Charakters ist von der bildenden Kunst schwer auszudrücken und darzustellen. In der Poesie dagegen ist es der umgekehrte Fall. Darum hat denn auch der bildende Künstler auf diesem Blatte zu vielfachen äußerlichen Hilfsmitteln symbolischer Andeutung seine Zuflucht genommen, — ein Feld, auf welchem er bekanntlich eben so fruchtbar als glücklich sich zu bewegen liebt.

Die Scene ist am Hofe des Bischofs von Bamberg; es ist dieselbe Scene, von der uns Weislingen's Edelknabe Franz im ersten Akte erzählt hat. Ein kühles, hohes, nicht allzu großes Gemach, in das die Strahlen der Spätnachmittagssonne fallen, zeigt uns Adelheid mit dem alten Kurfürsten, dessen Gestalt an Rafael's Portrait Papst Julius' II. erinnert, beim Schachspiel, nach der Tafel, von der noch die köstlichen Dessertweine in den kühl gestellten Silberkannen mit in das Spielzimmer herübergenommen worden sind. Adelheid liebt das Schachspiel,

diesen „Probirstein des Gehirns", wie sie es nennt. Sind ihr doch auch im Leben selbst die Menschen nur Figuren für die klug berechneten Züge ihres hohen Spiels, Puppen, die sie dahin setzt, wo es ihr dienlich, und die sie wegwirft, wo deren Aufopferung ihr für ihre ehrgeizigen Zwecke nothwendig oder förderlich erscheint. Sie hat ihrem Gegner soeben ein letztes „Schach und — Matt" geboten, und genießt nun mit unheimlicher Spielerfreude den Anblick des alten Bischofs, der, die Linke bequem auf's Knie gestützt, den mit dem Hauskäppchen bedeckten Kopf weit vor- und zu dem Spielbrette niedergebeugt, noch halb ungläubig und wie verdutzt die rechte Hand über den Figuren schwebend hält, als hoffte er noch einen rettenden Zug thun zu können. Aber es ist Nichts mit dieser Hoffnung, das sehen wir an seiner etwas übellaunig vorgestreckten Unterlippe, mehr und sicherer noch an dem „feinen lauernden Zuge um Mund und Wange" seiner schönen Gegnerin, deren Blick, und Haltung des Kopfs und der rechten Hand etwas unsagbar Ironisch-Befriedigtes hat. Es gemahnt an den Blick, den eine schöne bunte Angorakatze auf die vor ihr sich in Todespein windende und krümmende gefangene Maus wirft, die sie zum letztenmale freigelassen hat, ehe sie sie verschlingt. Das würden wir sehen, auch ohne die vom Künstler symbolisch hinzugefügte, vergnügt in sich zusammengezogene und doch sprungbereite Lieblingskatze, die, auf dem schwellenden Polsterkissen des weichen „Lotterbettes" neben ihrer Herrin ruhend, den Blick derselben wiederholt. Und diese Adelheid, sie ist wirklich ein „königliches Weib!" Wie sie so halb liegend da sitzt auf dem üppigen Ruhebette, die schlanke herrliche Gestalt, von weicher schwellender Fülle alle Formen, die theils in den reichen Fluthen der hüllenden Gewandung und durch sie hindurch ihren verführerischen Ausdruck

finden, theils unverhüllt, wie Hals und Busen, sich in ihrer marmorleuchtenden Schöne „von dem finstern Haare gehoben" zeigen! Sie ist wie ein Zaubergesang der Sirenen Homer's, dem selbst der vielerfahrene Held Odysseus, der liebend heimkehrende Gatte der schönen treuen Penelope, sich nicht zu widerstehen getraut und sich lieber binden läßt mit stärksten Banden von den wackern Gefährten „aufrecht unten am Mastbaum" seines schnellen Schiffes!

Hat sie den greisen Kirchenfürsten ihr gegenüber, auf den die sinnlichen Reize ihrer verführerischen Schönheit nur noch als schwaches Wetterleuchten wirken können, gefesselt durch den Zauber ihrer geselligen Anmuth und ihres klugen und verschlagenen Geistes, so hat sie dagegen in dem ausschweifenden, cynisch kecken, an Witz und Geist wie an ränkevoller Gewissenlosigkeit ihr ebenbürtigen Hofmanne Liebetraut die sinnliche Gluth der Lüsternheit zur hellen Flamme angefacht. Er kennt sie, wie kein Anderer; er weiß, wer und was sie ist; er spricht mit ihr und sie mit ihm, wie mit ihres Gleichen, die freie Sprache des Einverständnisses, und er ist nicht ganz ohne Hoffnung, gelegentlich dafür belohnt zu werden. Das sagt sein Lied, das er zur Cither singt:

Mit Pfeilen und Bogen
Cupido geflogen,
Die Fackel in Brand,
Wollt muthilich kriegen
Und männilich siegen
Mit stürmender Hand.
Auf! Auf!
An! An!
Die Waffen erklirrten,
Die Flügelein schwirrten,
Die Augen entbrannt.

Da fand er die Busen
Ach leider! so bloß,
Sie nahmen so witzig
Ihn all auf den Schooß.
Er schüttet die Pfeile
Zum Feuer hinein,
Sie herzten und drückten
Und wiegten ihn ein.
Hei eio! Popeio!

Kaulbach's Liebetraut ist aber doch zu sehr Karikatur, um dem Goethe'schen Liebetraut zu entsprechen. Die Lüsternheit, mit der er vorgestreckten Kopfes auf und in die Tiefen des entblößten Busens stiert, auf dessen leise wellendem Gewoge sich die weißen Perlenschnüre wiegen, hat zu viel von einer gewissen Figur des Kaulbach'schen Irrenhauses und zu wenig von dem Ausdruck eines Mephistopheles, dessen Typus hier allein am Orte gewesen wäre.

Desto herrlicher ist dem Künstler dafür die Figur gelungen, welche den entsprechenden Gegensatz zu dem innerlich ausgehöhlten, übersättigten und doch noch begehrlichen Welt- und Lebemenschen bildet, die Figur des Edelknaben Franz. Die Gestalt dieses von dem Blitzstrahl der ersten Liebesleidenschaft getroffenen Jünglingsknaben ist für mich die schönste auf dem ganzen Bilde. Ein einziger Blick aus den Augen dieser Armida hat sein ganzes Wesen verwandelt, hat ihn „außer sich gebracht". Er ist gekommen, sich von dem Bischofe zu verabschieden. „Als der Bischof endigte und sich neigte, sah sie mich an und sagte: Auch von mir einen Gruß unbekannter Weise! Sag' ihm, er mag ja bald kommen. Es warten neue Freunde; er soll sie nicht verachten, wenn er schon an alten so reich ist. — Ich

wollte was antworten, aber der Paß vom Herzen nach der Zunge war versperrt; ich neigte mich. Ich hätte mein Vermögen gegeben, die Spitze ihres kleinen Fingers küssen zu dürfen. Wie ich so stund, warf der Bischof — (warum hat Goethe nicht geschrieben: „warf sie"?!) — einen Bauern herunter, ich fuhr darnach und rührte im Aufheben den Saum ihres Kleides, das fuhr mir durch alle Glieder, und ich weiß nicht, wie ich zur Thür hinausgekommen bin!"

Er weiß es nicht, der Glücklich-Unglückselige. Aber wir wissen es, Meister Kaulbach sagt, zeigt es uns. Er ist bis an die Schwelle der Thür des Gemachs gekommen, aber er konnte nicht weiter, er konnte nicht hinaus! Der Klang ihrer Stimme, das „Schach!" das sie gerufen, hat ihn festgebannt. Er lehnt seine schlanke Gestalt an den ausgeschweiften Pfosten der mit dem schweren Vorhangsteppich bedeckten Thür; aber dieses Lehnen ist kaum ein Lehnen, — wie das Halten kaum ein Halten ist, mit dem er den kleinen Blumenstrauß in seiner Linken umschließt. Das Barett mit der Rechten hinter sich auf dem Rücken haltend, steht er da, ohne zu wissen, daß er steht, ohne Bewußtsein von sich selbst, nur von einem Einzigen erfüllt, „das Herz ganz voll einer einzigen Empfindung," das reine vollkommne Bild der Verzückung: „alle Sinne stärker, höher, vollkommner und doch der Gebrauch von keinem!" Auch sein brennender halbirrer Blick ist auf das schöne Weib, auf den weißen Busen gerichtet, aber mit wie unendlich anderm Ausdrucke, als der Blick des gemein sinnlichen Citherspielers Liebetraut! Ja, man kann eigentlich sagen: er sieht gar nicht und Nichts: sein starrendes Sehen ist nur der Ausdruck, daß hier „der Vorhof des Himmels" ist, und daß er — fort soll von dem „Engel in Weibesgestalt", der diesen Raum zum Paradiese macht. Schöner,

sprechender ist die erste sinnlich übersinnliche Jugendleidenschaft in ihrem starren schaudernden Entzücken, für das „draußen der Tod ist“, kaum jemals von Künstlerhand geschildert worden!

Da erbarmt sich seiner der gutmüthige Abt, das „Weinfaß von Fulda“. Er faßt den liebestrunkenen in sich Versunkenen sanft beim Arme, während der wie zum Schlürfen edlen Weins geöffnete Mund zu sagen scheint: Komm, guter Knabe, der Trunk hier ist für Dich zu stark! — und führt ihn hinaus und hinweg von der verlockenden, verzaubernden Nähe. Es ist wohl nicht der erste, dem er solchen Warnungsdienst leistet. Denn ist er selbst auch über die Jahre des Sündenfalles und des hier in Frage kommenden Gebotes der zehn „Du sollst nicht!“ des alttestamentlichen Gesetzgebers hinweg, dessen steinerne Gestalt so dräuend über dem lockigen Haupte des armen Edelknaben steht, so wissen wir doch, daß er auf diese Gebote hält und daß er ihre Befolgung in der Nähe dieser Zauberin für die Jugend schwer finden mag.

Werfen wir noch einen letzten Blick auf die äußern Umgebungen der besprochenen Figuren dieses trefflichen Bildes, in welchem der Künstler wieder einmal die darzustellende Hauptfigur recht im Mittelpunkte ihres Wesens gefaßt und zur Erscheinung gebracht hat.

Daß die kostbar verzierten Bücher, die zu Füßen des alten lockeren Kirchenfürsten neben seinem rothsammtenen Sessel in traulicher Nähe bei den silbernen Weinkrügen am Boden liegen, keine heiligen, keine Gebetbücher sind, darauf möchten wir schwören dürfen, trotzdem daß der Schalk Kaulbach dem einen derselben das allbekannte Münchener Wahrzeichen auf den spangengeschmückten Deckel gezeichnet hat. Weit eher sind es noch Bücher mit Liedern, wie Freund Liebetraut eins derselben singt, oder

auch schöne „Historien" Boccazi'scher und Petronius'scher Art, ausgestattet mit farbenglühenden Miniaturen und Bildern, die dem Inhalte entsprechen. Vielleicht hat man daraus gelesen, ehe das Schachspiel begann; oder vielleicht wird Liebetraut nach Beendigung desselben zur Beförderung heiterer Verdauungsstimmung daraus vorlesen, da doch ein Gast wie Ehren Olearius, dessen Anwesenheit dabei hindern könnte, diesmal nicht vorhanden ist, und der junge Edelknabe sich soeben verabschiedet hat.

Aber hart neben dem Scherze steht, wie Kaulbach es liebt und die Sache es forderte, der finstere Ernst, dessen Mene Tekel Upharsim auf den zwei großen Freskobildern dräuend von der Wand herunterblickt auf die Scene der verführerischen Lust. Da sehen wir rechts unter dem von der Schlange umwundenen Paradiesbaume die schöne nackte Eva ihrem Gefährten schmeichelnd die verbotene Frucht der Sünde reichen, während auf dem andern Bilde, zur Linken des ersten, wo der Engel das sündige Paar mit dem Flammenschwerte aus dem Paradiese treibt und der grinsende Tod geigend vor den Ausgestoßenen hertanzt, die furchtbaren Worte der Schrift verkörpert sind:

Wenn die Lust empfangen hat, gebieret sie die Sünde,
Die Sünde aber gebieret den Tod.

IV.

Dorothea.

Goethe's Werther-Dichtung ist die Poesie der Krankheit, und zwar der unheilbaren Krankheit mit tödtlichem Ausgange. Sein Hermann und Dorothea dagegen ist die Poesie der Gesundheit selbst, die Poesie des einfach menschlichen Lebensgefühls und seines durch und durch gesunden Kerngehalts. Darum wirkte denn auch gerade dieses Gedicht gleich bei seinem ersten Erscheinen so voll und durchaus erfreulich auf alle Welt, auf die Menschen der verschiedensten Alter und Stände, Bildung und Lebensanschauung, und übt diese rein erfreuende Wirkung noch heute in ganz gleichem Maaße auf alle Leser aus, während Werther und seine „Leiden" bereits der Grundstimmung eines großen, ja des größten Theils der heute lebenden Menschen, zumal der Jugend, fast fremd geworden sind.

Das ist natürlich. Der Werther, soviel Bleibendes auch in ihm enthalten ist, wurzelt doch so tief mit seinem innersten Gehalt in einer Zeitstimmung, deren krankhafte Weichheit und Empfindungsüberschwenglichkeit eben darum von jener Dichtung so überwältigend ergriffen wurde, weil sie in derselben ihr verklärtes Spiegelbild erblickte:

„Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben;
Jedes Mädchen so geliebt zu sein!"

Das ist anders geworden seitdem, schon lange anders. Die gesunde Empfindung selbst der damaligen Zeit, Lessing an ihrer Spitze, sträubte sich gegen diese Verherrlichung der Ungesundheit, und Lessing hatte Recht, bei aller hohen Anerkennung der künstlerischen Meisterschaft, die der jugendliche Dichter in diesem wunderbaren Seelengemälde bewiesen, gegen „solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale" wie der Held dieser Dichtung, laute Verwahrung zu erheben*).

Anders ist es mit Hermann und Dorothea. Dies Gedicht würde Lessing wie kein anderes entzückt haben, weil es in dem einfachsten und gesundesten Urgefühle der Menschheit seine starken Wurzeln hat. Goethe selbst gestand noch fast ein Menschenalter nach Abfassung des 1796—1797 entstandenen Gedichts, daß: „Gegenstand und Ausführung ihn dergestalt durchdrungen hätten, daß er es niemals ohne große Rührung vorlesen können, wie denn auch dieselbe Wirkung ihm seit so vielen Jahren immer geblieben sei". Und diese Wirkung wird bleiben für alle Zeiten und Menschen, wie die Wirkung des Homer's, weil die Motive, welche dieselbe hervorbringen, die Motive: Heimath und Vaterland, Bürgersinn und Bürgertugend, Familie, Eltern- und Kindesliebe, Liebe endlich der Geschlechter auf das reine Glück der Ehe gerichtet, keiner bestimmten Zeit und keinem bestimmten Volke, sondern der Menschheit überhaupt angehören; weil diese Motive dieselben sind, welche der Odyssee noch heute nach dreitausend Jahren ihre sittliche und gemüthliche Wirkung verleihen. Dahin ist es denn auch zu verstehen, wenn Goethe selbst den

*) Vgl. Lessing's Leben und Werke v. Adolf Stahr, Th. II, S. 155—158.

Gegenstand als „äußerst glücklich", als einen Stoff bezeichnete, wie ihn ein Dichter in seinem Leben nicht zweimal finde. „Denn die Gegenstände zu großen Kunstwerken werden", wie er hinzusetzt, „seltener gefunden als man denkt, deswegen denn auch die Alten beständig sich in einem gewissen Kreise bewegen", — eine Bemerkung die, beiläufig gesagt, der Vater der Aesthetik Aristoteles schon zweitausend Jahre vor Goethe in seiner Poetik (Kap. XIII, § 5; XIV, § 10) ausgesprochen hat.

Schöner als irgend ein anderer es vermöchte, hat der Dichter selbst den wesentlichen Gehalt seiner Dichtung zusammengefaßt in die wenigen Verse der Elegie, welche er als Vorspiel derselben dichtete und seinem Schiller sandte, auf dessen Herz sie, wie derselbe dem Freunde zurückschrieb, einen „eignen tiefen rührenden Eindruck machte, der keines Lesers Herz, wenn er eins habe, verfehlen könne". Diese Verse lauten:

„Darum höret das neueste Lied! Noch einmal getrunken!
Euch besteche der Wein, Freundschaft und Liebe das Ohr.
Deutsche selber führ' ich Euch zu in die stillere Wohnung.
Wo sich, nach der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht, —
Auch die traurigen Bilder der Zeit, sie führ' ich vorüber;
Aber es siege der Muth in dem gesunden Geschlecht."

Es ist das gesunde, inmitten der Krankheit und Verderbniß der höheren Stände noch in seinem innersten Kerne gesunde und tüchtige, wahr und menschlich empfindende, der Natur noch nahe gebliebene muthige Geschlecht des deutschen Volks, dessen tapferer Arm und muthiger Sinn letztlich gut machten, was die Vornehmen und Großen verschuldet, und das Vaterland erretteten, wie sie es wieder erretten werden, wenn die Zeit erfüllet und das Maaß der Sünden voll sein wird, es ist das

Volk, welches Goethe in diesem herrlichen Gedichte wie keiner mehr gefeiert und in den zwei Vertretern seiner Tugenden geschildert hat. Sein Hermann und Dorothea sind der reinste und edelste Ausdruck der in seines Herzens Tiefen lebendigen Liebe zu dem Volke, und der Hoffnung, die er auf dasselbe setzte. Ja er liebte das Volk, weil er es kannte. Von einem seiner Geschäftsritte durch das Land schreibt dieser Minister einmal seiner hochgebornen Geliebten, der er so oft seinen Widerwillen gegen das „Hofadelsgeschmeiß“ auf's Brod gegeben: „Wie sehr ich wieder auf diesem Zuge Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen: Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden Dulden — Dulden in un — un — — ich will mich nicht in Ausrufungen verlieren!“ „In unerträglichem Drucke“ wollte er sagen. Aber zehn Jahre später, in seinem Hermann und Dorothea setzte er an die Stelle der Geduld den kühnen zum Schwerte greifenden Muth, der denn auch, so hoffen wir, die Einheit der Nation erzwingen wird, weil er fühlt, daß sie nothwendig ist für die Errettung des Vaterlandes!

Dorothea ist der Typus eines deutschen Mädchens aus dem Volke, in seiner gesunden, durch keinen Zwiespalt überreizter Leidenschaft getrübten oder gebrochenen Natur. Während man bei der Lotte des Werther immer durchfühlt, daß man es mit einem Mädchen des bürgerlichen Mittelstandes, mit einer Tochter des über dem sogenannten „niederen Volke“ stehenden mittleren Beamtenstandes zu thun hat, — man denke nur an ihr Verhalten gegenüber dem aus Liebe zu ihr wahnsinnig gewordenen Schreiber ihres Vaters, — haben wir in Dorothea das ächte

Kind des Volkes vor uns: ein Mädchen, dem es keine Schande dünkt, als dienende Magd mit ihrer Hände Arbeit im Hause eines wohlhabenden Bürgers ihr Brod zu erwerben. Diese ehrwürdige Klasse des Volks, auf deren lange nicht genug geschätzter Hingebung letztlich doch das ganze behagliche Leben aller höheren Stände ruht, hat der größte deutsche Dichter in seiner Dorothea verherrlicht und in ihrer Gestalt zu erhabener Schönheit verklärt! Das sollten diejenigen nimmer vergessen, die dem Dichter von Hermann und Dorothea noch immer den ungerechten Vorwurf anhängen: daß er für das Volk kein Herz gehabt. In drei seiner schönsten Frauengestalten hat Goethe das Mädchen des Volkes ausgeprägt, und in jeder anders individualisirt. Das Gretchen des von Begierde zum Genusse taumelnden und im Genusse nach Begierde schmachtenden Faust, das Clärchen des glänzenden liebenswürdig leichtsinnigen Aristokraten Egmont, sie sind, wie diese Dorothea seines Hermann, Kinder des Volks, alle gleich an Naturreinheit, kindlicher Herzenseinfalt und Seelenschönheit, aber dennoch wie ganz verschieden vom Dichter ausgestaltet! Dies Gretchen, das ein furchtbares Schicksal mit dem unseligsten der Menschen zusammenführt, dies duftige Veilchen, dessen friedlich stilles Daseinsglück der „von Fels zu Felsen brausende Wassersturz" der Leidenschaft des „Flüchtlings", des „Unbehausten" vernichtet, ist es nicht gleichsam eins jener deutschen Volkslieder mit traurigem herzzerreißenden Ausgange, die uns so tief in das Gemüth dringen, wie keins der schönsten Lieder, welche die Kulturpoesie gedichtet hat! Gegenüber diesem Gretchen, die „mit kindlich dumpfen Sinnen im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld" weilt, gegenüber diesem Kinde des Volks, deren ganzes „häusliches Beginnen umfangen ist in ihrer kleinen Welt", erscheint dagegen Egmont's Clärchen in dem Pathos ihrer be-

geisterten, gleich einer Jungfrau von Orleans zur äußeren That schreitenden Hingebung an die Liebesleidenschaft, — mit der doch der große Herr nur ein anmuthiges Spiel treibt, bestimmt als ein „freundliches Mittel", die sinnenden Runzeln von der Stirn wegzubaden", — als die verkörperte Volkstragödie. Dorothea aber, die ihr glücklicheres Schicksal und ihres eignen Herzens Zug einem Gleichen gesellt, der sie in Wahrheit als eine himmlische „Gottesgabe" an sein Herz nimmt, — sie ist in ihrer Einfachheit und Ruhe, in ihrer Tüchtigkeit und ihrer maßvollen Empfindung selbst dem Volksepos vergleichbar, zu dessen Heldin sie der Dichter gemacht hat.

Suchen wir jetzt in der Dichtung die einzelnen Züge auf, aus denen sich ihr Bild uns anferbauen mag. Die Zeit, in welcher das Gedicht spielt, ist bekanntlich dasselbe Jahr, in welchem es entstand, das Jahr 1796, und die gewaltsamen Umwälzungen jener Zeit bilden den großartigen geschichtlichen Hintergrund, gegen welchen sich das idyllische Epos mit seinen einfachen Begebenheiten abhebt, die der Umfang weniger Stunden, von der Mitte eines heißen Sommertages bis zu dem nächtlichen Gewitter, umschließt. Dorothea ist eine Waise; sie hat anfangs Unterkommen und Schutz gefunden bei einer wohlhabenden, ihr verwandten Familie, der sie „aus Liebe mehr als aus Verwandtschaft" gedient hat. Diese Familie hat sie auf der Flucht vor den übermüthigen fränkischen Feindeshorden begleitet, und auf dieser Flucht, bei der sie selbst das Wenige, was sie besaß, verloren, geschieht es, daß Hermann ihr begegnet. Gleich ihr erstes Auftreten zeigt sie uns in der ganzen kernigen Tüchtigkeit ihrer Natur. Lassen wir Hermann erzählen, wie er sie zuerst erblickt hat. Von der Mutter mit Gaben der Liebe für die „armen Vertriebenen" abgesendet, so erzählt er, —

„Fiel mir ein Wagen in's Auge, von tüchtigen Bäumen gefüget,
Von zwei Ochsen gezogen, den größten und stärksten des Auslands,
Nebenher aber ging, mit starken Schritten, ein Mädchen,
Lenkte mit langem Stabe die beiden gewaltigen Thiere,
Trieb sie an und hielt sie zurück, sie leitete klüglich.
Als mich das Mädchen erblickte, so trat sie den Pferden gelassen
Näher, und sagte zu mir: Nicht immer war es mit uns so
Jammervoll, als Ihr uns heut auf diesen Wegen erblicket.
Noch nicht bin ich gewohnt, vom Fremden die Gabe zu heischen,
Die er oft ungern giebt, um los zu werden den Armen.
Aber mich dränget die Noth, zu reden!"

Und so bittet sie denn in der Noth sich fügend für das Neugeborne ihrer Herrin, der Frau des einst reichen Besitzers, das der eben Entbundenen „nackend im Arme liegt", um etwas Entbehrliches von Leinwand als gütige Spende.

Hermann, den der erste Anblick Dorothea's ins Herz getroffen, fühlt sich glücklich, ihr das Gewünschte reichen zu können, das sie mit freudig dankenden Worten entgegennimmt:

„Und sie dankte mit Freuden und rief: Der Glückliche glaubt nicht,
Daß noch Wunder geschehen; denn nur im Elend erkennt man
Gottes Hand und Finger, der gute Menschen zum Guten
Leitet. Was Er durch Euch an uns thut, thu Er Euch selber!"

Mit feiner Kunst hat der Dichter in die kurze Schilderung dieser Scene des ersten Begegnens eine Fülle von charakteristischen Zügen zu dem Bilde Dorothea's zusammenzudrängen gewußt. Zwar giebt er hier noch keine Beschreibung ihrer äußeren Erscheinung — die er auf eine wirksamere Stelle verspart, — aber wir sehen doch gleich hier schon eine kräftige Gestalt vor uns, die mit „starken Schritten" neben dem Wagen herschreitend die gewaltigen Thiere „klüglich" zu leiten weiß. „Gelassen" tritt sie

den Fremdling an; ohne falsche Schaam und mit edlem Selbstgefühl bittet sie, die „noch nicht gewohnt ist, von Fremden die Gabe zu heischen", nicht für sich, sondern für ihre Frau, um die Hilfe, welche hier Noth thut. Wohl erwähnt sie, daß es die Frau eines „reichen Besitzers" ist, die „hier auf dem Stroh" liegend, kaum das Leben gerettet; aber sie enthält sich jeder weiteren Klage, und während in den vorangezogenen Gruppen der Auswanderer lautes Jammergeschrei und besinnungslose Verwirrung herrschten, sehen wir in dieser von Dorothea geleiteten letzten Gruppe Ordnung und besonnene Ruhe walten. Mit offener Herzlichkeit nimmt sie die gereichte Gabe entgegen, und weiß sofort die gute Seite allen Unglücks hervorzuheben, indem sie es sinnig ausspricht, daß der Mensch nur im Unglück „Gottes Finger und Hand erkenne". Aber nicht länger, als unumgänglich nöthig, verweilt sie sich bei diesem Begegnen. Vorausdenkend an Alles, treibt sie die Ihrigen zur Eile, damit man das Dorf noch erreiche, in welchem:

„Unsre Gemeinde schon rastet und diese Nacht durch sich aufhält,
Dort besorg' ich sogleich das Kinderzeug alles und jedes."

Noch einmal grüßt sie herzlich dankend, und setzt dann sogleich wieder ihre Thiere in Bewegung.

Ein solches Auftreten erklärt denn auch den Eindruck der Tüchtigkeit, Umsicht und Verläßlichkeit, welchen Dorothea sofort auf den zurückbleibenden Hermann macht, und der sich in dem Entschlusse kund giebt, die Vertheilung aller der Gaben, welche ihm die Mutter für die Vertriebenen mitgegeben, in ihre Hand zu legen. Er thut es, und sie verspricht ihm, „mit aller Treue" die Gaben zu verwenden, daß nur der Bedürftige sich derselben erfreuen solle. Besonnen, selbstlos, tüchtig, frommen Sinnes,

von tapferem Muthe und kluger Umsicht ist die Jungfrau ganz geeignet, auf das gleichgesinnte Gemüth des Jünglings den tiefsten Eindruck zu machen, und wie ein Blitz zuckt durch die Seele des lange von den Eltern vergeblich zur Ehe ermunterten jungen Mannes der Gedanke: Diese oder Keine!

Wen der Strahl der ersten reinen Liebe berührt hat, der ist gezeichnet mit einem göttlichen Scheine vor den Menschen. Und so bemerken denn alle im Vaterhause Versammelten, daß der zurückkehrende Hermann ein anderer geworden in den kurzen Stunden seiner Abwesenheit. Zuerst der Pfarrer, der, ihn anschauend „mit dem Auge des Forschers, der leicht die Mienen enträthselt", ihm traulich lächelnd entgegenruft:

„Kommt Ihr doch als ein veränderter Mensch! Ich habe noch niemals
Euch so munter gesehen, und Euere Blicke so lebhaft."

Doch er irrt sich, der würdige Prediger, wenn er meint, es sei die Freude über die verübten Gutthaten, welche auf dem Gesichte des Jünglings leuchte. Auch der Vater erfreut sich an der plötzlichen Beredtheit des sonst so wortkargen Sohnes, der dem egoistischen Apotheker gegenüber so lebhaft die Schließung einer Ehe in Zeiten der Gefahr und Drangsal vertheidigt, und er verbirgt sein Erstaunen nicht über solche Veränderung:

„Wie ist, o Sohn, Dir die Zunge gelöst, die schon Dir im Munde
Lange Jahre gestockt, und nur sich dürftig bewegte!"

Aber am schärfsten sieht doch das Auge der Mutter. Sie allein hat gleich auf den ersten Blick erkannt, daß das Herz ihres Sohnes gewählt habe:

„Soll ich Dir sagen, mein Sohn, so hast Du, glaub' ich, gewählet,
Denn Dein Herz ist getroffen und mehr als gewöhnlich empfindlich.
Sag' es grad nun heraus, denn mir schon sagt es die Seele:
Jenes Mädchen ist's, das vertriebene, das Du gewählt hast."

In dieser bedeutsamen Weise setzt sich die Wirkung von Dorothea's erstem Erscheinen gesteigert fort, bei allen Personen der Handlung. Und jetzt erst erfahren wir Näheres auch über das Aeußere ihrer Erscheinung, das sich dem von Liebe erfaßten Jünglinge beim ersten Schauen tief eingeprägt hat. Hermann, der sich entschlossen hat, durch den Pfarrer und Apotheker Kunde einzuziehen, „ob das Mädchen der Hand auch werth sei, die er ihm biete", obschon er selber dessen im Innersten sicher und gewiß zu sein erklärt, — theilt Beiden die äußern Zeichen mit, an denen sie leicht das Mädchen erkennen mögen:

„Denn wohl schwerlich ist an Bildung ihr Eine vergleichbar,
Aber ich geb' Euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider:
Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Busen,
Schön geschnürt, und es liegt das schwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber hat sie den Saum des Hemdes zur Krause gefaltet,
Die ihr das Kinn umgiebt, das runde, mit reinlicher Anmuth.
Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Eirund;
Stark sind vielmal die Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt;
Vielgefaltet und blau fängt unter dem Latze der Rock an,
Und umschlägt ihr im Geh'n die wohlgebildeten Knöchel."

Und so erkennen denn auch die abgesandten Freunde sogleich die Jungfrau wieder, die sie beschäftigt finden, das Neugeborne ihrer Herrin zu wickeln, und der Pfarrer gesteht bei dem Anblick ihrer herrlichen Gestalt und Bildung, „es sei kein Wunder, daß sie den Jüngling entzücke, da sie vor dem Blicke des Erfahrnen die Probe halte." Sicher sei hier dem Jüngling ein Mädchen

gefunden, das ihm „die künftigen Lebenstage herrlich zu erheitern“ und „treu mit weiblicher Kraft ihm beizustehen vermöge“, denn:

„So ein vollkommener Körper verwahret gewiß auch die Seele
Rein, und die rüstige Jugend verspricht ein glückliches Alter.“

Der in äußerer Schilderung so sparsame Dichter vollendet dann noch das Bild der äußerlichen Erscheinung durch wenige Pinselstriche: durch den offenen Blick des schwarzen Auges, dem der liebende Jüngling, — sollt' er die Geliebte auch „zum letztenmale sehen“, — noch einmal begegnen, durch die „Brust und herrlichen Schultern“, die er, — und sollt' er sie auch nie an sein Herz drücken, — noch einmal sehen möchte; durch den „lieblichen Mund“:

— „von dem ein Kuß und das Ja mich
Glücklich auf ewig macht, das Nein mich auf ewig zerstöret!“

und endlich durch „die hohe Gestalt des Mädchens“, deren rüstig starker Wuchs fast gleich der Bildung des Jünglings, beim Eintreten des herrlichen Paares die Eltern mit Staunen erfüllt:

„Ueber die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung vergleichbar;
Ja es schien die Thüre zu klein, die hohen Gestalten
Einzulassen, die nun zusammen betraten die Schwelle.“

Kehren wir jetzt vom Aeußern zurück zu dem Innern. Hermann hat sich nicht getäuscht in ihr, zu der er gleich nach der ersten Begegnung „das größte Vertrauen hegt, das irgend ein Mensch nur je zu einem Weibe gehegt hat“. Dieses Weib ist Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blut. Die „rüstig geborne“ Jungfrau, die eben „so stark wie gut“, ist ganz sein Ebenbild. Der Richter erzählt den Freunden Her-

manns, wie dieselbe Maid, die sie so eben ganz der liebevollen Wartung des zarten Säuglings hingegeben sehen, in der Zeit höchster Gefahr und Noth ihre eigne und der ihr anvertrauten halberwachsenen Mädchen Ehre und Leben, hochherzigen Muthes mit dem Schwerte in der starken Hand gegen die Angriffe marodirenden Gesindels siegreich vertheidigt habe. Ueberzarte Seelen haben in diesem Zuge etwas „Unweibliches" gefunden; den gesunden Sinn gemahnt derselbe dagegen an die heldischen Frauengestalten aus dem Alterthume unseres Volks, aus dessen Mitte auch in unseren Tagen noch ähnliche Heldinnen, wie Eleonore Prohaska und andere tapfere Streiterinnen des glorreichen Befreiungskrieges hervorgegangen sind. Mit muthiger Ergebung hat sie im „stillen Gemüth" den Verlust ihres ersten Bräutigams getragen, dessen Ring noch jetzt ihren Finger schmückt. Daß Dorothea den „nach edler Freiheit strebenden" Verlobten hinziehen ließ nach Paris, wo er, „wie zu Hause, Willkür und Ränke bestritt" und dafür bald „den schrecklichen Tod starb", zeigt uns das herrliche Mädchen in einem noch höheren Lichte. Es lehrt uns, daß sie selbst in ihrer gesunden Natur und ihrem „hellen Verstande" ein Herz hat für die erhabenen weltumwälzenden neuen Gedanken der Freiheit und der Menschenrechte, obschon dieselben ihr den Verlobten von der Seite und in den Tod rissen. Das ist ein tiefer, lange nicht genug beachteter Zug in Dorothea's Wesen, der dieses Mädchen des Volkes hoch emporhebt aus ihrer niedern Lebenssphäre, und sie verbindet mit den idealen Interessen der Menschheit. —

Solch ein Mädchen, das ist der Eindruck, den die bisherige Schilderung Dorothea's auf uns macht, ist wie geschaffen zur Gattin eines Mannes wie Hermann, in welchem der Dichter alle die einfachsten Tugenden des ächten deutschen Wesens ver-

einigt, und dem er ebendarum auch den typisch deutschen Namen verliehen hat. Und wie Hermann auf den ersten Blick erkannt hat, daß ihm hier das Weib nach seinem Herzen gefunden sei, so hat sein Begegnen auch in Dorothea's Brust sofort ein ähnliches Gefühl wach gerufen. Aber während der Mann sich ganz seinem Gefühle hingiebt und handelnd die ersten Schritte thut, die Erfüllung seiner Wünsche zu sichern, drängt die Jungfrau bescheiden ihr Empfinden zurück, und gewährt ihm nur Ausdruck bei der zweiten Begegnung am Brunnen durch die freundliche Anrede, mit der sie ihm sagt:

— „so ist mir schon hier der Weg zum Brunnen belohnet,
Da ich finde den Guten, der uns so vieles gereicht hat;“

Doch ist ihm, so „still und getrost“ er sich auch fühlet, hier noch nicht möglich, „ihr von Liebe zu sprechen“; denn auch hier bewahrt sie gegenüber seinem vollen Herzen die ruhigere Fassung:

— „ihr Auge blickte nicht Liebe,
Sondern hellen Verstand, und gebot, verständig zu reden.“

Und so thut er denn auch, indem er ihr den Vorschlag macht, als Dienerin einzutreten in das Haus seiner Eltern. Dorothea geht ohne langes Besinnen auf den ihr gebotenen Antrag ein. Ihre Pflicht gegen die Verwandten ist erfüllt, und willig folgt sie der Aufforderung, in der ihr frommes Herz einen „Ruf des Schicksals“ erkennt. Hermann hat das Wort der Dienstbarkeit um Lohn auszusprechen vermieden, das ihm selbst zum Scheine ihr gegenüber nicht über die Lippen will. Sie aber kennt nichts von solcher falschen Schaam:

„Scheuet Euch nicht, so sagte sie drauf, das Weit're zu sprechen;
Ihr beleidigt mich nicht, ich hab' es dankbar empfunden.
Sagt es nur grade heraus; mich kann das Wort nicht erschrecken:

Dingen möchtet Ihr mich als Magd für Vater und Mutter, — —
Und ihr glaubt an mir ein tüchtiges Mädchen zu finden,
Zu der Arbeit geschickt, und nicht von rohem Gemüthe."

Sie hat die Zuversicht, dies sein und leisten zu können, und spricht diese Zuversicht mit ruhigem Selbstgefühle aus; und obschon sie bisher noch nicht um Lohn als Magd gedient hat, so dünkt es ihr doch in ihrer jetzigen Lage und in Zeiten wie diese, keine Schande: „sich im Hause des würdigen Mannes dienend zu ernähren", und gerne will sie es thun. Denn „dienen", sie weiß es und sagt es in jener herrlichen Stelle des siebenten Gesanges, ist „die Bestimmung des Weibes", durch die sie „allein zu der verdienten Gewalt gelangt, die doch ihr im Hause gehört". So nimmt sie Abschied von den Ihrigen, mit den Segenswünschen aller begleitet, und der alte Richter wünscht Hermann Glück zu der Wahl solcher Dienerin mit den Worten:

— „Ihr habt ein Mädchen erwählet,
Euch zu dienen im Haus und Euern Eltern, das brav ist!
Haltet sie wohl! Ihr werdet, so lang sie der Wirthschaft sich annimmt,
Nicht die Schwester vermissen, noch Eure Eltern die Tochter."

Und so zieht es hin, das schöne Paar, „der sinkenden Sonne entgegen", umstrahlt von der „ahnungsvollen Beleuchtung" der gewitterdrohenden Wolken. Das Erste aber, wonach auf diesem Gange das Mädchen sich erkundigt, bezeugt aufs Neue ihren feinen und klugen Sinn. Sie will die Eigenheiten und die Sinnesart derjenigen kennen lernen, denen sie dienen soll, um zu wissen, wie sie Vater und Mutter gewinne; und Hermann giebt ihr getreulich Auskunft. Doch als sie ihn selber um das Gleiche in Beziehung auf ihn befragt, da bricht das erste Grün der reichen in seinem Herzen keimenden Liebessaat hervor in der Antwort:

„Laß Dein Herz Dir es sagen, und folg' ihm frei nur in Allem!"

und diese Worte finden ihren leisen Wiederklang in dem Herzen der Jungfrau, der sich kund giebt in dem süßen Gefühle, das der volle Schein des Mondes, der herrlich vom Himmel niederglänzt, in ihr hervorruft, als sie schweigend und still unter dem Birnbaum auf der Höhe des Weinbergs beieinandersitzen:

— „wie find' ich des Mondes
Herrlichen Schein so süß! er ist gleich der Klarheit des Tages."

Aber immer noch hat ihre gerade, treuherzige Natur keine Ahnung von dem, was Hermann's Innerstes bewegt, noch immer hält sie seinen Antrag des Dienstes bei seinen Eltern für volle Wahrheit; und erst als beim Eintritt in das Haus der Eltern des Vaters Wort, das sie für Spott nimmt, ihr das eigne Innere erschließt, erst da, als sie ihr geheimstes Wünschen als hoffnungslose Thorheit erkennen und bekennen zu müssen glaubt, erst in diesem Augenblicke, wo der Entschluß bei ihr fest steht, das Haus, das sie kaum betreten, auf ewig zu verlassen, bricht aus der Tiefe ihres keuschen Herzens das Geständniß ihrer eignen Liebe hervor. Da erst „zeigen sich ihre Gefühle" in aller ihrer Macht:

— „es hob sich die Brust, aus der ein Seufzer hervordrang,"

und mit „heiß vergossenen Thränen" gesteht sie:

„Ja, des Vaters Spott hat tief mich getroffen: nicht weil ich
Stolz und empfindlich bin, wie es wohl der Magd nicht geziemet,
Sondern weil mir fürwahr im Herzen die Neigung sich regte
Gegen den Jüngling, der heute mir als ein Erretter erschienen.
Denn als er erst auf der Straße mich ließ, so war er mir immer
In Gedanken geblieben; ich dachte des glücklichen Mädchens,
Das er vielleicht schon als Braut im Herzen möchte bewahren."

Sie gesteht, daß sein Wiedersehen am Brunnen ihr gewesen, „als sei ihr der Himmlischen einer erschienen“; daß sie ihm gerne als Magd gefolgt sei, weil es ihr das Herz entzückt habe, bei dem „still Geliebten“ als treue unentbehrliche Dienerin zu wohnen. Doch jetzt, wo sie die Gefahr für ihr Herz erkannt hat, wo sie fühlt,

— „wie weit ein armes Mädchen entfernt ist
Von dem reichen Jüngling, und wenn sie die tüchtigste wäre,“ —

jetzt, wo sie empfindet, daß sie nicht fähig sein werde, die heimlichen Schmerzen zu ertragen, wenn er dereinst die gewählte Braut zum Hause geführt brächte, jetzt, nach diesem freien Bekenntnisse ihrer „Neigung“ und ihrer „thörichten Hoffnung“, kann und soll Nichts länger sie im Hause halten:

„Nicht die Nacht, die breit sich bedeckt mit sinkenden Wolken,
Nicht der rollende Donner, (ich hör' ihn) soll mich verhindern,
Nicht des Regens Guß, der draußen gewaltsam herabschlägt,
Noch der sausende Sturm, — das hab' ich Alles ertragen
Auf der traurigen Flucht und nah dem verfolgenden Feinde. —
Und ich gehe nun wieder hinaus, wie ich lange gewohnt bin,
Von dem Strudel der Zeit ergriffen, von allen zu scheiden.
Lebet wohl! ich bleibe nicht länger; es ist nun geschehen.“

Aber wie das Gewitter draußen in der Natur sich in triefendem Segen auf die dürstende Erde entladet, also endet auch das Gewitter in den Herzen der Menschen mit der Fülle des Glücks und der Liebe. Die Verwirrung löst sich, das Mißverständniß klärt sich auf:

„Und es schaute das Mädchen mit tiefer Rührung zum Jüngling
Auf, und vermied nicht Umarmung und Kuß, den Gipfel der Freude,
Wenn sie den Liebenden sind die langersehnte Versichrung
Künftigen Glücks im Leben, das nun ein unendliches scheinet.“

Kaulbach's Griffel zeigt uns die Liebenden in der, dieser letzten Scene vorhergehenden Situation, welche der Schluß des achten Buches so entzückend schildert. Sie sind im Niedersteigen von dem Weinbergshügel begriffen, nach der kurzen Rast auf der Bank unter dem Birnbaum, den wir auf der Höhe gewahren. Das Gewitter ist im Anzuge. Ein kurzer heftiger Sturmstoß beugt die starken Kronen der Bäume und wirft das gelbende Kornfeld, an dem sie vorüberschreiten, in wallenden Wogen zur Seite:

„Und so leitet er sie die vielen Platten hinunter, —
Sorglich stützte der Starke das Mädchen, d a s ü b e r i h n h e r h i n g."

Dies ist der von dem Künstler gewählte Moment. Er hat dabei zugleich einen andern, in der Dichtung vorhergehenden, mit seiner Darstellung verbunden, den Moment nämlich, wo sie „das Fenster am Giebel", das Fenster „seines Zimmers im Dache" im Glanze des Mondes erblickt hat, auf das er zeigend mit anmuthigem Doppelsinne hinzusetzt, „daß dies Zimmer nun vielleicht das ihrige werde". Der Moment selbst ist der Augenblick, der unmittelbar dem strauchelnden Tritte des Mädchens vorhergeht, von dem es heißt, sie:

„Fehlte tretend, es knackte der Fuß, sie drohte zu fallen.
Eilig streckte gewandt der sinnige Jüngling den Arm aus,
Hielt empor die Geliebte; sie sank ihm leis auf die Schulter,
Brust war gesenkt an Brust, und Wang' an Wange. So stand er
Starr wie ein Marmorbild, vom ernsten Willen gebändigt,
Drückte nicht fester sie an, er stemmte sich gegen die Schwere,
Und so fühlt er die herrliche Last, die Wärme des Herzens,
Und den Balsam des Athems, an seinen Lippen verhauchet,
Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes."

Es ist von den beiden schönen, in ihrer Stattlichkeit einander geschwisterlich ähnlichen Gestalten nur zu sagen, daß sie beide in der Reinheit und Unschuld wie in der kernigen Tüchtigkeit ihrer Erscheinung die würdigen Bilder des reinsten und schönsten Liebesgedichts sind, welches die deutsche Sprache kennt, eines Gedichts, dessen edle Einfalt an die Gesundheit jener Jugend der Menschheit erinnert, die aus den unsterblichen Gesängen Homer's zu uns herüberleuchtet!

Zum Schlusse sei es noch gestattet, auf die vier Darstellungen hinzuweisen, mit denen neuerdings der Maler Freiherr von Ramberg im Wetteifer mit Kaulbach mehrere Scenen der Goethe'schen Dichtung uns vorzuführen versucht hat. Die Bilder selbst, welche auf der Kunstausstellung des Jahres 1869 in München, wie zwei Jahre zuvor, in Paris gerechte Anerkennung gefunden haben, sind Grau in Grau gemalt*). Zwei derselben: „Hermanns erste Begegnung mit Dorothea auf der Heerstraße," und „Hermann seine Dorothea die Stufen des Weinberges zu seinem Heimathsorte hinabbegleitend", behandelten dieselben Scenen, welche auch Kaulbach zur Darstellung gewählt hat, und können sich den Bildern desselben gar wohl, das zuletztgenannte sogar zu seinem Vortheil, an die Seite stellen. Von den beiden andern: „Hermanns Eltern in behaglicher Sommer-Sonntagsruhe in der kühlen Thorhalle ihres Gasthofs zum goldenen Löwen sitzend", und „Hermann und Dorothea am Brunnen verweilend", ist das

---

*) Dieselben sind jetzt von der G. Grote'schen Verlagshandlung in Berlin erworben und von derselben in trefflichen Photographien veröffentlicht worden.

zuerst genannte ohne Frage das gelungenste. Man sieht dem würdigen Elternpaar so recht die Behaglichkeit des Wohlstandes, das Sicherheitsgefühl des wohlgegründeten Eigenthums an, mit der sie, der Vater in Gemüthsruhe sein Pfeifchen rauchend, die Mutter mit mäßiger Neugierde und einem Zuge mitleidiger Theilnahme, die das vorhergehende Zwiegespräch über das Schicksal der armen wandernden Vertriebenen bei ihr hervorgerufen hat, hinausblicken auf den sommerheißen Marktplatz vor ihrem stattlichen Hause, wo rechts der städtische Röhrbrunnen sein kühles Geplätscher übt, während links sich die langsam heranschreitenden Gestalten des Pfarrers und seines Freundes, des Apothekers, zeigen, die sich bereits des kühlen Trunks vom edlen „Dreiundachtziger" aus dem Keller des befreundeten Löwenwirthes im Voraus zu erfreuen scheinen, mit welchem man dort die Erzählung der bestäubten durstigen Wanderer von dem, was sie draußen geschaut, belohnen wird. — Darstellungen wie diese dürfen mit Recht als wahre „Illustrationen" gelten, welche dazu dienen können, das herrliche Nationalgedicht des großen Meisters tiefer und nachhaltiger dem Leser vor den Sinn zu führen.

V.

Gretchen.

I.

Vor der Schuld.

Die Gestalt Gretchens ist so einzig, wie das Gedicht selbst, dem sie angehört, einzig dasteht unter allen Dichtungen der Litteratur aller Zeiten und Völker. Zu allen andern Goethe'schen Frauengestalten lassen sich aus dem Bereiche der poetischen Litteratur Analogien und Parallelen auffinden; das Wesen aber, das der Dichter des Faust in seinem Gretchen erschaffen, ist unvergleichbar mit irgend welcher andern Schöpfung irgend welches andern Dichters.

Was man auch klügeln und sagen mag: — es ist etwas an der Unvergleichlichkeit und Einzigkeit der „ersten Liebe", an jenem wunderbaren Zauber erster tiefer Liebesempfindung, der, einmal dahin, nimmer wiederkehrt, so wenig wie die Jugend selbst, deren Kind die erste Liebe ist!

„Die Rose duftet nicht mehr so, —
Seitdem!"

und dies Gretchen, das der Dichter des Faust geschaffen, ist die Verkörperung dieser „ersten Liebe". Sagt Goethe es uns doch selber, daß diese Gestalt empfangen ward in jenen wunderbaren

Momenten, wo der Dichter sich im Busen „jugendlich erschüttert“ fühlte von dem „Zauberhauche“, welcher den, seinen innern Blicken erscheinenden, Zug geliebter Schatten umwitterte, in deren Geleite —

„Gleich einer alten halbverklungenen Sage“ —

„erste Lieb und Freundschaft mit herauf“ kamen, ein Schauer ihm das „strenge Herz erfaßte“, und „Thräne den Thränen folgte“ im erneuten Schmerze um des Lebens labyrinthisch irren Lauf, und um den unwiederbringlichen Verlust des seligen ach so flüchtigen Glücks der Jugend! In solcher Stimmung entstand ihm das Bild Gretchens, diese Verkörperung der „ersten Liebe“ in dem Herzen eines deutschen Mädchens, eines Kindes aus dem deutschen Volke. Gretchen ist, wie vorhin schon ausgesprochen, das lyrische Herz des deutschen Volkes, es ist der zur festen Gestalt verdichtete Geist des deutschen Volksliebesliedes, wie es in Goethe's Lyrik seine ideale Vollendung erreicht hat, einzig, unnachahmlich, unerreichbar allen andern Völkern; es ist der verkörperte Duft des deutschen Liedes, jener Duft, der, wie ein deutscher Denker sagt, für das deutsche Lied dasselbe ist, was die „Blume“ des deutschen Weines: das Kennzeichen des Bodens und des Erdreichs, aus dem es entwachsen ist. Und wie das deutsche Volkslied in seiner wunderbaren Tiefe und Innerlichkeit, in seiner hingehauchten ahnungsvollen Empfindung eine unendliche Gewalt besitzt, die unser Herz bis in seine letzten Tiefen erzittern macht, ebenso ist dies Gretchen in der Beschränktheit ihres „kindlich dumpfen“ Wesens einer Kraft der Leidenschaft und einer Festigkeit des Entschlusses fähig, an denen alle Leidenschaft des geliebtesten Mannes, ja selbst der Witz der Hölle scheitern müssen. Darum eben gehört es zu den ewigen Meister-

zügen der Faustdichtung Goethe's, daß er Gretchen zu einem Kinde des Volkes machte, daß er der höchsten Verstandesbildung, wie sein Faust sie darstellt, die unbewußte Natur der Volksseele entgegenstellte, deren Schönheit ihre Unschuld, deren Glück und deren Reiz ihr rührendes Unbewußtsein über sich selbst und ihren Werth sind. Aus diesem mütterlichen Boden des Volks ist Faust selber hervorgegangen; und eben darum, weil Faust ihm seinem Ursprunge nach angehört, weil er in der Unseligkeit seines Zustandes mit voller Klarheit sich des verlornen Glücks jener ursprünglichen Unbewußtheit und Naturunschuld bewußt ist, die er geopfert hat, um dem Drange nach Wissen und Erkenntniß zu genügen, eben darum erfaßt ihn der Anblick dieses in Gretchens Erscheinung verkörperten Glückes mit unwiderstehlicher Gewalt.

Diese anziehende Kraft, welche Gretchen auf ihn ausübt, ist jedoch zuerst weit entfernt von dem Adel wahrer und tiefer Liebesleidenschaft, zu welchem sie sich im weitern Verlaufe der Dichtung erhebt. Sie ist zunächst eine rein sinnliche. Faust hat jenen Liebestrank der Hexe im Leibe, der ihn eine Helena in jedem Weibe sehen macht. Verzweiflung an allem früheren Streben und Denken hat ihn zu dem Entschlusse gebracht, sich in die Welt der Sinnlichkeit, in den Taumel des Genusses zu stürzen:

„Ich habe mich zu hoch gebläht,
In Deinen Rang gehör ich nur.
Der große Geist hat mich verschmäht,
Vor mir verschließt sich die Natur.
Des Denkens Faden ist zerrissen,
Mir ekelt lange vor allem Wissen.
Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenschaften stillen."

Diese Stimmung, in der es ihm Seligkeit dünkt, nach „rasch durchrastem Tanze den Tod in eines Mädchens Arme zu finden“, diese Stimmung ist es, welche der Dichter durch die Zauberscene der Hexenküche sinnlich veranschaulicht hat. Faust hat dort zum ersten Male, wenn auch nur im „Zauberspiegel“ der Hexe und im dämmernden Nebel, die unverhüllte Leibesschönheit des Weibes erblickt und dieser Anblick hat sein ganzes Wesen erschüttert und trunken gemacht. Er hat bisher das Weib nicht gekannt, es ist ihm, wie Alles, bisher nur ein abstrakter Begriff gewesen. „Ist's möglich!“ ruft er darum aus, —

„Ist's möglich, ist das Weib so schön?
Muß ich an diesem hingestreckten Leibe
Den Inbegriff von allen Himmeln seh'n?
So etwas findet sich auf Erden?“

Der Hexentrank, in welchem ihn Mephistopheles Jugendfeuer und Jugendkraft trinken läßt, ist nur die poetische Versinnlichung der Wirkung, welche jener Anblick auf ihn ausgeübt hat.

Unmittelbar auf die Hexenküchenscene folgt in der Dichtung die erste Begegnung Faust's und Gretchens. Aber diese unmittelbare Aufeinanderfolge beider Scenen darf uns in einer Dichtung nicht täuschen, welche der absichtlichen Lücken und Verschweigungen so viele aufweist. Auch hier ist eine solche anzunehmen. Der Faust, der hier auf der Straße dem aus der Kirche kommenden Gretchen begegnet, kommt nicht unmittelbar aus der Hexenküche. Es ist dazwischen bereits ein Stück Zeit verflossen, in welcher er den ihm von Mephistopheles angepriesenen „neuen Lebenslauf begonnen“, und die Prophezeiung Mephisto's, daß er „mit diesem Trank im Leibe bald Helenen in jedem Weibe sehen werde“, gründlich zur Wahrheit gemacht hat. Des Dichters

keuscher Genius hat uns mit der Darstellung dieser Lebensepoche seines Faust verschont; aber er läßt sie uns in der nun folgenden Scene deutlich genug errathen. Faust ist bereits ein vollkommner Wüstling geworden. Die rohe Frechheit, mit welcher er ohne Umstände sich an das schöne unschuldige Mädchen macht, das eben aus der Kirche kommt, und über deren Unschuld selbst der Teufel keine Gewalt zu haben erklärt, lernt sich nur in der Schule längerer Uebung, und es ist ein ebenso sprechender Zug für die sinnliche Verderbniß des Helden, daß er es bereits gelernt hat, den jungen Mädchen und schönen Weibern selbst beim Ausgange aus dem Gotteshause aufzulauern. Die Abfertigung, welche ihm sein schnöder Antrag von Gretchen einbringt, schreckt ihn daher so wenig ab, daß sie vielmehr seine Sinnlichkeit, wie uns sein kurzes leidenschaftliches Selbstgespräch nach Gretchens Entfernung beweist, nur noch stärker aufregt:

„Beim Himmel, dieses Kind ist schön!
So etwas hab ich nie gesehn.
Sie ist so sitt- und tugendreich,
Und etwas schnippisch doch zugleich.
Der Lippe Roth, der Wange Licht,
Die Tage der Welt vergeß ich's nicht.
Wie sie die Augen niederschlägt,
Hat tief sich in mein Herz geprägt;
Wie sie kurz angebunden war,
Das ist nun zum Entzücken gar!"

Aber all diese Erkenntniß, daß hier reine „Sittsamkeit und Tugend" ihm zum ersten Male mit höchster Schönheit verbunden begegneten, hindert ihn nicht, an den auftretenden Mephistopheles kurzweg die brutale Aufforderung zu richten:

„Hör, du mußt mir die Dirne schaffen!"

So spricht nur, wer oft so zu sprechen und mit Erfolg zu sprechen Gelegenheit gehabt hat. Faust ist ein gelehriger Schüler gewesen. Sein wilder Cynismus in dieser Scene setzt selbst seinen Meister in ein gewisses Erstaunen. Vergebens stellt ihm Mephistopheles vor, daß über ein so unschuldiges Wesen selbst ein Teufel keine Gewalt habe:

— „Sie kam von ihrem Pfaffen,
Der sprach sie aller Sünden frei;
Ich schlich mich hart am Stuhl vorbei.
Es ist ein gar unschuldig Ding,
Das eben für nichts zur Beichte ging;
Ueber die hab ich keine Gewalt."

Faust hat auf diese selbst im Munde des Teufels fast rührend klingende Schilderung und Ablehnung seines wüsten Verlangens keine andere Antwort als das brutale:

„Ist über vierzehn Jahr doch alt!"

eines gegen alles sittliche Gefühl abgehärteten „Bruder Liederlich", wie ihn Mephisto in seiner Entgegnung nennt. Seine Wüstheit nimmt durchaus keine Vernunft an. Kein Tag soll sich zwischen seine Begierde und deren Befriedigung drängen; noch diese Nacht will er das „süße junge Blut" in seinen Armen haben, — wo nicht, hält er sich seines Pakts mit dem Teufel entbunden. Und als dieser ihm vorstellt

„Bedenk, was gehn und stehen mag!
Ich brauche wenigstens vierzehn Tag,
Nur die Gelegenheit auszuspüren."

erwiedert er ihm verächtlich mit dem ganzen prahlerischen Hochmuthe des erfahrenen und sich seiner Unwiderstehlichkeit bewußten Wüstlings:

„Hätt' ich nur sieben Stunden Ruh,
Brauchte den Teufel nicht dazu,
Um solch Geschöpfchen zu verführen."

Faust erscheint in dieser ganzen Scene eingeteufelter als der Teufel selbst; ja man kann sagen, daß er hier das Verhältniß vorwegnimmt, in welchem später, nach seiner Umwandlung, Mephistopheles ihm gegenübertritt. Sein Wort:

„Hab Appetit auch ohne das!"

mit welchem er alles geistige sentimentale „Brimborium" ablehnt und geradeswegs auf den gemeinen Sinnengenuß dringt, ist das Fürchterlichste, was an Verrohung des Gefühls gedenkbar ist, und fürchterlich soll es ihm vergolten werden im späteren Verlaufe seiner tragischen Leidenschaft, wo Mephistopheles ihm in den höchsten Momenten seiner übersinnlichen Liebesempfindung mit eben derselben cynisch sinnlichen Anschauungsweise entgegentritt, in der wir Faust beim Beginne seines Liebesromans so ganz zu Hause sehen. Vorläufig jedoch begnügt sich Mephistopheles damit, den Sturm von Faust's sinnlicher Leidenschaft dadurch zu beschwichtigen, daß er ihm seinen Wunsch:

„Schaff mir etwas vom Engelsschatz!
Führ mich an ihren Ruheplatz!
Schaff mir ein Halstuch von ihrer Brust,
Ein Strumpfband meiner Liebeslust!"

zu erfüllen und ihn noch am selben Abend in das Zimmer des abwesenden Gretchen zu führen verspricht, damit er „in ihrem Dunstkreis satt sich weiden könne an der Hoffnung künftiger Freuden". —

„Schneller ist nichts als der Uebergang vom Guten zum

Bösen, ich habe es erfahren, wie schnell er ist!" sagt ein andrer Faust in jenem berühmten Fragmente der Lessing'schen Faustdichtung, in welchem ein Teufel sich rühmt, daß seine Schnelligkeit der jenes Ueberganges gleich komme. An Goethe's Faust erfahren wir, daß in der Menschenbrust der Uebergang vom Bösen zum Guten oft nicht minder schnell ist. Dieser Uebergang erfolgt bei Faust in dem Momente, wo er das von süßem Dämmerscheine umwebte Heiligthum jungfräulicher Unschuld betritt. Das erste Wort, das er in Gretchens Zimmer spricht, wohin ihn Mephistopheles begleitet, drückt diese unmittelbare Einwirkung aus. Es ist die Aufforderung an Mephistopheles: ihn mit sich allein zu lassen —

„Ich bitte dich, laß mich allein!"

Die Gefühle, die sich in diesem Augenblicke urplötzlich seiner bemächtigen, sind der Art, daß er die Gegenwart seines fürchterlichen Doppelgängers, des symbolischen Spiegelbildes seiner eignen bisherigen Wüstheit, in diesem Heiligthume reinster Jungfräulichkeit, das selbst Mephistopheles auf seine Weise anzuerkennen sich gezwungen findet, nicht zu ertragen vermag. Und nun folgt jenes Selbstgespräch Faust's, in welchem der Dichter jener ersten frechen Charakteristik Gretchens, welche der ganz in die Sinnlichkeit versunkene Faust bei ihrem ersten Anblicke gegeben hat, die zweite gegenüberstellt, zu welcher der umgewandelte Faust sich in dem „süßen Dämmerscheine" des jungfräulichen Heiligthums hingerissen fühlt. Es ist das deutsche Mädchen, die deutsche Jungfrau, das Kind des Volks, dessen Eigenschaften, dessen innerstes Wesen der von „süßer Liebespein" zum ersten Male wahrhaft ergriffene Faust in den Worten ausspricht:

„Wie athmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit!
In dieser Armuth, welche Fülle!
In diesem Kerker, welche Seligkeit!"

Und immer wieder kommt er zurück auf dieses innerste Wesen der Geliebten, das sich in der ärmlichen Umgebung doch so deutlich ausspricht:

„Ich fühl, o Mädchen, Deinen Geist
Der Füll' und Ordnung um mich säuseln,
Der mütterlich dich täglich unterweist,
Den Teppich auf den Tisch Dich reinlich breiten heißt,
Sogar den Sand zu Deinen Füßen kräuseln.
O liebe Hand! so göttergleich!
Die Hütte wird durch Dich ein Himmelreich!"

Sie wird es, selbst für ihn, den Unseligen; und daß sie es wird, daß er in diesem Himmelreiche verweilen, hier „volle Stunden säumen möchte", — er, der zu Mephistopheles die Worte des Paktes gesprochen hat:

„Werd ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! Du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!" —

das gerade ist es, was dieses Himmelreich in eine Hölle verwandeln, und ihn und die Geliebte ins Verderben stürzen soll. Denn die Schrankenlosigkeit des Gedankens und die Beschränktheit, welche in sich selbst selig ist, Faust und Gretchen, können nie zu dauernder harmonischer Vereinigung gelangen. Und Faust empfindet das in eben demselben Augenblick, in welchem er die Seligkeit dieses „Kerkers" empfindet:

„Und Du! Was hat Dich hergeführt?
Wie innig fühl' ich mich gerührt!
„Was willst Du hier? Was wird das Herz Dir schwer?
Armsel'ger Faust! ich kenne Dich nicht mehr. —

Umgiebt mich hier ein Zauberduft?
Mich drang's, so grade zu genießen,
Und fühle mich in Liebestraum zerfließen!
Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?" —

Und so rafft er sich denn, in dem richtigen Gefühle des kommenden Verderbens auf zu dem Entschlusse, den er dem eintretenden Mephistopheles zuruft:

„Fort! fort! ich kehre nimmermehr!"

Aber dieser Entschluß ist eben nur ein halbunwillkürlicher Angstruf des für einen Augenblick erwachten Gewissens, des Bewußtseins über sich selbst und über die unausfüllbare Kluft, die ihn von der Unschuld der Beschränktheit und ihrer Seligkeit trennt, kein festes unerschütterliches sittliches Wollen. Die Sehnsucht der Liebe hält der Herzensangst vor den Folgen das Gleichgewicht in seiner Seele:

„Ich weiß nicht, soll ich?"

sind die letzten Worte, die er dem mit dem verführenden Schmuckkästchen eintretenden Mephisto zuruft. Er schwankt, er läßt geschehen, und — sein und Gretchens Schicksal ist entschieden.

Kehren wir jetzt zu Gretchen zurück. Gretchen vor dem Sündenfalle ist das reine weibliche Wesen, in welchem die Blume der noch reinen Sinnlichkeit mit ihrer ungeprüften Unschuld in vollendeter Schönheit als Knospe erscheint. Herb und sicher weist sie Faust's erstes Annahen ab, wie eine Sinnpflanze

vor jeder Annäherung eines fremden Elements sich in sich selbst zurückziehend. Aber Faust's Erscheinung und sein kecker Antrag sind doch nicht ohne tieferen Eindruck auf sie geblieben. Kaum nach Hause gekommen von dem verhängnißvollen Kirchgange empfindet sie ein Gefühl der Neugierde, der alten Paradieses-schlange, sich regen. Sie möchte wissen, wer der Herr gewesen, der ihr so keck genaht:

„Ich gäb was drum, wenn ich nur wüßt',
Wer heut der Herr gewesen ist!
Er sah gewiß recht wacker aus,
Und ist aus einem edlen Haus;
Das konnt ich ihm an der Stirne lesen —
Er wär auch sonst nicht so keck gewesen."

Sie hat ihn also doch sich angesehen, so kurz sie sich auch von ihm losmachte, und seine männliche Schönheit und sein adlig vornehmes Ansehen haben Eindruck auf das Kind des Volks gemacht.

Ich meine, an diese Worte hat Kaulbach bei seiner Darstellung angeknüpft, indem er sich erlaubte, eine Scene zum Faust hinzuzudichten. Denn von diesem ersten Zusammentreffen Faust's und Gretchens, das der Künstler uns in seinem Bilde vorführt, steht nichts im Goethe'schen Faust zu lesen. Aber trotzdem hat Kaulbach doch im ächt Goethe'schen Geiste und Sinne diese Scene gedichtet. Gretchen hat Faust schon vor der im Gedichte geschilderten Ausgangsscene aus der Kirche gesehen, und bei dieser Begegnung, und nicht bei der später folgenden, von so vielen andern Künstlern zur Darstellung gewählten, hat sie Gelegenheit gehabt, ihn anzusehen und den stattlichen Mann zu betrachten, was bei der vom Dichter geschilderten zweiten Begegnung nicht wohl denkbar ist, wo sie seine freche

Zudringlichkeit mit „niedergeschlagenen“ Augen „kurz angebunden“ abweist. Anders bei diesem ersten, von Kaulbach angenommenen Begegnen. Hier erblickt das zur Kirche eilende Gretchen die hohe majestätische Gestalt des schönen Mannes in ritterlicher Tracht, der, gefolgt von seinem unheimlichen Gesellen, aus der engen Seitengasse kommend, bei ihrem Anblick wie vom Blitze getroffen stehen bleibt. Den linken Arm wie in staunender Bewunderung erhoben, läßt er den in Leidenschaft flammenden Strahl der mächtigen Augen ruhen auf der schlanken jungfräulichen Gestalt, die in allem Zauber ihrer morgenfrischen Schönheit vor ihm vorüber wandelt. Und so gewaltig ist der Blick dieser Augen, so dämonisch der Eindruck des stolzen düsteren und doch so adlig schönen Mannes, daß sie, die ihn im ersten Momente vielleicht unbefangen anschaute, schon im nächsten erschreckt das Köpfchen seitwärts wenden muß, und ihr Gewand erfassend, sich beeilt die nahen Kirchenstufen zu ersteigen, auf die bereits ihr Schatten fällt. Aber von diesem Augenblicke an ist doch „ihre Ruhe hin“; und es ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß sie an diese Erscheinung denken wird, während sie in der Kirche aus dem „vergriffenen Büchlein“, das sie in der Hand trägt, ihre Gebete flüstert.

In der That, Kaulbach hat es meisterhaft verstanden, sich den richtigen und fruchtbaren Moment selbst zu schaffen, um uns nicht nur das Gretchen vor dem Sündenfalle, sondern auch die Gestalt Faust's selbst in all ihrer Mächtigkeit vor Augen zu stellen; und er hat wohl daran gethan, den in der Dichtung selbst gegebenen und geschilderten Moment des ersten Zusammentreffens, den bisher noch alle uns bekannten Versuche einer sogenannten Illustration des Gedichts gewählt haben, zu verschmähen. Denn, wie ein Kritiker mit Recht bemerkt hat, dieser

letztere Moment, wo Faust an das aus der Kirche kommende Gretchen herantretend ihr seinen Geleitantrag macht, bietet keinen günstigen Vorwurf für die Darstellung des zeichnenden Künstlers; er ist zu unruhig, zu flüchtig und vor allen Dingen viel zu einseitig, als daß die beiden Gestalten in demselben zu dem vollen Ausdrucke ihres Wesens gelangen könnten. Bei Gretchen wird der Zeichner, der diesen Moment wählt, das „Schnippische" „Kurzangebundene" nothwendig vorzugsweise betonen müssen; und bei Faust wird neben dem Charakter der gemeinen Zudringlichkeit höchstens noch der Ausdruck des „Abgewiesenen" zur Erscheinung kommen können, der immer etwas geckenhaft-albernes an sich trägt. Wie anders und — wie viel edler, inhaltvoller dagegen auf dem Bilde Kaulbachs! Hier sehen wir in der stolz vorschreitenden hochaufgerichteten Gestalt mit der edlen und doch so düstern, von dunklem Gelocke umwallten Stirn voll wilder Gedanken, mit dem beredten Munde, den geistflammenden Augen, wirklich den Faust des Gedichts, den Faust Gretchens vor uns, von dem später die begeisterte Liebende singt:

„Sein hoher Gang,
Seine edle Gestalt;
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt!"

sehen wir den Mann, den „zu fassen und zu halten" sie ihr Leben in seinen Armen vergehen lassen möchte. Und in diesem Gretchen, wie Kaulbach es darstellen durfte und dargestellt hat, in ihm sehen wir nicht minder das Gretchen Faust's, das ganze Gretchen, wie es war in der Stille und Fülle seiner wie ein Veilchen in dunkler Verborgenheit erblühten geistigen und leiblichen Schönheit, ehe das Schicksal in Faust's Gestalt seiner

unbewußten, „halb Kinderspiele, halb Gott im Herzen" tragenden Unschuld nahte, — das Gretchen wie es der Dichter in jener unvergleichlichen Gartenscene geschildert hat, oder vielmehr, sich selbst in der Erzählung ihres Lebens, ihres Thuns und Treibens schildern läßt. —

Verfolgen wir jetzt weiter die innere Entwicklung Gretchens in der Dichtung. Als sie von ihrem Abendausgange zurückkehrt in ihr so eben von Faust und Mephistopheles verlassenes Kämmerchen, hat sich das anfängliche Gefühl der Neugierde schon in ein anderes, in das Gefühl einer dumpfen bedrückenden Unruhe verwandelt, das der Dichter so wundervoll durch die physische Empfindung ausdrückt, von der getrieben sie das Fenster öffnet:

„Es ist so schwül und dumpfig hie, —
Und ist doch eben so warm nicht drauß'.
Es wird mir so, — ich weiß nicht wie —
Ich wollt' die Mutter käm' nach Haus.
Mir läuft ein Schauer über'n ganzen Leib —
Bin doch ein thöricht furchtsam Weib."

Dieses körperliche Insichzusammenschaudern, was ist es anders, als das sichere Zeichen, daß der in das süße Gift getauchte Liebespfeil ihr Herz gestreift hat! In dieser Stimmung, in dieser unbewußten Scheu vor einer dunkel geahnten Gefahr, in dieser angstvollen Beklommenheit, die ihr Sichbangen nach der Mutter so wundervoll bezeichnet, findet sie das verführende Schmuckkästchen. Sie kann nicht widerstehen, es zu öffnen, sich mit dem Geschmeide zu putzen, und die von Mephistopheles gestreute Saat geht sofort wuchernd auf. Zum ersten Male regt sich in ihrem unschuldigen Gemüthe ein Zug von Eitelkeit des Weibes, bricht aus ihrem bisher so zufriedenen Herzen ein Ge-

fühl des Neides der Armen gegen die Reichen hervor. So ist sie denn auch unzufrieden, als die Mutter den geheimnißvoll in's Haus gebrachten Schmuck an die Kirche verschenkt, die „ungerechtes Gut vertragen kann". Sie ist unruhvoll, weiß weder, was sie will, noch soll —

„Denkt an's Geschmeide Tag und Nacht,
Noch mehr an den, der ihr's gebracht;" —

Sie ist nicht unempfänglich dafür, daß Mephistopheles, als er sie bei der Nachbarin Martha geputzt mit dem neuen Geschmeide antrifft, sie für „ein vornehmes Fräulein" hält. Sie weist zwar seine weiteren Schmeicheleien, daß sie werth sei, gleich in die Ehe zu treten, und daß, wenn's nicht ein Mann, doch derweil ein Galan sein könne, zurück; aber ihre Zurückweisung hat nichts mehr von jener früheren „schnippischen" Herbheit, und sie ist durchaus nicht unzufrieden über den Antrag, bei dem Wiedererscheinen Mephisto's, der seinen Freund, einen jungen „feinen Gesellen" zur Frau Martha führen will, gegenwärtig zu sein, denn sie ahnt, daß es der Geliebte sei.

Und er ist es! Die Scene „im Garten" der Nachbarin — wer möchte es unternehmen, diese höchste Blüte der Liebespoesie nachzustammeln, diese Scene zu schildern, in welcher das ganze Wesen der holdseligsten weiblichen Gestalt, welche die Poesie kennt, sich unter den Augen des Geliebten entfaltet, und wo die in sich verschlossene Knospe unter dem Sonnenstrahle der Liebe zur vollen wunderduftigen Rose sich erschließt!

Wie bezaubernd ist die kindliche Gesprächigkeit, mit der sie hier ihr ganzes Kleinleben vor dem fremden und ihr doch so nahen, geliebten Manne ausbreitet, in einer Sprache, deren Einfachheit und Eigenthümlichkeit selbst von Goethe nie wieder er-

reicht ist! Wie wundervoll der Uebergang von der Bescheidenheit, mit welcher sie anfangs die Huldigungen des Geliebten, als ihrer Niedrigkeit und Einfalt nicht gebührend, ablehnen möchte, und von dem ersten leisen seufzenden Eingeständnisse ihrer Neigung in den Worten:

„Denkt Ihr an mich ein Augenblickchen nur, —
Ich werde Zeit genug an Euch zu denken haben."

bis zu dem letzten Aufjauchzen selig hingegebener Liebe, bis zu dem:

„Bester Mann! von Herzen lieb' ich Dich!"

mit dem ihre jungfräulichen Lippen ihm den ersten Kuß zurückgeben!

Wie in die Tiefe eines klaren See's sehen wir in ihr reines Gemüth. Wir sehen sie studiren an dem ABC der Liebe; sehen, wie ihre Seele sich um die Seele des Geliebten zu ranken beginnt, wie die Furcht in ihr aufsteigt, daß er scheiden und sie vergessen werde. Wir sehen, wie sie ihn zum Vertrauten der ganzen Vergangenheit ihres kleinen Lebens macht, wie sie ihm gesteht, daß selbst seine „Frechheit" bei dem ersten Begegnen sie nicht so beleidigt habe, wie sie eigentlich gesollt —

„Gesteh ich's doch! Ich wußte nicht, was sich
Zu Euerm Vortheil hier zu regen gleich begonnte;
Allein gewiß, ich war recht bös auf mich,
Daß ich auf Euch nicht böser werden konnte."

Wir sehen sie endlich „halb Kinderspiele, halb den Gott der Liebe im Herzen" das Blumenorakel befragen, an dessen Schlusse die bis zum Aufspringen geschwellte Knospe der Liebe in seligem Glücksschmerze in sich zusammenschaudert, und auf Faust's:

„Verstehst Du, was das heißt: Er liebt dich!" keine andere Antwort hat, als das schauernde:

„Mich überläuft's!"

mit dem sie, wie um vor sich selbst zu entfliehen, sich den haltenden Händen des Geliebten entziehend, davon eilt.

Dies schauernde „mich überläufts!" ist der Schlußpunkt des ersten Akts in Gretchens Dasein. Von hier an beginnt die tragische Katastrophe ihres Lebens. Faust selber fühlt dies, wie eine vielsagende Bemerkung des Dichters andeutet; sie lautet: „Faust steht einen Augenblick in Gedanken — dann folgt er ihr".

Er folgt ihr zu seinem und zu ihrem Verderben. Aber dies Verderben selbst, aus höchster Liebe hervorgegangen, ist nur ein zeitliches, und die Liebe bleibt durch alle Gräuel und Verbrechen, durch alles Elend und allen Jammer dennoch Siegerin und übt als solche, begnadet vor dem höchsten Richterstuhle des Gottes, der selbst die Liebe ist, ihre schuldaustilgende beseligende, ewige Kraft über alle Zeitschranken hinaus.

II.

Schuld und Sühne.

Wir haben zu Anfang unserer Charakteristik Gretchen ein Kind des Volks genannt. Damit ist schon von vornherein jeder Gedanke an eine falsche Idealisirung dieser Gestalt von Seiten des Dichters ausgeschlossen; und in der That hat Goethe dafür gesorgt, daß dem Lichte auch hier der Schatten nicht fehle, der überall da nothwendig und unentbehrlich ist, wo eine dichterische

Gestalt wirkliche Naturwahrheit haben und nicht ein Schattenbild falscher körperloser Idealität sein soll. — Nach dieser Seite hin haben wir jetzt Gretchen zu betrachten, um ihr Geschick zu verstehen und in seiner inneren Nothwendigkeit zu begreifen.

Eine Schattenseite Gretchens ist ihr Zusammenhang mit Martha. Wie Faust in Mephistopheles, so hat Gretchen in Martha den Gegensatz der lichten Seite ihres Wesens neben sich; und zwar dient dieser Gegensatz, weil als Person gestaltet, also in aller Schärfe der Einseitigkeit gezeichnet, zunächst in seiner dunklen Häßlichkeit ihrer Schönheit künstlerisch als Folie. Gretchens Unschuld und Reinheit, ihre selbstlose Hingebung in der Liebe, leuchten noch heller, gegenüber dieser personifizirten selbstsüchtigen Gemeinheit einer durchaus gewöhnlichen Weibesnatur, bei der die Liebe nichts weiter ist als ein gesteigerter schlechter Egoismus. Der Gegensatz dieser alternden, männersüchtigen Halbwittwe, die bei dem Gedanken an den möglichen Tod ihres Ehegemahls, den sie doch „recht herzlich zu lieben" sich einbildet, vor allem an den für eine zweite Ehe nöthigen „Todtenschein" denkt und die bei der Erzählung seines angeblichen elenden Todes in der Fremde immer von den Thränen der mitleidigen Liebe über „das treue Herz", über „den guten Mann", dem sie „längst vergeben," urplötzlich in den Ausbruch schimpfenden Zornes über „den Schelm", „den Dieb an seinen Kindern" übergeht, dieser Gegensatz des niedrigen gemeinen Leichtsinns einer Martha, die, um nur wieder einen Mann zu bekommen, selbst einen Mephistopheles „beim Wort nehmen" möchte, bildet für den Dichter den dunklen Hintergrund, auf dem sich die Reinheit und Unschuld, die Selbstlosigkeit und Treue und das tiefe Gefühl Gretchens in gesteigertem Glanze abheben.

Aber dies ist nur die eine Seite ihres Zusammenhanges mit Martha. Ihr Verhältniß zu dieser „Frau Nachbarin" hat auch noch eine andere Seite. Martha ist kein eigentlich böses Geschöpf; sie ist, wie die große Masse, weder gut noch böse, die treue Repräsentantin eines großen Theils ihres Geschlechts in seiner inhaltleeren Gewöhnlichkeit und einer gewissen kindischen oberflächlichen Gutmüthigkeit. Diese letztere Eigenschaft vornehmlich ist es, die Gretchen zu ihr hinzieht. Nachbarin Martha ist eine sogenannte „gute Frau", die nicht Alles genau nimmt, die der Jugend gern möglichst viel nachsieht, weil sie selbst von der Jugend wenigstens alle ihre Fehler und Schwächen, ihren Leichtsinn und ihre Selbstsucht, ihre Neugier, ihre Eitelkeit und ihre Lust an Heimlichthuerei und Heimlichkeiten in sich trägt und hegt, und deshalb vorzugsweise gern mit der Jugend verkehrt. Gretchen hat zwar eine Mutter; aber diese Mutter ist von alle dem das Gegentheil, und, das ist ein tiefer Zug in des Dichters Charakteristik, Gretchen hat kein volles inniges Verhältniß zu ihrer Mutter. Wir sehen im Gedichte diese Mutter nicht, aber wir kennen sie, als ob wir sie vor uns sähen, durch die kurzen Züge, mit welchen Gretchen sie schildert. Sie ist sehr fromm, ihr Gebetbuch kommt ihr nie von der Seite, und der Pater Beichtiger ist ihr täglicher Gesellschafter und Berather. Sie ist sehr streng und weltabgewendet in der Erziehung ihrer Tochter, sie ist übermäßig eigen und „akkurat" und ebenso übermäßig sparsam und „genau" in der Führung ihres Hauswesens.

Gretchen selbst sagt uns dies Alles, und der Ton, in welchem sie gleich zu Anfang ihrer Bekanntschaft diese Züge in ihre Erzählung in der Gartenscene verwebt, hat bei aller kindlichen Pietät doch etwas leise sich beklagendes. Dieser Ton

klingt durch, wenn sie die „Garstigkeit" und „Rauheit" ihrer Hand, als Faust dieselbe küßt, mit den Worten entschuldigt:

Inkommodirt Euch nicht! Wie könnt Ihr sie nur küssen?
Sie ist so garstig, ist so rauh!
Was hab ich nicht schon alles schaffen*) müssen!
Die Mutter ist gar zu genau!

Dieser leise Stoßseufzer über die gar zu große „Genauigkeit", das heißt über die allzusparsame Strenge und Kargheit der Mutter kehrt wieder und wird weiter ausgeführt in den Worten:

Wir haben keine Magd; muß kochen, fegen, stricken
Und nähen, und laufen früh und spat;
Und meine Mutter ist in allen Stücken
So akkurat!

Und doch hätte die Mutter das, meint sie, gar nicht so nöthig, viel weniger nöthig als manche andere. Gretchen weiß, daß sie nicht unbemittelt ist:

Nicht daß sie just so sehr sich einzuschränken hat;
Wir könnten uns weit mehr als andere regen.
Mein Vater hinterließ ein hübsch Vermögen,
Ein Häuschen und ein Gärtchen vor der Stadt.

Wenn dann Gretchen auch die Aufzählung ihrer schweren häuslichen Arbeitsnöthen mit dem Bekenntniß schließt: daß „dafür das Essen und die Ruh desto besser schmecken," so verhehlt sie doch nicht, daß dies ewige Einerlei, dies „immerfort wie heute so morgen, früh am Waschtroge stehn, dann auf den Markt und dann am Heerde sorgen" ohne alle und jede

---

*) „schaffen" süddeutsch für „arbeiten" und zwar schwer arbeiten.

Vergnüglichkeit, — denn ihr Schwesterchen ist todt, dessen Pflege trotz aller „lieben Noth und Plage" ihr einziges Vergnügen war, — durchaus nicht ganz ein Leben nach ihrem Sinne ist.

In diesen Herzensergießungen haben wir die Schülerin von Frau Martha vor uns. Gretchen hat nicht ungestraft mit der Frau Nachbarin verkehrt. Die klatschhafte eigensüchtige Gemeinheit von Martha's Sinnesart ist es gewesen, die in Gretchen diese Betrachtungen über die Mutter und über Gretchens Loos durch ihr Bemitleiden wachgerufen hat. Zu Martha trägt sie denn auch ihren neuen zweiten Schmuckschatz, und Martha weiß auch gleich guten Rath. Vor allen Dingen empfiehlt sie: nur der Mutter nichts zu sagen, die es sonst gleich wieder „zur Beichte tragen" würde, und dann folgt die Anweisung, wie man später der Mutter „etwas vormachen könne":

„Die Mutter sieht's wohl nicht; man macht ihr auch
was vor!"

Gretchen aber, ganz in dem Anschauen der Herrlichkeiten des Schmucks verloren, mit dem Martha unter solchen Lehren sie vor dem Spiegel aufputzt, hat bei Mephisto's Anklopfen nur den einen erschreckenden Gedanken:

„Ach Gott! mag das meine Mutter sein?"

So ist also das reine Gold ihres Wesens bereits mit einer, wenn auch schwachen Zuthat unedlen Metalls, mit Unzufriedenheit, Eitelkeit, Putzlust und Verlangen nach Lebensgenuß versetzt, als Faust ihr im Garten der Frau Martha naht, die wie alle Weiber ihrer Art an ein Bischen Gelegenheitsmacherei und Ehestifterei ihre Hauptlebensfreude hat. In Martha's Schule hat Gretchen ferner auch gelernt, über Andrer Fehl-

tritte mit der Frau Nachbarin den Stab zu brechen. Denn für Weiber dieser Art ist das zweitgrößte Vergnügen nach der eigenen Gelegenheitsmacherei, das behagliche Klatschen und Lästern über die unglücklich auslaufenden Liebeshändel Anderer, bei denen sie nicht die Hand im Spiele gehabt haben. Solcher Klatsch hält sie schadlos für die vielleicht nur widerwillig und schwer bewahrte eigene Sittlichkeit, und Gretchen sagt später in ihrem Unglücke von sich selbst, mit rührend schmerzlicher Selbstanklage:

Wie konnt ich sonst so tapfer schmälen,
Wenn thät ein armes Mägdlein fehlen!
Wie konnt ich über andrer Sünden
Nicht Worte g'nug der Zunge finden!
Wie schien mir's schwarz und schwärzt's noch gar,
Mir's immer noch nicht schwarz genug war,
Und segnet' mich und that so groß! — —

Gewiß, diese Selbstanklage ist übertrieben in der Farbe, wie immer, wenn ein edles Gemüth den Stachel der Reue sich ins Herz drückt, aber unwahr ist sie nicht. Hier ist ein Stück Martha in Gretchen, wie in Faust ein Stück Mephistopheles.

Durch die Gartenscene hat Faust die volle Gewißheit empfangen, daß Gretchen seine Liebe theilt. Diese Gewißheit, so hoch sie ihn beseligt, so furchtbar regt sie zugleich den Kampf in seinem Innern auf. Er zaudert und schaudert vor der nächsten Zukunft, vor der weitern Entwicklung dieser Leidenschaft; denn er fühlt, daß dieselbe Gretchen verderben muß. Er ist aus Gretchens Nähe, aus der Stadt entflohen. Er hat sich in wilde Natureinsamkeit zurückgezogen, um der Versuchung zu entfliehen, und wir belauschen dort sein Selbstgespräch. Mephistopheles folgt ihm dahin, und indem er ihm Gretchens

Kummer über seine Entfernung, ihre Liebessehnsucht nach ihm vormalt, sucht er das Feuer der Sinnlichkeit in ihm aufs Neue anzufachen. Im Grunde ist es wieder Faust selbst, dessen Nachtseite, die Seite der Leidenschaft und Sinnlichkeit hier in Mephistopheles nur als zweite Person vor uns erscheint.

Daß Gretchen ihn entflohen wähnt, und wie sie ruhelos, doch immer vergebens, „nach ihm nur aus dem Fenster schaut", „nach ihm nur aus dem Hause geht", sagt uns ihr Selbstgespräch am Spinnrade, das rührende „Meine Ruh ist hin" ꝛc. Faust kämpft mit sich selbst — und er unterliegt. Er kann die Vorstellung nicht ertragen, daß das geliebte Geschöpf sich von ihm vergessen glaubt, und doch fühlt er im Voraus, daß selbst „die Himmelsfreude in ihren Armen" ihn ihre Noth, ihr unwiderrufliches Elend nicht vergessen lassen wird. Dies Gefühl, daß sein Herantreten an sie auch jetzt schon ihr Glück, ihren Frieden auf ewig untergraben hat, dies Gefühl, das er ausspricht in der leidenschaftlichen Selbstanklage:

> Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehauste,
> Der Unmensch ohne Zweck und Ruh u. s. f.

dies Gefühl steigert seinen Zustand bis zu jener unerträglichen Angst, in welcher er, um nur ein Ende zu machen, sich zur Rückkehr entschließt:

> Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angst verkürzen!
> Was muß geschehn, mag's gleich geschehn!
> Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen,
> Und sie mit mir zu Grunde gehn.

Das Auseinanderliegen der beiden Welten, in denen sich Fausts und Gretchens Lebens- und Geistesbahnen bewegen, diese unausfüllbar trennende Kluft wird an dieser Stelle von Faust

mit voller Klarheit erschütternd ausgemalt; er der „rastlos von Fels zu Felsen begierig wüthend nach dem Abgrunde zu brausende Wassersturz“, — und sie —

mit kindlich dumpfen Sinnen
Im Häuschen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt. —

in dieser kleinen Welt, in deren dumpfer Enge sein Geist nimmer Raum finden, die seine Liebe selbst nur zerstören kann. Und doch ist diese Liebe so wahr, ist das Gefühl, das er empfindet und für das ihm die höchsten Worte nicht genügen, ist „die Gluth der Liebesleidenschaft, von der er brennt“, ist diese Wonne des ganz sich Hingebens ein Gefühl, das „unendlich, ewig, ewig“ sein muß, denn „sein Ende würde Verzweiflung sein“. Diese innerste Gewißheit der Unendlichkeit und Ewigkeit seines Empfindens, dieses Bewußtsein der göttlichen Wahrheit seiner Liebe ist der Bürge für die ewige Errettung bei zeitlichem Verderben, es ist der Stern der Erlösung zur Seligkeit, der durch diese tiefste Nacht des Unterganges leuchtet. Mephistopheles, der diese Empfindung, diese Liebe nicht begreift, hat auch hier und zwar in demselben Augenblicke sein Spiel verloren, in welchem er es gewonnen meint. Denn Faust könnte nur sein werden, wenn er in der Sinnlichkeit völlig unterginge, in ihr wirklich Befriedigung finden könnte.

Faust kehrt zu Gretchen zurück. Sie ist beseligt ihn wieder zu haben; seine Rückkehr ist ihr Bürge, daß er es ehrlich meint. Sie betrachtet ihn jetzt als ihren verlobten Liebsten, und hat nur noch Bedenken wegen der Religion, weil sie ahnt, daß es mit seinem Christenthum nicht steht, wie es sein soll und muß.

Es ist mit ihr und in ihrem Verhältnisse zu Faust eine große Veränderung vorgegangen. Sie ist nicht mehr blos das demüthig den Geliebten anstaunende Kind; sie erlaubt sich jetzt schon ihm Vorstellungen zu machen, daß er „die heiligen Sakramente", und auch die Ehe ist ja ein Sakrament, nicht ehrt. Wie sie sich ganz sein eigen empfindet, soll er auch ihr eigen sein vor Gott und Welt. Sie tadelt ihn auch wegen seines Verkehrs mit Mephistopheles, mit dem Unreinen, dem Kalten, Liebeleeren dem es an der Stirn geschrieben steht, „daß er mag keine Seele lieben," und sie verlangt, daß auch hier der Geliebte ihr Empfinden theile:

„Dir, Heinrich, muß es auch so sein!"

Aber ihre Liebe und ihr Glaube an die Liebe des Geliebten sind doch stärker als alle diese Bedenken und Befürchtungen. Ein Blick in seine Augen genügt, sie in Allem zu seinem Willen zu treiben, und so versagt sie ihm denn auch nicht das erbetene Stündchen ruhigen Alleinseins mit ihr, und hat kein Bedenken, das ihr von Faust dazu gebotene Mittel des Schlaftrunks für die Mutter anzuwenden.

Am nächsten Morgen scheidet sie — als Weib von ihrem Manne. Aber die Erfüllung des höchsten Liebesglücks ist der Beginn des höchsten Elends und Verderbens. An einem andern solchen Morgen erwacht die Mutter nicht mehr aus dem gewaltsamen Schlafe. Der Zwang, ihre Liebe geheim zu halten, hat Gretchen zur unfreiwilligen Mörderin ihrer Mutter gemacht. Sie hat in ihrer angstvollen Aufregung die Dosis der drei Tropfen überschritten, und die Mutter ist so durch ihre Schuld ohne Beichte und Absolution „zur langen langen Pein hinübergeschlafen". Das Verbrechen kommt nicht an den Tag, denn

Faust weiß zu beschwichtigen; aber desto tiefer wühlt es im Busen der Unglücklichen, die vergebens ihr Herz zu erleichtern sucht in dem flehenden Jammergebete, das sie in ihrer Noth zur Mutter Gottes, der Schmerzensmutter emporschickt, vor derem geheiligtem Abbilde wir sie auf Kaulbach's Bilde niedergeworfen sehen! Die Stichelreden, die höhnischen Anspielungen der guten Freundinnen nehmen ihren Anfang, und die Scene am Brunnen zeigt uns in dem Geschicke „Bärbelchens" das Geschick Gretchens und den Verlauf und die Beurtheilung ihres eigenen Verhältnisses zu Faust. Ihr entschuldigendes:

„Er nimmt sie gewiß zu seiner Frau!

welches Lieschen so schnöde beseitigt, zeigt uns deutlich, worauf in ihrem Elende ihr eigener einziger Hoffnungstrost noch beruht. Aber der schwache Faden dieses Trostes reißt. Ihr Bruder, der brave Soldat, den der Tod der Mutter auf einige Zeit aus der Fremde in die Heimath zurückgeführt hat, fällt in dem Versuche, die verletzte Ehre der Schwester durch Rache an dem Verführer herzustellen, durch die von Mephistopheles geführte Hand ihres Geliebten, der nun vor dem Bluträcher entfliehen muß. Einmal von Gretchen entfernt und von den drückenden Fesseln der eignen widerstreitenden Gefühle erlöst, wird er jetzt für einige Zeit wieder die Beute Mephisto's, der ihn aufs Neue in den, vom Dichter durch die Walpurgisnacht symbolisch angedeuteten Strudel der Welt und des wüsten zerstreuenden Sinnentaumels zu stürzen weiß, was ihm um so leichter wird, je mehr es Faust selbst zunächst darauf ankommt, seine innere Angst um Gretchen und seine Gewissensbisse zu übertäuben. —

Halten wir hier einen Augenblick inne, um uns das Bild zu vergegenwärtigen, in welchem Kaulbach es versucht hat, uns

Gretchen vor dem Bilde der schmerzenreichen Mutter darzustellen. Auch hier hat der geniale Künstler mit schöpferischer Freiheit zwei Scenen des Gedichts zu einer zusammengezogen, indem er sich erlaubt hat, die Brunnenscene als erklärenden Hintergrund der Hauptdarstellung zu benutzen. Gretchen ist vom Brunnen und dem traurigen Gespräche mit Lieschen nach Hause zurückgekehrt. Die erbarmungslosen Worte der guten Freundin haben ihr wie Messer ins Herz geschnitten. Es ist noch früh am Morgen; sie hat die Wassereimer niedergesetzt und Gebetbuch und Rosenkranz eilig zur Hand genommen, um ihre Herzensangst in die Frühmesse der Kirche zu tragen. Aber schon in der offenen Seitenkapelle vor der Kirche ist sie niedergestürzt vor dem Bilde der schmerzenreichen Mutter, die, den todten Leib ihres göttlichen Sohnes auf dem Schooße, „zum Vater aufblickt und Seufzer hinaufschickt um ihre und seine Noth". Sie allein, die Schmerzenreiche, kann wissen und fühlen, was der Aermsten im Herzen wühlt, was „ihr armes Herz hier banget, was es zittert, was verlanget!" Der Morgen ist so sonnenhell, so freundlich; die Tauben in den Lüften und auf dem Straßenpflaster schwirren und girren so heiter, der Morgenwind spielt so lustig in den Fliederbüschen der Markthäuser, die alten Nachbarinnen plaudern so traulich aus den offenen Fenstern heraus, und die goldenen Sonnenstrahlen umleuchten so hellen Glanzes das ritterliche Standbild, das den steinernen Marktbrunnen ziert! Aber ach! an diesem selben Brunnen hält jetzt die Zunft der Weiber und Mädchen das erbarmungslose Zungengericht über die Unselige, die hier im dunklen Schatten der Kirchhalle, das Schwert der Angst und Todespein im Herzen, händeringend niedergeworfen liegt auf den von Disteln und blühendem Unkraut umwucherten Steinstufen des Muttergottesbildes! Sie wollte nur

niederknien, um zu beten; aber die Verzweiflung des Herzens war stärker als die Furcht vor den Blicken der Menschen. Verzweiflung hat sie niederstürzen lassen auf ihr Angesicht: dies ist das Motiv, welches die Brunnenscene belebt, in welcher Kaulbach alle Nuancen der klatschenden Verdammungslust: die freche Schadenfreude und die lüsterne Neugier der Jungen, wie das pharisäische verhimmelnde Erschrecken und das mundaufsperrende Erstaunen der Alten, so meisterhaft ausgedrückt hat. Alle diese Weiber und Mädchen tragen es auf den Stirnen geschrieben, wie sehr sie das Wort des Reinsten der Reinen zu beherzigen nöthig hätten: „wer sich ohne Sünde fühlt, der werfe den ersten Stein auf sie!" Vor allen die das Wort führende Dirne, mit dem frech entblößten üppigen Busen, deren ganze Haltung ihre sinnliche Gemeinheit verräth. Aber sie haben alle nur ein Gefühl: das der niedrigen Schadenfreude darüber, daß all das Curtesiren und Schönthun mit dem vornehmen Liebsten die gepriesenste Schönheit und Ehrbarkeit des Städtchens doch endlich zu dem verdienten Ziele geführt habe! Und Gretchen — ach, sie sieht und fühlt nichts von dem Allem, nichts als ihren unaussprechbaren Jammer, ihr rettungsloses Elend! Unser Herz wendet sich um in unserer Brust, wenn wir sie in ihrem halbaufgelösten Haar, in ihrer kaum die Brüste bedeckenden vernachlässigten Morgengewandung, zusammengebrochen unter der Last ihres Elends daliegen sehen, und sie dann vergleichen mit jenem Gretchen, das auf dem früheren Bilde, frisch wie eine schwellende Rosenknospe in aller Lieblichkeit und Holdseligkeit ihrer jungfräulicheu Schönheit, leichtherzigen Ganges zu derselben Kirche wandelte, die sie jetzt nur noch einmal betreten soll, um den letzten vernichtenden Richterspruch zu vernehmen! —

In dieser Kirchenscene des Gedichts hat der Dichter alle

Schrecken der Gewissenspein zum höchsten Grade der sinnverwirrenden seelischen Folterqual gesteigert. Die Erscheinung des „bösen Geistes“ ist hier wieder nur künstliches Mittel zur Verstärkung des Eindrucks. Der „böse Geist“ ist Gretchens eignes Gewissen, ist jene Gemüthseigenschaft Gretchens, zufolge der sie die Gabe besitzt, das dem Orte und der Zeit nach Ferne in lebendigster Phantasie als bestimmte Gegenwart aufzufassen. Diese ihre Begabung ist, nach Julius Mosen's tiefsinniger Bemerkung, gleichsam das persönliche Dichtergemüth Goethe's selbst, das in keiner seiner Figuren so unmittelbar wie in dieser zur Erscheinung gekommen ist. Diese Fähigkeit ihrer Phantasie, die in der Gartenscene bei der Erzählung von dem „Schwesterchen“ für Faust wie für uns so entzückend sich bekundet, wird jetzt ihre furchtbarste Qual. In der volkgefüllten, von Orgelklang und Chorgesang durchdröhnten Kirche, neben Martha kniend, fühlt, empfindet, sieht sie nichts als — das Einst, und in diesem Einst ihr eigenes Bild und seine Unschuld, ihr verlorenes, für ewig verlorenes Glück:

„Wie anders, Gretchen, war dir's,
Als du noch voll Unschuld
Hier zum Altar tratst,
Aus dem vergriffenen Büchelchen
Gebete lalltest,
Halb Kinderspiele
Halb Gott im Herzen!“

„Herüber und hinüber gehen ihr die Gedanken“, die sie „nicht los werden“ kann; herüber von diesem glücklichen Einst zu dem Jetzt und seinen Flammenqualen, bis sie unter denselben ohnmächtig zusammenbricht.

Und welches Erwachen! Von den Menschen unerbarmt,

durchschaudert von dem Gedanken an die todte Mutter und an den todten Bruder, die „Verklärten, die ihr Antlitz von ihr abwenden, die Reinen, die es scheuen ihr die Hände zu reichen“; verlassen, aufgegeben, verrathen selbst von dem Geliebten, dem sie doch ihr ganzes Selbst in reinster selbstlosester Liebe hingegeben, ist ihres Bleibens nicht mehr in der Heimath, an der Stätte ihres einstigen Glückes. Kein einziges Wort der Anklage gegen den Geliebten kommt über ihre Lippen. Nur von ihrer Sünde spricht sie, und doch, doch war

— „alles, was mich dazu trieb,
Gott, war so gut, ach, war so lieb!“

Sie entflieht. Sie flieht hinaus in die fremde Welt, irrt lange erbärmlich umher auf der Erde in Elend und Verzweiflung. Sie hat ein Kind geboren und das Geborne im Wahnsinn der Verzweiflung ertränkt, oder, was wahrscheinlicher ist, es von Martha ertränken lassen, sie wird gefangen, processirt, und zum Tode verurtheilt!

Es giebt ein Höchstes des Jammers, dessen Ausdruck sich nicht mehr fassen läßt in die gebundne Rede. Ein solches Höchste des Jammers ist es, von dem Faust ergriffen wird, als ihn die Nachricht von Gretchens Schicksale fürchterlich aus seinem Vergessen und Betäubung suchenden Taumelleben aufschreckt. Darum läßt hier der Dichter mit richtigem Gefühle die Prosa eintreten in Fausts Ausrufe:

„Im Elend! Verzweifelnd! Erbärmlich auf der Erde lange verirrt und nun gefangen! Als Missethäterin im Kerker zu entsetzlichen Qualen eingesperrt, das holde unselige Geschöpf!“ — Das Gefühl dieser Verzweiflung über den „von keiner Menschenseele zu fassenden Jammer“ ist der Gegenschlag des beleidigten

göttlichen Geistes, ist die Strafe, die Faust für die Sünde, die er gegen diesen göttlichen Geist der Liebe begangen hat, hier an sich erfährt, als ihm sein teuflischer Doppelgänger höhnend die Frage entgegenruft, auf die er keine Antwort als den wilden Blick der Verzweiflung hat: „Wer war's, der sie ins Verderben stürzte? Ich? oder Du?“ —

So sind wir denn mit der Kerkerscene zu der Schlußkatastrophe und mit ihr zu dem Höhepunkte der Entwicklung von Gretchens Charakter gelangt, wo sich dies an geistiger Begabung anscheinend so tief unter Faust stehende Wesen hoch über ihn zu erhabener Größe emporhebt. Zunächst sei bemerkt, daß wir es in diesem Schlußakte des Gedichts keineswegs mit einer Wahnsinnigen zu thun haben*). Der Dichter des Faust hat nicht daran gedacht, sein Gretchen im Wahnsinne enden zu lassen. Zwar ist all ihr Empfinden, ihre ganze Phantasie durch ihre Lage bis zur höchsten Ueberspannung gesteigert; aber was sie empfindet, was sie sieht, ist furchtbare Wahrheit, ihr ganzes Denken von einer grauenvollen Folgerichtigkeit, die nur um so entsetzlicher ist, weil sie sich nicht in der Form des verständigen Reflektirens, sondern immer nur in Visionen der Thatsächlichkeit kundgiebt, welche den richtigen Gedanken in ein Phantasiebild eingekleidet enthalten.

Es ist die Nacht vor dem zur Hinrichtung Gretchens bestimmten Tage. Als Faust, der keinen andern Gedanken hat, als den, die Geliebte aus dem leiblichen Elend zu befreien und sie vor dem körperlichen Tode zu erretten, ihr zuerst naht, wähnt sie, er sei der Henker, der sie zum Tode führen wolle,

---

*) Dies ist zuerst nachgewiesen in der Schrift: „Ueber Göthe's Faust“. Zwei dramaturgische Abhandlungen von Julius Mosen und Adolf Stahr. Oldenburg 1845. S. 71. ff. vgl. S. 51.

und es windet sich die Kreatur in ihr vor dem Grauen der Todesangst. Sie ist noch so jung, sie möchte wenigstens noch leben bis „Morgen früh," wie es im Urtheil hieß, und jetzt ist es doch noch tiefe Nacht. Sie entschuldigt sogar ihr Vergehn:

„Schön war ich auch, und das war mein Verderben!"

wie jede Unglückliche in ihrem Falle. Als Faust sich vor ihr auf die Kniee wirft, sieht sie in ihm nur einen Menschen, mit dem sie beten könne, beten gegen die Höllenqual ihres Gewissens, die sich ihr äußerlich sinnlich darstellt in dem „Getöse" der Hölle unter den Stufen ihres Kerkers. Da ruft Faust sie bei ihrem Namen. Dieser Ruf, dieser Ton, dieser „süße, liebende Ton", den sie „mitten durch's Heulen und Klappern der Hölle" erkennt, ruft in dem nächsten Augenblick alle jubelnde Seligkeit in ihr wach. Die greuelvolle Gegenwart verschwindet, denn dieser Ruf zaubert vor ihre Phantasie urplötzlich die lebendigste Vorstellung ihrer glücklichen, von ihr momentan als gegenwärtige Wirklichkeit empfundenen Vergangenheit. Er ist da! er ist gekommen, sie zu erretten! sie ist gerettet! Aber der zur eiligen Flucht drängende Faust reißt sie eben so plötzlich aus diesem kurzen Seligkeitstraume. Das ist nicht mehr der glückliche, der nur von Liebe erfüllte Faust, „vor dessen Worten, dessen Blicken ein ganzer Himmel sie überdrang", und der „sie küßte, als wollte er sie ersticken!" Seine Lippen sind kalt, es wird ihr bang in seinen Armen! das Phantasiebild der zur Gegenwart gewordenen Vergangenheit verschwindet vor ihrem Auge, die Wirklichkeit tritt wieder in ihr Recht. Wenn Er auch wirklich Faust ist, so ist sie ja nicht sein Gretchen mehr, nicht mehr das Gretchen, das er verließ. Und nun folgt das

furchtbare Bekenntniß, mit dem sie sich vor ihm des Mordes der Mutter, der Ertränkung ihres Kindes anklagt, des Kindes, das ja auch sein Kind war! Auch sein Verbrechen taucht damit in ihrer Seele auf: das Blut des Bruders, das an seiner Hand klebt. Als Faust in Verzweiflung ihr zuruft:

Laß das Vergangene vergangen sein,
Du bringst mich um!

wird es ihr deutlich, daß ja auch sein Leben dem Blutgerichte verfallen ist. Und Er — „muß doch übrig bleiben"; denn wer soll sonst ihren letzten Willen ausführen, sie im Grabe neben der Mutter und ihr Kind an ihrer rechten Brust zu betten! — Sie aber muß im Kerker bleiben! sie darf nicht hinaus, nicht anders als zum Tode, durch den sie ihr Verbrechen sühnen will und muß. „Weiter keinen Schritt!" Und doch — wie gerne ginge sie mit dem Geliebten! Aber für sie ist auf Erden keine Hoffnung mehr, als nur im „ewigen Ruhebette!"

„Ich darf nicht fort; für mich ist nichts zu hoffen!"

Sie hat es versucht, sie hat es erfahren, was es heißt, ein sündebeladenes Leben durch Flucht erretten und jammervoll weiter schleppen:

„Was hilft es fliehn? Sie lauern doch mir auf!
Es ist so elend, betteln müssen,
Und noch dazu mit bösem Gewissen!
Es ist so elend, in der Fremde schweifen!
Und sie werden mich doch ergreifen!"

Als Faust sie daran mahnt, daß er ja bei ihr bleibe, erwiedert sie ihm in ihrer Weise mit der Frage: Kannst Du auch das Geschehene ungeschehen machen, kannst Du mein Kind mir wiedergeben? meine Mutter aus ihrem Todesschlafe wieder

erwecken? eine Frage, welche sich in ihrer Phantasie zu den fürchterlichen Visionen von dem ertrinkenden Kinde und der vom Todesschlafe umfangenen Mutter gestaltet.

Und als nun endlich der verzweifelnde Faust sie gewaltsam fortzutragen versucht, als sein Genosse an der Thür erscheint, als der „Böse" den „heiligen Ort", den durch ihre Buße und Entsagung geheiligten Raum des Kerkers betritt, — da graut es ihr selbst vor dem Geliebten in solcher Gesellschaft, und in die Kniee niederstürzend befiehlt sie ihre Seele dem himmlischen Vater, überantwortet sie ihr irdisches Theil dem „Gerichte Gottes", dessen irdische Stimme in dem Geläute des Sterbeglöckleins von außen her erklingt.

Sie „ist gerichtet", aber zugleich „gerettet". Denn sie ist durch ihre Reue und heldenmüthige Entsagung gereinigt und gesühnt von aller irdischen Schuld, versöhnt mit dem Urquell aller Reinheit, und darf verklärt seinem Throne nahen und sich den Engelschaaren zugesellen, die seine ewig lichte Klarheit umgeben. Als Theilhaberin solcher Reine und Seligkeit finden wir sie denn auch am Schlusse des zweiten Theils des Gedichts, wo sie den Geliebten empfängt mit dem zum Ausdrucke der Seligkeit verklärten Flehen zur Mutter Gottes, die hier selbst nicht mehr die „Schmerzensreiche", sondern nur noch die „Strahlenreiche" ist, mit dem Gebete:

„O neige
Du Ohnegleiche,
Du Strahlenreiche,
Dein Antlitz gnädig meinem Glück!
Der früh Geliebte,
Nicht mehr Getrübte,
Er kommt zurück!"

Streichen wir das Symbolisch-Phantastische hinweg von dieser Lösung des zweiten Theils, so bleibt das Resultat die so einfache und doch so erhebende Wahrheit, die das Liebeslied des alten Bundes ausspricht: daß „die Liebe stärker ist als der Tod und ihr Wille fester als die Hölle, ihre Gluth ist feurig und eine Flamme des Herrn, daß auch Ströme des Wassers sie nicht mögen auslöschen". — Diese Liebe ist die Liebe Gretchens, und Faust hat Theil genommen an dieser Liebe und diese Liebe an ihm. Darum, trotz aller Sünde und allen Irrens in der Welt der Sünde, trotz allen Verbrechens und Elends, zu dem diese Liebe den Irrenden geführt und getrieben,

„Begegnet ihm die selige Schaar
Mit herzlichem Willkommen!"

VI.

Helena.

Wenden wir uns nun von der Betrachtung und Charakteristik Gretchens zu jener symbolischen Frauengestalt, in welcher Goethe, wie er in Gretchen das germanische Wesen darstellte, das altgriechische Wesen zu verkörpern gedachte, zu seiner Helena, so leuchtet alsbald ein, daß man dieselbe eigentlich kaum als eine „Frauengestalt" bezeichnen kann. Denn sie ist durchaus nur Symbol oder vielmehr Allegorie, ein personifizirter Begriff, die Personification der Antike, der antiken Kunst und Schönheit und vermag deshalb weit nicht dasjenige Interesse zu gewähren, welches uns die bisher behandelten Frauengestalten des Dichters einzuflößen geeignet sind. —

Wenn wir bedenken, daß Goethe diesen Theil seiner Faustdichtung bereits von Frankfurt nach Weimar mitbrachte, da er die „Helena" schon im Jahre 1780 daselbst bei Hof vorlas, wie Riemer in seinem bekannten Buche berichtet (S. Mittheilungen über Goethe II, S. 581), so sind wir genöthigt daraus den Schluß zu ziehen, daß jene erste Bearbeitung sehr wesentlich verschieden gewesen sein muß von der Gestalt, in welcher uns jetzt diese Dichtung vorliegt. Denn von der Idee einer Ver-

söhnung zwischen Klassizismus und Romantizismus, die Goethe als den Kern der späteren Helena-Dichtung bezeichnet, konnte im Jahre 1780 nicht wohl die Rede sein. Auch sagt uns der Dichter selbst, in einer bei Riemer angeführten Stelle, die er wenige Jahre vor seinem Tode niederschrieb: daß sich dies Gedicht „in langen kaum übersehbaren Jahren" vom ersten Entwurfe im Jahre 1774 bis zum letztlichen Abschlusse vielfach verändert habe. Die erste Bearbeitung ruhte auf der Ueberlieferung, welche Goethe in dem alten Faust-Puppenspiele vorfand, nach welcher Faust den Mephistopheles gezwungen, ihm die schönste aller Frauen, die griechische Helena zu schaffen. Es war Goethe's ursprüngliche Absicht gewesen, diesen Stoff zu einem in sich abgeschlossenen Drama zu machen, und noch im Jahre 1800, als er die Umarbeitung begann, schrieb er an Schiller: das Schöne in der Lage seiner Heldin (der Helena) ziehe ihn dergestalt an, daß es ihn betrübe, sie *in eine Fratze verwandeln* zu sollen. „Wirklich", setzt er hinzu, „fühle ich nicht geringe Lust, *eine ernsthafte Tragödie* auf das Angefangene zu gründen; allein ich werde mich hüten, die Obliegenheiten zu vermehren, deren kümmerliche Erfüllung ohnehin schon die Freude des Lebens verzehrt."

In der That, hier haben wir ein merkwürdiges Selbstgeständniß des Dichters, dem vielleicht an Unbefangenheit der Selbstbeurtheilung nur noch ein zweites zur Seite gestellt werden kann, wenn wir ihn beschäftigt mit dem Abschlusse des ganzen zweiten Theils der Faustdichtung an Zelter schreiben sehen: „ich möchte diesen zweiten Theil des Faust vom Anfang bis zum Bacchanal (d. h. bis zum Ende der Helena) wohl noch einmal der Reihe nach weglesen. *Vor dergleichen aber pflege ich mich zu hüten.* In der Folge mögen es andere

thun, die mit frischen Organen dazu kommen, und sie werden etwas aufzurathen finden!" — Und die Spätern — das sei Gott geklagt — haben „etwas aufzurathen" gefunden! nur daß das, was sie erriethen, meist des Rathens nicht übermäßig werth war.

Es ist kaum zu bezweifeln, daß in der ersten Bearbeitung die Gestalt der Helena wirklich als lebendiger Inbegriff aller verführerischen, schwungvollen, körperlichen Reize südlicher Weiblichkeit dargestellt, und so Faust's Untreue gegen Gretchen bündiger und faßlicher motivirt war, als es in der späteren der Fall ist. Von dieser sagt Friedrich Vischer in seinen kritischen Gängen (II. S. 102—103) mit vollem Rechte: Goethe that sich auf die Allegorie des dritten Akts (d. h. auf seine neue Umdichtung der Helena) etwas Besonderes zu Gute, und allerdings hatte er diese Conception noch in kräftigen Jahren gefaßt; allein es ist und bleibt ein Mißgriff. Die Helena in der Volkssage vom Zauberer Faust zu einer Allegorie der Verbindung des romantischen und klassischen Princips zu benutzen, lag sehr nahe; — was aber die Helena in der Volkssage will, hat Goethe schon in Gretchen gegeben. Man sage nun immerhin: Helena trete hier keineswegs als Allegorie auf, sie erscheine wirklich und lebendig aus dem Hades wieder. Aber — nachher bedeutet sie in Allem, was mit ihr geschieht, die klassische Bildung überhaupt, es gehen Dinge mit ihr vor, denen man es alsbald ansieht, daß es sich hier nicht um diese Person, sondern um einen Begriff handle, und sie wird also zur reinen Allegorie verflüchtigt.

Nicht nur um die Richtigkeit dieses Urtheils zu beweisen, welches Vischer zwanzig Jahre später in seinen „Neuen kritischen Gängen (III, 3. S. 144—146)" wiederholt, sondern auch

um zu zeigen, daß eine eigentliche Charakteristik der Goethe'schen Helena als Frauengestalt nicht wohl möglich ist, wird es das Beste sein, wenn wir den Inhalt des dramatischen Abschnitts, der diesen Namen trägt, kurz unsern Lesern vorführen. Es wird dies um so nothwendiger sein, da wahrscheinlich nicht viele derselben das Stück aus eigener Lektüre gegenwärtig haben dürften.

Der Kreis von Sagen, welcher in den schriftlichen Denkmälern des Alterthums den Namen und die Gestalt der Helena, der Tochter des Zeus und der an König Tyndareus vermählten Dioskurenschwester Leda umgiebt, ist voll der buntesten und sich einander widersprechendsten Ueberlieferungen. Bei Homer erscheint Helena, von Paris, dem troischen Königssohne, ihrem Gatten dem Atriden Menelaos, König von Sparta entführt, als Ursache des großen Kriegszuges, welcher Fürsten und Völker von Hellas gegen Troja vereinte und mit der Zerstörung des Reichs und der Hauptstadt des Priamus endete. Nach dem Falle ihres Entführers Paris wird sie an dessen Bruder Deïphobos vermählt, und zuletzt von ihrem ersten Gemahle Menelaos, nach der Eroberung von Troja, wieder als Gemahlin angenommen, mit dem sie nach vielen Irrfahrten glücklich nach ihrem alten Heimathorte Sparta zurückgelangt, wo wir sie in der Odyssee prangend in unveränderter Schönheit, der Artemis gleich an Gestalt, antreffen. (Homer, Odyssee IV, 123 ff.)

Diese ihre Schönheit bildet in den alten Sagen ihr Verhängniß. Schon als Kind wird sie von dem größten und herrlichsten aller hellenischen Helden, vom Theseus nach Athen entführt, aus dessen Gewalt sie ihre Brüder, die göttlichen Dioskuren befreien. Alle ersten Helden von Hellas freien dann um sie, die Schönste aller Frauen, aber sie wird dem Menelaos,

dem Bruder ihres Schwestermannes Agamemnon zugesprochen, nachdem ihr Vater zuvor den freienden Königen und Helden das Gelübde abgenommen hat, sich ohne Kampf und Hader in die Entscheidung zu fügen. Eine spätere Sage läßt sie nach Menelaos Tode aus Sparta vertrieben, ja getödtet, aber wieder belebt und mit dem zum Gott erhobenen Achill auf der Insel Leuke vermählt werden, aus welcher Vermählung ein Sohn, der geflügelte Euphorion, geboren wurde, den Zeus seiner Schönheit wegen mit dem Blitze erschlägt.

Dieses ganze wundersame Gewirr von Sagen hat nun Goethe in seine Dichtung verwebt, in der er sich auch den Zug nicht hat entgehen lassen, welcher in der alten Sage darauf hindeutet, daß Menelaos nach der Eroberung von Troja anfangs beabsichtigt habe, die entführte Gattin den erzürnten Göttern als Sühnopfer am Altare darzubringen.

Mit diesem Vorsatze beginnt die Goethe'sche Dichtung, welche den Namen der antiken Heroine, der Repräsentantin der hellenischen Schönheit trägt.

König Menelaos ist nach langer Irrfahrt endlich glücklich mit seiner Gattin wieder an der Küste seines Heimathreiches gelandet. Er selbst ist im Hafen bei den Schiffen zurückgeblieben, um die Ausschiffung zu leiten und seine Krieger zu mustern. Die Helena mit ihren Begleiterinnen, aus denen in der Dichtung der Chor gefangener Trojanerinnen besteht, hat er zu seiner Königsburg vorausgeschickt, um zu sehen, wie dort Alles stehe, und Vorrichtungen zu einem großen Opfer zu treffen, dessen Gegenstand er aber nicht näher bezeichnet. Helena betritt, von den Frauen und deren Führerin Panthalis umgeben, in großer Erregung den Schauplatz ihrer Kindheit, der sie an ihr viel verflochtenes abenteuerliches Geschick erinnert. Aber auch große

Sorge erfüllt sie und ein banges Vorgefühl einer schrecklichen letzten Entwicklung. Denn schon auf der langen Meeresfahrt ist ihres Gemahls düster schweigendes Verhalten ihr der Art erschienen, „als ob er Unheil sänne". So steigt sie, selber trüber Ahnung voll, indeß der Chor sich in jubelnden Freudengesängen über das glückliche Ende aller Leiden, zum Lobe der „glücklich herstellenden und heimführenden Götter" ergeht, die Stufen des Palastes hinan, und tritt in das Innere, aus dem sie jedoch bald darauf zum Schrecken des Chors mit allen Zeichen großer Erschütterung eilenden Schrittes zurückkehrt. Denn Entsetzliches hat sie in der verödeten Halle des alten Königspalastes geschaut, wie sie alsbald den forschenden Frauen berichtet:

Als ich des Königshauses ernsten Binnenraum,
Der nächsten Pflicht gedenkend, feierlich betrat,
Erstaunt ich ob der öden Gänge Schweigsamkeit.
Nicht Schall der emsig wandelnden begegnete
Dem Ohr, nicht raschgeschäftiges Eiligthun dem Blick.
Und keine Magd erschien mir, keine Schaffnerin,
Die jeden Fremden freundlich sonst begrüßenden.
Als aber ich dem Schoße des Herdes mich genaht,
Da sah ich, bei verglommener Asche lauem Rest,
Am Boden sitzend welch verhülltes großes Weib,
Der Schlafenden nicht vergleichbar, wohl der Sinnenden.
Mit Herrscherworten ruf' ich sie zur Arbeit auf,
Die Schaffnerin mir vermuthend, die indeß vielleicht
Des Gatten Vorsicht hinterlassend angestellt;
Doch eingefaltet sitzt die unbewegliche;
Nur endlich rührt sie, auf mein Dräun, den rechten Arm,
Als wiese sie von Herd und Halle mich hinweg.
Ich wende zürnend mich ab von ihr und eile gleich
Den Stufen zu, worauf empor der Thalamos

Geschmückt sich hebt und nah daran das Schatzgemach.
Allein das Wunder reißt sich schnell vom Boden auf,
Gebieterisch mir den Weg vertretend, zeigt es sich
In hagrer Größe, hohlen, blutig-trüben Blicks,
Seltsamer Bildung, wie sie Aug' und Geist verwirrt.
Doch red' ich in die Lüfte; denn das Wort bemüht
Sich nur umsonst Gestalten schöpferisch aufzubaun.
Da seht sie selbst! sie wagt sogar sich an's Licht hervor!
Hier sind wir Meister, bis der Herr und König kommt.

Das angekündigte gespenstische Wesen, Phorkyas (d. h. Tochter des Meergottes Phorkys) geheißen, tritt auf. Sie stellt sich dar als älteste der Haussklavinnen, die König Menelaos einst auf einem Raubzuge aus Kreta geraubt, und zur obersten Schaffnerin seines Hauses gemacht habe, und zählt dann, nach heftigem Wortstreite mit dem von ihr verachteten Chore, der Helena deren frühere Schicksale auf: ihre Entführung durch Theseus, ihre stille Neigung für den schönen Patroklos, welche des Vaters Wille durch ihre Vermählung mit Menelaos durchkreuzte, ihre Flucht mit dem Entführer Paris aus dem Hause des Gatten während der Abwesenheit desselben auf dem Kretischen Raubzuge, und verkündet schließlich der Heimgekehrten, welch' grauses Geschick ihr bevorstehe. Denn Helena selber ist es, welche ihr Gemahl als den Gegenstand des blutigen Opfers bestimmt hat, das er den Olympiern zur Feier seiner Rückkehr darzubringen gedenkt, und mit dessen Vorbereitungen er das Opfer selbst beauftragt hat.

Der Chor bricht in Jammerklagen aus über dies Schicksal der Herrin und über das eigne; denn auch sie, die Begleiterinnen der Treulosen, sollen sterben, aber nicht den edlen Opfertod des Beiles am Altare der Götter, sondern wie die treulosen Mägde

des Odysseus bei dessen Heimkehr, den schmachvollen Tod des Hängens:

— „am hohen Balken drinnen, der des Hauses Giebel trägt!"

Helena will nicht glauben, daß ihr Gemahl so unbarmherzig grausam gegen sie verfahren werde. Aber Phorkyas erinnert sie daran, wie furchtbar Menelaos Rache genommen an „ihrem Deïphobos" —

Um jenes willen wird er Dir das Gleiche thun.
Untheilbar ist die Schönheit; wer sie ganz besaß,
Zerstört sie lieber, fluchend jedem Theilbesitz.

Schon verkündet aus der Ferne das „Schmettern der Trompeten", daß Menelaos mit seinem reisigen Zuge herannaht, da entschließt sich die Königin, entsetzt durch diese todtverkündenden Töne, das dämonische Weib, obschon sie in ihr einen „Widerdämon" zu erkennen glaubt, „der Gutes zum Bösen umwende", um die Rettung für sich und ihre Begleiterinnen anzuflehen, welche Phorkyas ihr in Aussicht gestellt hat. Während der vielen Jahre nämlich, in denen das Thalgebirge nordwärts hinter Sparta durch den Zug des Königs Menelaos nach Troja verlassen stand, hat sich dort von Norden her aus kimmerischer Nacht vordringend ein Geschlecht kühner Abenteurer unter einem heldenhaften Führer niedergelassen, der sich eine wunderbare fremdartige Burg erbaut, und von da aus Land und Leute seiner Oberhoheit unterworfen und zinspflichtig gemacht hat. Dieser Held ist Faust und obschon ihn und seine nordischen Mannen das Volk „Barbaren" schilt, so schildert doch Phorkyas dieselben als das Gegentheil und rühmt die Milde und Großheit des „kecken wohlgebildeten und wie wenige Griechen ver-

ständigen fremden neuen Herrschers". Bei ihm allein in seiner Burg sei Rettung und Schutz wider Menelaos für Helena und ihre Genossinnen zu suchen und zu finden. Helena willigt ein, und alsbald entführt der Dämon Phorkyas sie und ihre Begleiterinnen im Nebel durch die Lüfte mittels ihrer Zaubergewalt zur Burg der fremden Nordlandssöhne.

Bis hierher hält sich die Dichtung äußerlich streng in Sprache und Formen der antiken Tragödie. Mit der Ankunft auf Faust's Burg tritt das romantische Element ein.

Den Angekommenen wird der feierlichste Empfang bereitet, Pagen und Knappen, deren herrliche Schönheit der Chor bewundernd preiset, steigen in festlichem Zuge hernieder von den Gallerien und Treppen des nordischen Wunderschlosses und bereiten auf reichen Teppichen einen stufenerhöhten Baldachin-Thron für die hellenische Königin.

Ihnen folgt in ritterlicher Hoftracht des Mittelalters ihr Gebieter selbst, in dessen „wunderswürdiger Gestalt" die Chorführerin ein göttliches Wesen zu erblicken meint, einen Helden, „dem alles was er beginnt gelingen müsse —

— — sei's in Männerschlacht,
So auch im kleinen Kriege mit den schönsten Frau'n."

Faust naht sich der auf dem Thron sitzenden Helena, einen Gefesselten ihr vorführend. Es ist der Thurmwärter der Burg, Lynkeus geheißen, der luchsäugige Sohn des Apharius, Königs von Messenien. Er hat seine Pflicht versäumt, indem er den Anzug der Gäste nicht mit seines Hornes Ton verkündete. Sein Leben ist verwirkt durch solchen Fehl in seiner wichtigen Pflicht, und Helena soll ihn richten. Der Thürmer bekennt sich schuldig, aber er setzt hinzu, daß der Sonnenstrahl der Schönheit, die

ihm in Helena's Göttergestalt erschienen, sein Auge geblendet habe, und Helena, die hier mit Schrecken wiederum ihr stetes Geschick erblickt: der Männer Herzen, denen sie sich naht, zu bethören, kann nicht anders als ihn begnadigen. — Aber schon hat den Fürsten selbst das gleiche Schicksal wie seinen Diener getroffen. Faust selbst gesteht, daß der Zauber ihrer Schönheit bereits in den wenigen Augenblicken ihm seine Getreusten rebellisch, seine Mauern unsicher gemacht habe:

Also fürcht' ich schon, mein Heer
Gehorcht der siegend unbesiegten Frau.
Was bleibt mir übrig, als mich selbst und alles,
Im Wahn das Meine, Dir anheimzugeben.

Zu ihren Füßen sinkend huldigt er „frei und treu" ihr als seiner und seines Thrones und Reiches Herrin. — Die klassische Schönheit überwindet die germanische mittelalterliche Romantik, wie sie in Italien den Dichter des Götz und den Verherrlicher der gothischen Baukunst überwunden hatte! Erst sie, die klassische Schönheit, kann und soll den Schätzen, welche das romantische Mittelalter raubend aufgehäuft und die jetzt vor ihr wie abgemähtes welkes Gras erscheinen, ihren ganzen Werth zurückgeben — mit diesem Gedanken schließt das Lied, mit welchem Lynkeus diese Schätze der neuen Herrscherin zu Füßen legt. Faust theilt diese Gesinnung. Ganz hingegeben der neuen nie geahnten Schönheit, in der er fortan seine Herrin erkennt, küßt er die Hand, die ihn einladet an ihrer Seite auf dem Throne Platz zu nehmen, und bittet:

„Bestärke mich als Mitregenten Deines
Gränzunbewußten Reichs, gewinne Dir
Verehrer, Diener, Wächter all' in Einem!"

Und nun folgt jene kurze aber entzückend schöne Scene des Zwiegesprächs zwischen den beiden Repräsentanten zweier geistigen Welten, in welchem die Romantik ihrerseits ihre Wirkung auf die Vertreterin der klassischen Schönheit, die germanische Innigkeit des Gefühls ihren Zauber auf die linienstrenge Schönheit der Antike übt, und diese zur gleichen Innigkeit des Fühlens und Empfindens steigert. Es ist Helena, welche zuerst beginnt:

Vielfache Wunder seh' ich, hör' ich an;
Erstaunen trifft mich, fragen möcht ich viel.
Doch wünscht ich Unterricht, warum die Rede
Des Mannes*) mir seltsam klang, seltsam und freundlich:
Ein Ton scheint sich dem andern zu bequemen,
Und hat ein Wort dem Ohre sich gesellt
Ein andres kommt, dem ersten liebzukosen.

Diesen „Unterricht" gewährt ihr nun Faust in dem folgenden Wechselgespräche voll süßen Wohllauts:

Gefällt Dir schon die Sprache unsrer Völker,
O, so entzückt gewiß auch der Gesang,
Befriedigt Ohr und Sinn im tiefsten Grunde.
Doch ist's am sichersten, wir üben's gleich;
Die Wechselrede lockt es, ruft's hervor.

Helena:
So sage denn, wie sprech ich auch so schön?

Faust:
Das ist gar leicht: es muß von Herzen geh'n.
Und wenn die Brust von Sehnsucht überfließt,
Man sieht sich um und fragt —

---

*) D. h. des Lynkeus, der in gereimten Versen gesprochen hat.

Helena:

wer mit genießt.

Faust:

Nun schaut der Geist nicht vorwärts, nicht zurück,
Die Gegenwart allein —

Helena:

ist unser Glück.

Faust:

Schatz ist sie, Hochgewinn, Besitz und Pfand;
Bestätigung wer giebt sie?

Helena:

Meine Hand!

Inzwischen wird gemeldet, daß Menelaos mit seinen Kriegerschaaren heranziehe. Aber Faust giebt seinen Heeresgewaltigen Befehl, ihn zurückzutreiben und an das Meer zu werfen, indem er zugleich die Länder des Peloponnes unter sie als Fürstenthümer vertheilt, für sich und seine Königin Helena nur Sparta vorbehält. Aus seinem mit Helena vollzogenen Liebesbunde wird alsbald der Wunderjüngling Euphorion geboren, dessen fast unmittelbar darauf erfolgender Tod, herbeigeführt durch seinen schrankenlosen Ungestüm, auch Helena vernichtet. Ihr Körperliches verschwindet in Faust's Armen, nur Kleid und Schleier bleiben ihm zurück; und diese zurückgelassenen Hüllen lösen sich in Wolken auf, in denen Faust verschwindet. Die Chorführerin Panthalis folgt ihrer Herrin im Tode nach, und Phorkyas entpuppt sich als Mephistopheles, um, wie die seltsame ironische Bemerkung des Dichters am Schlusse des Drama's lautet, „insofern es nöthig wäre, das Stück im Epilog zu kommentiren".

Indessen: dies ist in der That nicht nöthig. Schon die hier

gegebene kurze Inhaltsübersicht hat gezeigt, daß das Drama, welches mit antikem Ernste auf dem Boden der Wirklichkeit der althomerischen Welt beginnt und auf „eine ernsthafte Tragödie" angelegt war, von dem Dichter als solche, aus Furcht vor der mit der Ausführung verbundenen Anstrengung, aufgegeben wurde, so leid es ihm auch that, in Folge dieses Aufgebens die Gestalt der Helena, „in eine Fratze verwandeln zu müssen."

In dieser Dichtung sind also weder Faust noch Helena selbständige individuell ausgestaltete Persönlichkeiten. Sie sind vielmehr beide zu allegorischen Figuren herabgesetzt. Helena ist, oder vielmehr sie bedeutet die antike klassische Kunst und Kultur, Faust ist die allegorische Personifizirung der mittelalterlichen Romantik. Die erstere, die antike klassische Kunst und Poesie, aus ihrer Heimath vertrieben, denn das soll die ganze Allegorie bedeuten, hat die Kultur des westlichen Abendlandes, die Poesie und Kunst des mittelalterlichen Nordens, neu befruchtet und umgewandelt. Die Vereinigung beider, welche durch die Vermählung Faust's mit Helena verbildlicht wird, giebt einer neuen Kunst und Poesie das Dasein, als deren Repräsentanten der Dichter die unter der Maske des Euphorion verborgene glänzende, meteorgleich aufsteigende und eben so meteorgleich untergehende Gestalt des englischen Dichters Byron hinzustellen dachte, dessen Dichtungen und Schicksale in seinen letzten Jahren auf das Höchste Goethe's Interesse in Anspruch nahmen. Dasselbe war der Fall mit dem „leidenschaftlichen Zwiespalte zwischen Klassikern und Romantikern", auf dessen nothwendige Versöhnung der Dichter mit dieser Helenadichtung hinarbeiten wollte. Nur durch eine solche Versöhnung und Durchdringung der mit einander streitenden Gegensätze könne, so meint er, eine dritte höhere Stufe der Kultur gewonnen werden; und so

sollte denn am Schlusse durch das Zurückbleiben der Gewänder der verschwundenen, unwiederbringlich „zum Hades" hinabgesunkenen Helena der Gedanke allegorisch ausgesprochen werden: daß die neuere Poesie zwar nimmermehr den antiken Geist in seiner plastischen Wesenheit wieder zu erneuern vermöge, wohl aber die Aufgabe habe, sich den Adel und die Schönheit der antiken Formen des hellenischen Alterthums anzueignen, — eine Aufgabe, welche Goethe selbst seit der Periode seines Aufenthalts in Italien, wo er, ein zweiter Faust, seine Vermählung mit der Antike feierte, zu der seinigen gemacht und die er, soweit sie zu lösen ist, wie kein Anderer vor und nach ihm gelöst hat. —

Mit glücklichem Griffe hat Kaulbach in seinem Bilde den im Vorstehenden ausgedrückten Grundgedanken der versöhnenden Durchdringung der beiden entgegengesetzten Welten uns vor die Augen gestellt. Es ist die Vermählung Faust's, — in welchem das romantische, abenteuernd schweifende, Länder erobernde, ritterliche Mittelalter repräsentirt ist, das, wie wir wissen, wirklich nordische Fürstenthümer und Herzogssitze auf dem Boden von Hellas gründete, — mit Helena, die Vermählung des Alterthums mit dem Mittelalter, aus welcher eine neue Kultur hervorgeht. Der in die räthselhafte Phorkyas verkappte Mephistopheles belauscht den Liebesbund der Beiden, und verkündet schon durch seine Anwesenheit, — wie in der entsprechenden Liebesscene zwischen Faust und Gretchen im ersten Theile, — das nahende Unheilgeschick des Sprößlings, den wir aus dieser Vermählung hervorgehen sehen. — Mephistopheles allein bleibt

also am Schlusse der dramatischen Allegorie von allen Gestalten derselben übrig, und es wäre nicht unmöglich, daß Goethe mit diesem Zuge auf die letzte von ihm erlebte Entwicklungsphase der modernen Poesie, wie sie sich in der Mephistophelischen Poesie eines Heine und seiner Schule zeigte, hat hindeuten wollen, über welche wir aus Eckermann's Mittheilungen seine Ansicht kennen: daß sie Alles habe, nur — die Liebe nicht.

VII.

Iphigenie.

Die Dichtung Goethe's, welche nach dieser erhabenen Frauengestalt den Namen trägt, ist weit mehr bewundert, als in ihrer Eigenartigkeit begriffen worden. Das ist erklärlich; denn die Eigenartigkeit dieses dramatischen Gedichts ist schwer auszudrücken, weil dazu als Voraussetzung das genaue Verständniß der griechischen Tragödie von Seiten Desjenigen erforderlich ist, dem man die Eigenthümlichkeit der Goethe'schen Schöpfung klar machen will. Wagen wir indeß den Versuch.

Das Stoffliche der Fabel, auf der die deutsche Iphigenie beruht, gehört dem griechischen Alterthume und zwar dem heroischen Zeitalter der Homerischen Dichtung an; dahingegen der wesentliche Gehalt der Dichtung, zu welcher Goethe diesen Stoff verarbeitet hat: die Charaktere der Personen, ihre Art zu fühlen und zu denken, ihre Bildung und Ausdrucksweise, sowie der Entwicklungsgang der Handlung und die Lösung des Konflikts, lauter Resultate der modernsten, spezifisch deutschen und christlichen Kultur, Resultate jener Kultur des achtzehnten Jahrhunderts sind, als deren höchster Ausdruck Goethe selbst dasteht. —

Das ist ein ungeheurer Widerspruch, der sich als solcher jedem unbefangenen Leser fühlbar macht. Freilich enthalten auch die alten griechischen Tragödien etwas von einem solchen innern Widerspruche. Denn auch die alten griechischen Tragiker und besonders Euripides, haben die Bildung, die Gefühls- und Anschauungs-Weise ihrer hochgebildeten Zeit in die Behandlung jener uralten mythischen Stoffe hineingetragen und hineintragen müssen, weil sie eben für ihre Zeit und nicht für die graue Vergangenheit dichteten, der die behandelten Stoffe, Vorgänge und Thaten angehörten. Aber dennoch blieb bei ihrer Behandlungsweise noch genug von der Eigenthümlichkeit des alten Stoffes, von dem wesentlichen Charakter jener heroischen Urzeit, von seiner ureignen Natur und Sinnlichkeit, von seiner erdgebornen Kraft und Leidenschaft übrig, um die Hörer jenen Widerspruch nicht wesentlich empfinden zu lassen. Und, was die Hauptsache ist: die Stoffe selbst, die Konflikte, um die es sich in ihnen handelte, und die Lösung, welche für dieselben geboten wurde, sie waren ächt griechisch, waren den Ueberlieferungen der Sage und dem Geiste des Volkes, bei dem diese Ueberlieferungen in Fleisch und Blut übergegangen waren, durchaus gemäß. Kein Grieche, der die Taurische Iphigenie des Euripides sah und hörte, sah und hörte in dem Wesentlichen des von dem Dichter dargestellten Vorgangs etwas anderes, als was schon vorher von dieser Fabel, von ihrem thatsächlichen Gehalte, und von den Charakteren ihrer Personen in seinem Bewußtsein lebte. Er sah in Iphigenie die edle stolze griechische Königstochter, die zwar den Barbarenfürsten, der ihr Gastfreundschaft gewährt hat, nicht gerade ermordet wissen will, die aber dennoch kein Bedenken trägt, ihn mit List zu hintergehen, und sich und das heilige Kultbild der Göttin, um dessen Wegfüh-

rung es sich handelt, mit Hülfe ihres Bruders und seines Freundes dem Scythenkönige zu entziehen. Denn diese Iphigenie der alten Dichtung ist eine Griechin, und auch für ihr Bewußtsein, auch für sie ist der Barbar, der Nichtgrieche, dem Griechen gegenüber rechtlos. Der Grieche hat gegen einen Barbaren, und sei er auch König, keinerlei Pflichten, so wenig wie gegen einen Sklaven, denn die Dichter des stolzen Hellenenvolkes sangen:

„Ueber die Barbaren herrschen die Hellenen nach Gebühr!“

Und so endet denn auch das Drama des Euripides dieser Anschauungsweise ganz gemäß. Der Barbarenkönig wird betrogen, wie es sich gebührt und ihm zukommt; sein ächt barbarischer Zorn, in welchem er Iphigenie und ihre Begleiter, wenn er sie wieder in seine Gewalt bekommt, von den Felsen stürzen und pfählen lassen will, ist ein vergeblicher, denn die Hellenengöttin Athene nimmt die Flüchtlinge gegen ihn in ihren Schutz. Auch das Kultbild der Artemis bekommt er nicht zurück, ja er muß schließlich nicht nur die Flüchtlinge mit ihrem Raube, sondern auch den Chor der dienenden griechischen Frauen mit ihnen ziehen lassen. Und so sah der Grieche mit nationalem Stolze in diesem seinem Drama den wilden Barbarenfürsten sich demüthig dem Befehle der Hellenengöttin fügen, und begrüßte mit Jubel diese neue Anerkennung seiner eignen siegreichen Oberherrlichkeit über das Barbarenthum.

Von alle dem ist in der Goethe'schen Iphigenie keine Spur zu finden. Vielmehr hat hier der Dichter, wie schon bemerkt, das ungeheure Wagstück unternommen, auf dem Grunde einer und derselben, ihrem innersten Wesen nach ganz antiken, einem durchaus andern Geiste angehörenden Fabel, den Bau einer ganz

modernen Dichtung aufzuführen, deren Charaktere und Motive, deren Weltanschauung und Empfindungsweise kein Grieche der hellenischen Blüthezeit verstehen und begreifen würde. Goethe hat in dieser Iphigenie das Experiment gemacht, aus einem dichterischen Stoffe alle ursprüngliche Wirklichkeit, alles Zeitliche und Nationale, alles eigentlich Charakteristische durch den Schmelztiegel des Idealismus herauszuscheiden und den Stoff dergestalt zu entkörpern, daß nur der reine Gehalt idealer Menschlichkeit, nur die reine Schönheit übrig bliebe. So hat er allerdings in dieser seiner Dichtung gleichsam den Sonntag seines dichterischen Lebens und Strebens gefeiert, indem er sie in einen Aether erhob, in dessen durchsichtiger Reinheit alle Trübung der Endlichkeit verschwindet. Aber diese Luft ist so fein, daß ihm selbst später das Athmen in derselben schwer wurde. Schiller verstand, wie er (1802) an Körner schreibt, zuerst nicht, was Goethe meinte, als derselbe sich gegen ihn wiederholt „zweideutig" über die Iphigenie äußerte, und hielt es längere Zeit „für Grille, wo nicht gar für Ziererei". Als er aber selbst das Stück behufs einer zu veranstaltenden Aufführung von Neuem genauer durchlas, „bewährte es sich ihm ebenso". Er gestand, daß es ihm nicht mehr den früheren günstigen Eindruck mache, ob es gleich immer ein seelenvolles Produkt bleibe. Aber das Stück sei doch so erstaunlich modern und ungriechisch, daß man nicht begreifen könne, wie es möglich gewesen, diese Dichtung jemals mit einer griechischen zu vergleichen. „Diese Iphigenie," sagt er, „ist ganz nur sittlich; aber die sinnliche Kraft, das Leben, die Bewegung und Alles, was ein Werk zu einem ächten dramatischen spezifizirt, geht ihr sehr ab."

Das ist es! Es ist der Widerspruch dieses sublimirt Seeli-

schen, dieser modernen christlichgermanischen Innigkeit und Innerlichkeit mit dem antiken fremdartigen Stoffgehalte und den aus ihm in die deutsche Dichtung mit hinüber genommenen Voraussetzungen, was der Goethe'schen Dichtung die sinnliche Kraft, das einheitliche Leben, die Bewegung und das eigentlich dramatische Element entzieht. „Wir haben," so drückt sich ein neuerer Kritiker mit einem vortrefflichen Bilde aus, „die Empfindung eines tief poetischen Lebens, aber eines Lebens, das künstlich in eine ihm fremde Atmosphäre gerückt ist; es macht den Eindruck, als wenn auf eine blendendweiße Marmorgruppe durch die gemalten Fenster eines gothischen Domes ein so eigenthümlicher Lichteffekt fiele, daß wir das Blut pulsiren sehen und in jedem Augenblicke die Verwandlung in Leben erwarten. Es geschieht nicht, und indem wir länger darauf hinsehen, überkommt uns ein eigner Schauder, es wird uns Alles auf einmal fremd."

Und dennoch hat Schiller Recht, wenn er sagt, „daß dieses Werk durch die hohen allgemeinen poetischen Eigenschaften, die ihm ohne Rücksicht auf seine dramatische Form zukommen, bloß als poetisches Geisteswerk betrachtet, immer unschätzbar bleiben werde". Denn es ist in demselben der höchste geistige und sittliche Gehalt in die edelste Form gegossen, eine rein ethische Entwicklung in der ruhigen Majestät einer über alle irdische Leidenschaft erhabenen Einfalt vor uns hingestellt. Und dann die Sprache! „In ihrer spiegelhellen Klarheit erscheint, wie der englische Biograph des Dichters sich ausdrückt, die geistige Entwicklung der Charaktere so durchsichtig wie die Arbeit der Bienen in einem Bienenkorbe von Glas, und der stete Klang erhabener Musik, der das Gedicht durchtönt, stimmt den Leser zur Andacht, als sei er in einem heiligen Tempel."

Ja, diese Iphigenie Goethe's ist kein irdisches Weib, wie sie andere große dramatische Dichter in ihren besten Werken geschildert haben, sie ist eine Heilige, eine von allen irdischen Schlacken geläuterte christliche Himmelsbraut, eine moderne „schöne Seele" in griechischem Gewande. Goethe selbst erzählt uns, wie ihn auf der Italienischen Reise zu Bologna der Anblick einer heiligen Agatha aus Raphael's Schule tief ergriffen habe. „Ich werde ihr", schreibt er, „meine Iphigenie im Geiste vorlesen, und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte." Er hat Wort gehalten. Denn trotz der heidnischen Namen und der einzelnen griechischen Ausdrucksweisen und Wendungen ist doch in dieser Goethe'schen Iphigenie kein antiker griechischer Blutstropfen, sie ist ganz nur die priesterliche, der Erde kaum noch angehörige heilige Jungfrau. Sie ist ein herrliches göttergleiches Wesen, eine Erscheinung, die unsern Geist mit zauberhäftem Banne umfängt. Aber eins fehlt dieser idealsten aller, von einem Dichter geschaffenen Gestalten — sie hat keinen Schatten!

Begleiten wir sie von ihrem ersten Auftreten an bis an das Ende des Drama's. Gleich der erste Monolog eröffnet uns den Blick in ihr Inneres. Tiefe Sehnsucht nach der Heimath, Gefühl der verlornen Freiheit, Klage über das Loos der Frauen, Kampf ihrer Sehnsucht mit dem frommen Pflichtgefühl gegen die Göttin, der sie sich zu lebenslangem Danke verbunden fühlt, und der sie doch mit Widerwillen dient, leise als Gebet ausgesprochne Hoffnung, daß dieselbe Gnade der Göttin, die einst am Opferaltar ihr Leben rettete, sie doch noch endlich den Ihrigen wiedergeben werde, das sind die Empfindungen, die sich in ihrer Seele durchkreuzen. Unter diesen Empfindungen ist es besonders eine, die unsere Aufmerksamkeit verlangt, weil

sie mehrfach wiederkehrt. Es ist die Empfindung: daß es ein Unglück sei, dem weiblichen Geschlechte anzugehören! Sie will nicht mit den Göttern rechten, aber sie spricht es doch aus, daß im Vergleiche zu dem überall herrschenden, selbstständigen Manne der „Frauen Zustand beklagenswerth", „des Weibes Glück enggebunden sei". Selbst der Ehe erwähnt sie nur in ihrer harten, herben Form:

„Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen
Ist Pflicht und Trost!"

und des Mutterglückes gedenkt sie gar nicht. Es ist eine Natur, die ganz nur Tochter und Schwester, nicht Gattin und liebendes Weib ist und sein kann, während bei einer griechischen Königstochter, wie bei der jungfräulichen Antigone, es für das härteste Loos gelten würde, auf Eheglück und Mutterfreuden verzichten zu sollen. — Jene Klage über das traurige Schicksal, Weib zu sein, kehrt wieder in den zu Arkas in der zweiten Scene gesprochenen Worten:

„Ein unnütz Leben ist ein früher Tod!
Dies Frauenschicksal ist vor allen meins."

und klingt selbst wieder in den zu Thoas gesprochenen Worten:

„Schilt nicht, o König, unser arm Geschlecht!"

So ist es denn auch nicht der Stolz der Griechin, der Tochter Agamemnons, nicht Sehnsucht allein nach der Heimath, was sie abhält, dem um sie werbenden Könige Thoas ihre Hand zu reichen, sondern es ist das geheime Gefühl, daß sie überhaupt nicht Weib und Gattin sein kann. So wenigstens verstehe ich ihr schließliches Selbstbekenntniß gegen Thoas in den Worten:

„Glaub es, darin bin ich Dir vorzuziehn,
Daß ich Dein Glück mehr als Du selber kenne.
Du wähnest, unbekannt mit Dir und mir,
Ein näher Band werd' uns zum Glück vereinen,
Voll guten Muthes, wie voll guten Willens,
Dringst Du in mich, daß ich mich fügen soll;
Und hier dank' ich den Göttern, daß sie mir
Die Festigkeit gegeben, dieses Bündniß
Nicht einzugehen, das sie nicht gebilligt."

Aber sie weiß recht gut, daß es mit dieser ihrer Berufung auf die Götter nichts ist, und daß es allerdings, wie Thoas richtig sagt, ihr eignes Herz ist, das gegen ein solches Bündniß spricht. Es ist in ihrer tiefen Verschlossenheit und Zurückgezogenheit in sich selbst ein Etwas, von dem sogar der treue Arkas bekennt, daß es ihm unheimlich sei, daß es „ihm schaudere" vor diesem abweisenden Blicke:

„So lang ich Dich an dieser Stätte kenne,
Ist dies der Blick vor dem ich immer schaudre." —

Was man im Volke der Scythen von ihr weiß, ist, daß sie vom Stamme der Amazonen, und um einem großen Unheil zu entgehen, hierher geflohen sei, daß dies „fremde göttergleiche Weib" seit ihrer Ankunft das blutige gegen die Fremden gerichtete Gesetz gefesselt halte, daß sie statt blutiger Opfer nur „ein reines Herz und Weihrauch und Gebet" den Göttern darbringe. Der abgewiesene Thoas droht in seinem Zorne mit der Erneuerung des alten blutigen Brauchs. Aber wenn er sich dabei auf das Verlangen seines Volkes beruft, so ist diese Berufung eine Unwahrheit, denn sein getreuer Arkas gesteht später selbst, daß das Volk vielmehr sehr zufrieden mit der Abschaffung

des unmenschlichen Brauches, und daß es allein „der aufgebrachte Sinn des Königs" sei, der den beiden gefangenen Griechen bittern Tod bereite, denn:

Das Heer entwöhnte längst vom harten Opfer
Und von dem blutgen Dienste sein Gemüth.
Ja mancher, den ein widriges Geschick
An fremdes Ufer trug, empfand es selbst,
Wie göttergleich den armen Irrenden,
Umhergetriebnen an der fremden Gränze
Ein freundlich Menschenangesicht begegne.

Auch Iphigenie weiß dies, und darum wird es ihr erleichtert, bei den nachfolgenden Scenen ihre Fassung zu bewahren. Wenn diese Fassung wahrhaft erhaben ist in der Schlußscene des zweiten Aktes, als sie durch Pylades die neuen Gräuelgeschicke ihres Hauses, die Ermordung ihres Vaters und den verbrecherischen Frevel ihrer Mutter erfährt, so erscheint dieselbe doch über das Maß des Menschlichen hinaus gesteigert in der Scene des dritten Aufzugs, wo Iphigenie es über sich gewinnt, die Eröffnung Orest's, die ihn als den einzigen heißersehnten Bruder ihr kund giebt, mit Schweigen hinzunehmen, ja den so unerwartet wiedergefundenen Bruder ohne ein Wort des Anrufs von der Scene abgehen zu lassen! Aber einmal in solchen Bereich des Uebermenschlichen eingetreten, läßt uns der Dichter auch weiter in demselben verharren. Eine menschliche Schwester, die zwischen der Rettung des Bruders vom grausamen Opfertode und einem an dem barbarischen Könige, der solch blutiges Menschenopfer erneut wissen will, zu begehenden Truge die Wahl hat, kann gar nicht schwanken, wohin sie sich entscheiden soll. Dies kann nur ein übermenschliches Wesen, das in seiner

idealen Seelenreinheit keine höhere Sorge kennt, als die, diese ihre ideale Seelenreinheit zu bewahren, „ihr eigenes Herz zu befriedigen, weil dies Herz „sich nur ganz unbefleckt genießen kann". Und so sehen wir Iphigenie denn auch, nach kürzem Versuche der ihr angerathenen und aufgedrungenen Täuschung, ohne in Anschlag zu bringen, was sie damit auf's Spiel setzt, zur Wahrheit zurückkehren und dem verrathenen Könige den ganzen gegen ihn gerichteten Anschlag offenbaren. Es ist durchaus richtig, wenn Pylades ihr vorher zuruft, daß sie durch ihre übermenschliche Gewissenhaftigkeit den Bruder und den Freund zu Grunde richten und sich selbst in Verzweiflung stürzen werde; auch hat sie selbst auf diesen Vorwurf keine andere Antwort, als jene frühere Klage, daß sie eben ein Weib und kein Mann sei:

„O trüg' ich doch ein männlich Herz in mir,
Das, wenn es einen kühnen Vorsatz hegt,
Vor jeder andern Stimme sich verschließt!"

Aber trotzdem behält in ihr der Drang, ihre Seelenreinheit zu bewahren, die Oberhand über das natürlichste, menschlichste Gefühl. Sie kann sich nicht entschließen, „das heilige, ihr anvertraute Bild zu rauben", und übersieht dabei nur den sehr wesentlichen Umstand, daß Apollo selbst, der Bruder ihrer Göttin, diesen Raub geboten hat. Sie kann den Mann nicht hintergehen, „dem sie ihr Leben dankt", und sie vergißt dabei, daß dieser Mann, als er sie aufnahm und zur Priesterin der Göttin machte, damit, wie er selbst erzählt, gleichfalls nur einen Befehl der Göttin vollzog:

„Die Göttin übergab Dich meinen Händen,
Wie Du ihr heilig warst, so warst Du's mir!" —

und daß er selbst, der sie auf grausame Weise zu seinem Willen zwingen will, es nicht tadeln könnte, wenn sie „Pflicht nennte, was Noth ist“. Wirft er sich doch vor, sie durch Nachsicht und Güte zur Verrätherin gemacht zu haben. Wäre sie in seiner Ahnherrn rohe Hand gefallen —

„Sie wäre froh gewesen, sich allein
Zu retten, hätte dankbar ihr Geschick
Erkannt, und fremdes Blut vor dem Altar
Vergossen, hätte Pflicht genannt,
Was Noth war.“

Wenn also Iphigenie dennoch „das Unerhörte“ thut, wenn sie das Geschick ihrer Geliebtesten durch ihr offenes Bekenntniß auf ein Spiel setzt, dessen Mißlingen ihr selbst als furchtbare Möglichkeit nicht entgeht, so ist es nur Eins, was die Handlungsweise eines solchen übermenschlichen sittlichen Idealismus entschuldigen kann: das Vertrauen auf eine gleich große, ja noch größere sittliche Erhabenheit des Scythenkönigs, des Barbaren. Und wenn sich dies Vertrauen bewährt, — wie es sich denn in Goethe's Dichtung in der That bewährt, — wenn dieser Barbar, dieser König eines menschenopfernden Volkes, wenn der verschmähte Bewerber um die Hand der von ihm gütig aufgenommenen Fremden groß genug denkt, sein Herz zu bezwingen, ihr selbst und den Ihren den Verrath zu verzeihen, und der Hoffnung seines Lebens, den heißen Wünschen seines Herzens großmüthig zu entsagen, — dann bleibt am Schlusse des in so tausendfältiger Hinsicht der höchsten Bewunderung würdigen Kunstwerkes doch die ungelöste Frage zurück: „Wie war es möglich, daß sich eine Iphigenie wie diese, nach langen Jahren „am letzten Tage wie am ersten“ fremd fühlen konnte unter

und neben Menschen wie dieser so edel fühlende Thoas und der ihm so verwandte, noch mildere Arkas? —

Die Erklärung aller dieser Dinge liegt in dem Umstande, daß Goethe für diese Dichtung ganz eigenthümliche Voraussetzungen: eine ideale Welt, der die handelnden Personen, und eine ihr verwandte Welt, der die Zuschauer angehören, in Anspruch nimmt. Seine Scythen sind keine Scythen, seine Griechen sind keine Griechen, sondern diese wie jene sind Menschen, deren feingeübte Reflexion, deren Neigung, sich in ihre Empfindungen und in den Widerstreit derselben unter sich und mit dem Empfinden Anderer, in ihre inneren Seelenkämpfe zu vertiefen, weit abliegt von der naiven Einfalt und derben Menschlichkeit nicht nur der heroischen, sondern selbst der geschichtlichen Zeiten des Hellenenthums.

Vergessen wir indessen vor allem nicht die Zeit, in welcher Goethe diese Iphigenie zu dichten sich getrieben fühlte. Es war die Zeit, in welcher sein Spiritualismus in dem Verhältnisse zu seiner Geliebten, der Frau von Stein, deren Idealbild diese Iphigenie wiederspiegeln sollte, in der höchsten Blüthe jener vergeistigten Empfindung stand, bei der es der gesunden Natur seines Karl August zuweilen vorkam, als ob Goethe sich ganz „in's Aetherische" zu verflüchtigen Gefahr laufe. Goethe hat alle seine Dichtungen Selbstbekenntnisse über sein Leben genannt. Auch seine Iphigenie ist ein solches Selbstbekenntniß, und ein sehr sprechendes. Die ästhetische Theorie, welche dieser Dichtung zum Grunde liegt: die Aufhebung aller realen Bedingtheit, die Umwandlung alles äußeren Lebens in ein innerliches, aller äußeren Motive in seelische, die Unterstellung einer durchaus idealen Welt an die Stelle der Wirklichkeit, das Alles hängt durchaus mit dem eignen damaligen Seelenzustande des Dichters

sehr eng zusammen. Es hängt zusammen mit dem Probleme, das er selbst in jenem Verhältnisse zur Frau von Stein lösen zu können meinte, mit seinem Glauben an die weltbesiegende Kraft der Wahrheit, der Wahrheit verkörpert in der Gestalt edelster Weiblichkeit und höchster Seelenreinheit, als deren Urbild ihm damals jene Frau erschien. Und er wandte sich mit dieser Dichtung nicht an das Herz und Verständniß des Volkes, sondern an den kleinen Kreis einer Gesellschaft, deren Gefühlsnerven die gehörige Feinheit besaßen, den innerlichen Zwiespalt in der Seele einer Iphigenie zu empfinden und das hohe geistige Raffinement desselben zu genießen. Wenn Pylades gegen das Ende des vierten Aktes zu Iphigenie, die jede, auch die leiseste Verunreinigung ihres Herzens durch Unwahrheit, selbst da, wo die Noth eine solche „vor Göttern und vor Menschen" entschuldigt, von sich fern halten möchte, die wundervollen Worte spricht:

„So hast Du Dich im Tempel wohl bewahrt;
Das Leben lehrt uns, weniger mit uns
Und Andern strenge sein; Du lernst es auch.
So wunderbar ist dies Geschlecht gebildet,
So vielfach ist's verschlungen und verknüpft,
Daß Keiner in sich selbst, noch mit den Andern,
Sich rein und unverworren halten kann.
Auch sind wir nicht bestellt, uns selbst zu richten;
Zu wandeln und auf seinen Weg zu sehn
Ist eines Menschen erste nächste Pflicht."

so glauben wir Goethe selbst in einem seiner späteren Briefe an Frau von Stein reden zu hören, deren immer sich erneuernde Bedenklichkeiten gegen ihr beiderseitiges Liebesverhältniß er damals so oft in ganz ähnlicher Weise zu beseitigen versuchte.

Schiller fand bekanntlich, daß in der ganzen Handlung des Stückes selbst „zu viel moralische Kasuistik herrsche", und wollte deshalb diese und ähnliche Stellen für die Aufführung, als zu frei, gestrichen wissen. — Er nannte die Dichtung selbst ein „Meteor für den Zeitmoment, in dem sie entstand", wie Jean Paul sie als einen „Solitaire" aus dem Wunderlande Eldorado bezeichnete. Und sie ist beides durch die Eigenartigkeit ihres Wesens. Sie ist ein „Wunder", das nur die Kraft eines Genius wie Goethe glaubhaft zu machen im Stande war; und daher eben erklärt es sich auch, daß sie allein und einzig in ihrer Art dasteht und stehen bleiben wird, während so unzählige ähnliche Versuche anderer minder begabter Dichter eindruckslos vorübergegangen und spurlos verschwunden sind.

Kaulbach aber hat auch hier wieder seinen richtigen Takt in der Erfassung des günstigsten Moments für die sichtbare Darstellung einer dichterischen Gestalt bewährt, indem er aus der Goethe'schen Dichtung gerade diejenige Situation herausgegriffen hat, in welcher die ideale Gestalt Iphigenie's am meisten sinnliches Leben gewinnt und unseren Herzen menschlich am nächsten tritt. Es ist dies die erste Erkennungsscene, die Scene, in welcher Iphigenie sich dem wiedergefundenen unseligen Bruder zu erkennen giebt, der in der wildschmerzlichen Aufregung seines Innern dies Glück nicht zu fassen, der vielmehr in diesem ungeahnten Wiedersehen der Schwester, statt der Lösung, nur die letzte fürchterliche Vollendung des alten auf dem Atridenhause lastenden Fluches zu erblicken vermag. „Orest", so ruft Iphigenie aus —

> Orest, mein Theurer, kannst Du nicht vernehmen?
> Hat das Geleit der Schreckensgötter so
> Das Blut in Deinen Adern aufgetrocknet?

Schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone,
Verstimmend Dir ein Zauber durch die Glieder?
O, wenn vergoss'nen Mutterblutes Stimme
Zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen ruft:
Soll nicht der reinen Schwester Segenswort
Hülfreiche Götter vom Olympus rufen?

Orest.

Es ruft! es ruft! So willst Du mein Verderben?
Verbirgt in Dir sich eine Rachegöttin?
Wer bist Du, deren Stimme mir entsetzlich
Das Innerste in seinen Tiefen wendet?

Iphigenie.

Es zeigt sich Dir im tiefsten Herzen an:
Orest, ich bins! Sieh Iphigenien!
Ich lebe!

Orest.

Du!

Iphigenie.

Mein Bruder!

Orest.

Laß! Hinweg!
Ich rathe Dir, berühre nicht die Locken!
Wie von Kreusa's Brautkleid zündet sich
Ein unauslöschlich Feuer von mir fort.
Laß mich! —

In diesem kurzen Wechselgespräche liegt das Motiv des Kaulbach'schen Bildes, nur daß er mit künstlerischer Freiheit die erst am Schlusse der Scene von Orest angedeutete Erscheinung der Furien vorweggenommen hat. Alle Liebe, alle tiefste Empfindung, deren ein Menschenherz fähig ist, sind hier in die einfachen Worte Iphigeniens, in dieses unaussprechlich schöne:

Orest, ich bins! Sieh Iphigenien!
Ich lebe!

Orest.

Du!

Iphigenie.

Mein Bruder!

zusammendrängt. Aber dieser Bruder wendet sein Antlitz ab von der Schwester, er kann diesen Blick der Liebe und des Erbarmens nicht ertragen, denn:

„Mit solchen Blicken suchte Klytämnestra
Sich einen Weg zu ihres Sohnes Herzen.“

und Kaulbach läßt ihn sein Antlitz auch von uns abwenden. Mit Recht. Denn was dies Antlitz uns nur durch Verzerrung seiner Schönheit lesen lassen könnte, das lesen wir ja bereits in den Gesichtern der schlangenhaarigen Unholdinnen, die ja eben nichts anderes sind, als die verkörperte Gestaltung der verzweifelnden Schmerz- und Reue-Gefühle, welche das Innere des Unglücklichen durchwühlen. Es ist ebenfalls ein feiner künstlerischer Zug, daß Kaulbach sich in den Gestalten der Furien von allem Uebermaß des Häßlichen frei gehalten hat. Es sind allerdings die „furchtbaren“ Göttinnen, als welche sie das Alterthum verehrte, aber ihr Anblick hat nichts Gräßliches, ja in manchem dieser Gesichter, welche wir durch die offene Pforte des ummauerten Tempelhaines auf Orest hinstarren sehen, scheint sich fast eine Regung des Mitleids wiederzuspiegeln mit dem unseligen Manne, der gerade in dem Augenblicke, wo er dem Glücke und der endlichen Erlösung so nahe ist, sich der letzten entsetzlichen Erfüllung seines grausamen Schicksals preisgegeben wähnt. Und was soll ich von der Gestalt Iphigeniens sagen,

als daß es dem Künstler gelungen ist, die ganze statuarische Ruhe und Erhabenheit derselben verbunden zu zeigen mit der tiefsten, menschlichsten Bewegung der erbarmenden Liebe, des herzerbebenden Mitleids der Schwester gegenüber dem wahnbefangenen quälenden Bruder! Ja Liebe, reine Liebe spricht von diesen geöffneten Lippen, aus diesen in feuchtem Mitleid strahlenden seelentiefen Augen, spricht aus den zum Umfassen und Halten geöffneten Armen, die bald den „in Ermattung Hinsinkenden“ vergeblich zu stützen suchen werden. Und alles, was wir von ihr sagen können, geht auf in dem einzigen Ausrufe, der sich uns und sicher jedem Beschauer unwillkürlich über die Lippen drängt, in dem Ausrufe: Ja, dies ist Goethe's Iphigenie! —

VIII.

Leonore von Este.

Wie die meisten größeren Dichtungen Goethe's ist auch sein Tasso nicht aus einem Gusse geschaffen, sondern in sehr verschiedenen Lebensperioden gearbeitet.

Er begann ihn im fünften Jahre seines Weimarischen Aufenthalts, führte jedoch die Ausarbeitung nur wenig über den Anfang des zweiten Aktes hinaus, und nahm das in Prosa angelegte Stück auf seiner Italienischen Fluchtreise mit über die Alpen, wo er nach der Umformung der Iphigenie sich daran machte, auch dieser Dichtung eine ähnliche Umgestaltung angedeihen zu lassen. Allein diese Arbeit ward ihm schwerer als die bei der Iphigenie. Sieben Jahre waren seit den ersten Anfängen verstrichen, er selbst war in dieser Zeit ein anderer geworden, und das Vorhandene sagte ihm nicht mehr zu. Das war kein Wunder; hatten sich doch seine Beziehungen und Verhältnisse zu den Personen, und seine Gefühle für, seine Anschauungen von denselben, aus welchen die Farben in dem ersten Entwurfe der Dichtung entnommen waren, wesentlich im Laufe der Jahre verändert, und sollten sich noch mehr verändern bis zu der Zeit, wo er die neugestaltete und umgestaltete Dichtung

abschloß. Er schrieb den Freunden (im Februar 1787 aus Rom): „Das Vorhandene muß ich ganz zerstören, das hat zu lange gelegen, und weder die Personen, noch der Plan, noch der Ton haben mit meiner jetzigen Ansicht die mindeste Verwandtschaft.“ Am liebsten, — meint er in einem andern Briefe, — würfe er das ganze ins Feuer, doch da nun einmal die Vollendung des Gedichts bei ihm beschlossene Sache sei, so „wollen wir ein wunderlich Werk daraus machen“. Noch ein Jahr später meldet er wiederum: „Tasso muß umgearbeitet werden; was da steht ist zu Nichts zu brauchen; ich kann weder so endigen noch Alles wegwerfen.“

Diese Bekenntnisse werden jetzt wesentlich ergänzt durch einen Brief, den Goethe zwei Monate nach der letzten Aeußerung am 28. März 1788 an Karl August nach Weimar schrieb*). Die auf Tasso bezügliche Stelle desselben lautet: „Ich lese jetzt das Leben des Tasso, das Abbate Serassi, und zwar recht gut, geschrieben hat. Meine Absicht ist, meinen Geist mit dem Charakter und den Schicksalen dieses Dichters zu füllen, um auf der Reise etwas zu haben, das mich beschäftigt. Ich wünsche das angefangene Stück, wo nicht zu endigen, doch weit zu führen, ehe ich zurückkomme. Hätte ich es nicht angefangen, so würde ich es jetzt nicht wählen, und ich erinnere mich wohl noch, daß Sie mir davon abriethen. Indessen, wie der Reiz, der mich zu diesem Gegenstande führte, aus dem Innersten meiner Natur entstand, so schließt sich jetzt die Arbeit, die ich unternehme um es zu endigen, ganz sonderbar ans Ende meiner Italienischen Laufbahn, und ich kann nicht wünschen, daß

*) S. Briefwechsel Karl Augusts mit Goethe (Weimar 1863) Th. I, S. 121—122.

es anders sein möge." — Wir wissen, daß das Gedicht auf der Rückreise in dem Garten Boboli zu Florenz dem Ende nahe geführt und im Sommer und Herbste desselben Jahres zu Belvedere, dem Weimarischen Belriguardo vollends abgeschlossen wurde*). Die erste, der er die umgearbeitete Dichtung bruchstückweise nach seiner Rückkehr vorlas, und die sich für dieselbe auf das Tiefste interessirte, war — die Herzogin Louise**), das Urbild jener Fürstin der Dichtung, der Prinzessin Leonore von Este, der Geliebten Tasso's, mit welcher wir uns hier beschäftigen wollen.

Man mißverstehe den Ausdruck Urbild nicht in dem Sinne, als ob die von Goethe hochverehrte Fürstin dem Dichter zu seiner Leonore Tasso's wie das Original zur Portraitkopie gesessen hätte, oder gar, als ob das Verhältniß der Prinzessin der Dichtung zu dem unglücklichen Sänger des befreiten Jerusalems als eine Wiederspiegelung desjenigen zarten Bezuges anzusehen sei, welcher den Dichter des Tasso mit seiner Fürstin, der Gattin seines Herrn und Freundes verband. Freilich kann man sagen, daß in der ganzen Tassodichtung nichts enthalten sei, was nicht innerliches Erlebniß des Dichters gewesen wäre; aber derjenige würde eine geringe Kenntniß von der Art und Weise des Goethe'schen, wie alles wahrhaft dichterischen Schaffens verrathen, der nicht zugleich hinzusetzte: daß kein Erlebniß, kein Motiv der eigenen Erfahrung in seiner Wirklichkeit vom Dichter belassen worden sei, und daß vielmehr die Wirklichkeit des eignen Erlebens ihm nur die Farben für seine Palette geliefert, aus deren Mischung, die das Geheimniß seiner Kunst ist und bleibt, die

*) S. ebendas. I, S. 134.

**) Ebendas. I, S. 132.

Seelen- und Charaktergemälde seiner Dichtung hervorgeblüht sind. Mögen also auch hier die Farben zu dem Bilde des Herzog Alfons von Ferrara vielfach von Weimar's Karl August entlehnt sein, mag Leonore Sanvitale unzweifelhaft so manche Züge Charlottens von Stein tragen, mag endlich eine Gestalt wie die Prinzessin der Dichtung in ihrer stillen Hoheit, ihrer traurig sanften und doch so stählern festen Resignation kaum anders möglich, selbst für einen Goethe nicht zu schaffen möglich gewesen sein, wenn nicht die Wirklichkeit in Louise von Weimar dem Dichter ein Urbild zu derselben gewährt hätte: immer bleiben diese Gestalten der Dichtung die freie unabhängige Schöpfung des Dichters, von dem das Wort gilt, daß „sein Gemüth das weit Zerstreute sammelt", und von dem Leonore Sanvitale so unvergleichlich treffend für unsere Frage sagt:

„Er scheint uns anzusehen, und Geister mögen
An unsrer Stelle seltsam ihm erscheinen!"

Aber mit gleichem Rechte dürfte auch Goethe von den Gestalten seiner Schöpfung, im Hinblicke auf das, was er für dieselben der Wirklichkeit des ihn umgebenden nächsten Lebenskreises, seiner eigentlichen Welt, verdankte, mit seinem Tasso sagen:

„Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,
Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind."

Dies tiefe Wort gilt in doppelter Hinsicht für die Gestalt der Prinzessin Leonore seiner Dichtung.

Denn das feine Gewebe dieser Gestalt erscheint, in Bezug auf die zum Grunde liegende Wirklichkeit, aus zwei Grundlagen gebildet, die gleichsam Aufzug und Einschlag desselben ausmachen: nämlich aus der Gestalt der historischen Prinzessin Leonore von

Este und aus der fürstlichen Frau, welcher der Dichter des Tasso ein ganzes Leben lang in unveränderter achtungsvoller Neigung nahe gestanden, deren Leben und Leiden er mitgelebt und mitgelitten hat.

Leonore von Este, die jüngere der zwei Schwestern des Herzogs Alfons von Ferrara, war neunundzwanzig Jahre alt, als der damals einundzwanzigjährige Tasso an den Hof ihres Bruders kam. Die Berichte der Zeitgenossen schildern sie schön, geistreich, von edelster Anmuth, feiner Sitte, Künste und Wissenschaften liebend und in ihnen wohlunterrichtet. Sie war kränklich und lebte deshalb meist zurückgezogen von dem festlichen Geräusche des Hoflebens. In ihrer äußern Erscheinung würdig einfach, von tadelloser Lebensführung und strengen Sitten, liebte sie es, in selbstgewählter Einsamkeit fern von dem ihr verhaßten fürstlichen Pomp und Glanz ihren Gedanken nachzuhängen, und den Uebungen einer strenggläubigen Frömmigkeit zu leben. Milde und liebreich gegen Jedermann, auch einem ziemenden Scherze nicht abhold, von ruhiger Lebensklugheit, ward sie bald die theilnehmende Beschützerin des jungen Dichters, dem sie gleich anfangs in manchen Verwicklungen mit ihrem Rathe beizustehen Gelegenheit fand. Es wird berichtet, daß dieser Rath und Beistand sich selbst auf einen Liebeshandel ausdehnte, in welchen der jugendlich unbesonnene Tasso sich unvorsichtig genug mit einem Hoffräulein, Lucrezia Bendedio, der Geliebten von des Herzogs Alfons mächtigem Minister Pigna, verwickelt hatte, und daß es ihrer Klugheit gelang die üblen Folgen von Tasso's Haupte abzuwenden. Auch Leonorens ein Jahr ältere Schwester, die Prinzessin Lucrezia, welche ihn bei Leonoren eingeführt hatte, und die ein Jahr später Ferrara als Gattin des Herzogs von Urbino verließ, war und blieb des Dichters treue sorgliche Be-

schützerin und Freundin, und beide Schwestern ließen es sich angelegen sein, bis in das Kleinste für die Bedürfnisse des Dichters Sorge zu tragen, dessen eigne leichtsinnig sorglose Lebensführung, dessen unpraktisches Behaben in allen äußeren Verhältnissen, verbunden mit einer sich von Jahr zu Jahr steigernden krankhaften Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit ihnen dazu reiche Veranlassung und Gelegenheit boten.

Nach der Entfernung der älteren Schwester blieb Leonoren die nächste Sorge für den Dichter allein überlassen. Es bildete sich allmälig ein ganz eigenthümliches Verhältniß zwischen beiden, das aller Wahrscheinlichkeit nach von ihrer Seite durchaus in denjenigen Schranken blieb, welche Sitte und Lebensstellung ihr trotz ihrer Neigung für den jungen Dichter auferlegten.

Tasso war in seiner Jugend einer der schönsten Männer Italiens, von hoher, schlanker, in allen ihren Verhältnissen harmonischer Gestalt. Seine Gesichtsfarbe war weiß und später bleich, das lockige Haar kastanienbraun, am Haupte heller als am Barte, die schwarzen Augenbraunen gewölbt und fein geschwungen, die lichtblau glänzenden meist sinnend ruhigen oder gen Himmel gerichteten Augen groß und rund, die feinen, sanft gerötheten Lippen des Mundes voll weißer wie Perlen dicht aneinandergereihter Zähne von lieblichem Ausdruck. Dieser herrliche Kopf mit dem kräftig breiten Kinne und dem mäßig langen Halse saß auf einem Körper, dessen breite Brust und kräftige Schultern, dessen gelenke wohl proportionirte Glieder das schönste Ebenmaß aufzeigten, und dem man es ansah, daß er in den ritterlichen Uebungen des Reitens und Schwimmens, des Fechtens und Ringens bis zur Meisterschaft wohlgewandt war. „Seine Rede", so fährt die Beschreibung fort, „war meist fertig und leicht, obwohl zuweilen stammelnd, sein Vortrag mehr gedanken-

reich als anmuthig. Selten lächelte er, nie lachte er laut auf. Die ganze Erscheinung verrieth auf den ersten Blick den Mann von hoher Bedeutung." Und dieser Mann, schon als Jüngling gefeiert als der erste Dichter des Jahrhunderts, zugleich in vieler, ja fast in jeder Hinsicht hülfsbedürftig wie ein Kind, und durch diese Hülfsbedürftigkeit, eine Folge eigner und fremder Verzärtelung, sowie durch seine krankhafte Reizbarkeit, seine düstere verdachtvolle Schwermuth, eine dämonische Natur, wie sie Goethe so unübertrefflich und dabei historisch vollkommen treu geschildert hat, war hingewiesen auf den Beistand und die Theilnahme eines Weibes, einer fürstlichen Jungfrau, wie die zart und tief empfindende Leonore von Este, die in ihm das Ideal einer poetischen Erscheinung verkörpert sah, und Neigung, Muße und Mittel hinreichend besaß, sich des verehrten Dichtergenius, des schönen und doch so unglücklichen Mannes anzunehmen, der, wie sie bald, und nicht nur sie allein, deutlich bemerken konnte, ihr, der Einsamen, Kranken seine feurige Liebe, wenn auch scheinbar tief versteckt, entgegen trug! Es wäre ein Wunder gewesen, wenn sie seine Liebe nicht erwiedert hätte.

Man hat diese Liebe bestreiten, ihre historische Existenz ableugnen wollen. Ohne Grund. Schon im Jahre 1576 deutete der Dichter Guarini, den Tasso sich verfeindet hatte, in einem Sonette auf dessen Leidenschaft für die Fürstin deutlich hin, und es ist leider nur allzugewiß, daß diese unselige Liebesleidenschaft die in dem Dichter liegenden Keime der Gemüthskrankheit und theilweisen Geistesstörung zur Reife brachte. Man braucht seine Liebesgedichte, die er an die Fürstin gerichtet hat, nur zu lesen, um sich von der tiefen Wahrheit, von der verzehrenden Gluth der Empfindung, welche sich darin ausspricht, zu überzeugen. Wie weit Leonore seine Liebe theilte, wird vielleicht

nie mit völliger Sicherheit auszumachen sein. Aber es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß seine Liebe nicht unerwiedert blieb. Die sonst unbegreifliche Tyrannei, mit welcher Herzog Alfons dem unglücklichen Dichter seine sämmtlichen Manuscripte und Papiere hartnäckig vorenthielt, die er bei seiner letzten Flucht in Ferrara gelassen hatte, und um die er den Herzog umsonst Jahre lang anflehte, sowie die unerbittliche Grausamkeit, mit welcher Alfons den durch seine unselige Leidenschaft allerdings dem Wahnsinn nahegebrachten Dichter sechs lange Jahre in dem Kerker des Irrenhauses gefangen hielt, sind nur dadurch zu erklären, daß der Herzog über Tasso's Liebe zürnte und die Indiskretion des Dichters fürchtete.

Leonore von Este starb den 10. Februar 1581 in Ferrara im fünfundvierzigsten Lebensjahre, kaum ein Jahr nach Tasso's Einkerkerung.

Goethe hat in seinem wundervollen Seelengemälde, — denn ein solches und kein Drama ist sein „Schauspiel" Tasso, — sich in der Schilderung der beiden Hauptpersonen möglichst treu an die historische Ueberlieferung gehalten, obschon seine eigentliche Absicht dahin ging, sich in dieser Dichtung ein Gefäß zuzubereiten, in welches er seine eigensten innerlichen Erfahrungen und Erlebnisse niederlegen mochte. Schon aus der vorstehenden kurzen Schilderung der historischen Leonore von Este wird es klar geworden sein, wie viele Züge derselben die Prinzessin der Goethe'schen Dichtung trägt.

Betrachten wir jetzt die letztere näher, so begegnen wir zunächst einem gänzlichen Mangel der Schilderung der äußern Erscheinung Leonorens, weil hier die Tradition den Dichter völlig im Stiche ließ. Denn es giebt keine Beschreibung des Aeußern der Geliebten des unglücklichen Märtyrers der Poesie

und Liebe, kein Bild eines Malers, das uns ihre Züge erhalten hätte. Wir mögen einstweilen die Schilderung auf sie anwenden, mit welcher Tasso seine „Sophronia" in jener wundervollen Episode seines befreiten Jerusalems ausgestattet hat, in der er seine eigne anfangs tief verhüllte Leidenschaft für die hohe Frau in jenen ersten glücklichen Tagen abspiegelte, als noch die Hoffnung eines glücklichen Ausgangs seiner stillen Leiden in ihm lebendig sein mochte:

„Die Jungfrau kam allein hervorgegangen,
Den Reiz nicht ausgestellt, nicht bang verwahrt;
Voll Ruh der Blick, vom Schleier rings umfangen
Ablehnend, edelstolz in Gang und Art.
Ob sie geschmückt? nachlässig? Ob der Wangen,
Der Züge Reiz durch Kunst, durch Zufall ward? —
Natur und Lieb', des Himmels Huld bereiten
So wunderliebliche Nachlässigkeiten."

Leonore ist in der That die ächte Sophronia, die „maßvolle" Hochgesinnte, die Verkörperung bewußter Entsagung und eines poetischen Idealismus, der fern ist von aller berechnenden Selbstsucht. Die Züge, mit denen Leonore Sanvitale und sie selbst im ersten Akte ihr Wesen schildern, zeichnen uns eine feinsinnige, innerliche, bescheiden hoheitvolle Natur, selbstlos uneigennützig bis zu dem fehlerhaften Grade, daß sie nicht einmal „für ihre Freunde von Andern etwas zu erbitten" vermag. Wir finden sie gleich beim Anfange des Stücks an einem schönen Frühlingstage versunken im Genusse der lieblichen Einsamkeit ihres geliebten Landsitzes, wo sie „so manchen Tag der Jugend froh verlebt hat", und in dessen schattigstillen Hainen sie sich „in die goldne Zeit der Dichter zu träumen liebt", deren poetische

Welt ihrer Seele eigentliche Heimath ist. Erzogen von einer hochgebildeten Mutter, der sie „die Kenntniß aller Sprachen und des besten, was uns die Vorwelt ließ" zu danken gesteht, hat sie doch das Glück dieser mütterlichen Erziehung einer Frau, der sie sich an „Wissenschaft und rechtem Sinne", an Klugheit und Kenntniß jeder Art und an Geisteshoheit weit untergeordnet bekennt, nur kurze Zeit genossen. Denn die Mutter gehörte jenem Kreise bedeutender Männer und Frauen der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts an, die, wie wir aus Michel Angelo's und Victoria Colonna's Leben wissen, an der in Deutschland ausgebrochenen Bewegung zur religiösen Freiheit eifrig Theil nahmen, eine Theilnahme, die der gläubig frommen Tochter als ein Unglück und ein Irrthum erscheint. Man entzog die Kinder der ketzerischen Mutter (Akt III, Scene 1):

„Man nahm uns von ihr weg. Nun ist sie todt! —
Sie ließ uns Kindern nicht den Trost, daß sie
Mit ihrem Gott versöhnt gestorben sei!"

So ist Leonore einsam herangewachsen. Frühe Leiden, die durch Kränklichkeit gebotene, durch eigne Neigung geförderte Abtrennung von dem Leben der Welt und seinen Freuden hat sie mehr und mehr in sich zurückgeführt, und eine Sinnesart genährt, die auf geduldiges Ertragen, auf Entbehren und Entsagung und zuletzt auf Unglauben an Glück überhaupt hinausläuft. Hören wir von ihr selbst die Schilderung ihres Lebensganges, in jener Scene mit ihrer Freundin und Nebenbuhlerin, der Gräfin Sanvitale. — „Glücklich? Wer ist denn glücklich?" ruft sie aus, als diese ihr die Hoffnung ausspricht, „sie dereinst, so schön sie es verdient, glücklich zu sehen". Und als dieselbe dann sie auffordert, „nicht nach dem zu blicken, was jedem fehle,

sondern zu betrachten, was ihr alles noch bliebe, erwiedert sie mit den schmerzlichen Worten:

„Was mir bleibt?
Geduld, Eleonore! — Ueben konnt ich die
Von Jugend auf. Wenn Freunde, wenn Geschwister
Bei Fest und Spiel gesellig sich erfreuten,
Hielt Krankheit mich auf meinem Zimmer fest;
Und in Gesellschaft mancher Leiden mußte
Ich früh entbehren lernen. Eines war,
Was in der Einsamkeit mich schön ergötzte,
Die Freude des Gesangs; ich unterhielt
Mich mit mir selbst, ich wiegte Schmerz und Sehnsucht
Und jeden Wunsch mit leisen Tönen ein.
Da wurde Leiden oft Genuß, und selbst
Das traurige Gefühl zur Harmonie.
Nicht lang war mir dies Glück gegönnt: auch dieses
Nahm mir der Arzt hinweg: sein streng Gebot
Hieß mich verstummen. Leben sollt' ich, leiden,
Den einzigen kleinen Trost sollt' ich entbehren!"

In diesem hinkränkelnden Pflanzenleben begegnet ihr sehnsuchtsvolles Herz zum erstenmale dem Jünglinge Tasso, nicht im Glanze jener ritterlichen Prachtfeste, der den Blick des zuerst in Ferrara eintretenden Jünglings blendete, denn auch damals war sie krank, ja fast dem Tode nahe. Erst als die noch schwach und kaum halbgenesene lange nach jenen Tagen „zum erstenmale, noch unterstützt von ihren Frauen aus dem Krankenzimmer trat," kam, wie sie es im Anfange des zweiten Aktes Tasso in Erinnerung ruft, die Schwester, die ihr den Dichter zuführte:

„Da kam Lucretia voll frohen Lebens
Herbei und führte dich an ihrer Hand.
Du warst der erste, der im neuen Leben

Mir neu und unbekannt entgegentrat.
Da hofft ich viel für dich und — mich! auch hat
Uns bis hieher die Hoffnung nicht betrogen."

Diese Scene ist es, welche Kaulbach uns in seinem Bilde vorgeführt hat. Aber wie tief Eleonore selbst von dieser Begegnung, die eine Reihe von Jahren hinter dem Beginne unsres Stücks zurückliegt, ergriffen worden war, das gesteht sie der Freundin in jener Scene des dritten Akts, in welcher der Schmerz über den zu befürchtenden Verlust des geliebten Freundes ihr Gefühl überwältigt und ihre sonst so verschwiegenen Lippen entsiegelt:

„Der Augenblick, da ich zuerst ihn sah,
War viel bedeutend. Kaum erholt' ich mich
Von manchen Leiden; Schmerz und Krankheit waren
Kaum erst gewichen; still bescheiden blickt' ich
Ins Leben wieder, freute mich des Tags
Und der Geschwister wieder, sog beherzt
Der süßen Hoffnung schönsten Balsam ein.
Ich wagt' es, vorwärts in das Leben weiter
Hineinzusehen! — — — — — Da,
Eleonore, stellte mir den Jüngling
Die Schwester vor; er kam an ihrer Hand
Und — daß ich Dir's gestehe, — da ergriff
Ihn mein Gemüth, und wird ihn ewig halten!"

Und eben so augenblicklich mit derselben dämonisch unwiderstehlichen Gewalt hat sich, wie Er ihr gegenüber (Akt II, Scene 1.) ausspricht, auch Tasso von ihrer Erscheinung ergriffen gefühlt, deren geistigen Zauber für den Dichter die Schwäche ihrer Krankheit noch vermehrte. Aus dem sinneberauschenden Taumel der prachtvollen Festlust von Turnier und Bankett in das stille hohe

Marmorgemach der Genesenden tretend, fühlt er sich, „mit einem Blick in ihren Blick", „geheilt von aller Phantasie, von jeder Sucht, von jedem falschen Triebe". — Von aller „Begierde", die „sich nach tausend Gegenständen sonst verlor —

Trat ich beschämt zuerst in mich zurück
Und lernte nun das Wünschenswerthe kennen."

So sind sie nebeneinander hergegangen, haben sie Beide neben und mit einander gelebt und das süße Gift der Liebe in immer tieferen Zügen in das Herz gesogen Jahre lang bis zu jenem kurzen Frühlingstage, der vom Schicksal auserſehen ist, die Blüthe der herben Aloe, nach gewaltsam gesprengter, lang verschlossener Knospe plötzlich in flammenrother Pracht aufstrahlen und am Abende gebrochen und verwelkt im Staube liegen zu sehen.

Verfolgen wir jetzt diesen vom Dichter geschilderten so verhängnißvollen Frühlingstag von Belriguardo und Leonorens Verhalten an demselben in unserer Schilderung.

Wir finden sie mit ihrer Freundin Eleonore Sanvitale in der idyllischen Zurückgezogenheit der ländlichen Villa an einem der ersten schönen hoffnungsreichen Morgen des jungen Frühlings in phantastisch schäferlicher Tracht und Kleidung, über die ihr fürstlicher Bruder Alfons zu spotten liebt, mit Kränzewinden beschäftigt neben den Hermen Virgils, ihres ernsten Lieblingsdichters, und Ariost's, den sich die leichtere, lebensfrische Sanvitale zum Lieblinge erkoren. Wir haben sie als eine Frau am Ende der ersten Hälfte der dreißig, Tasso etwa als sieben bis achtundzwanzigjährig zu denken. Sie ist nicht mehr so leidend wie früher, doch immer noch von zarter Gesundheit, die sie selbst weiterhin mit den Worten schildert: „Ich bin gesund, das heißt ich bin nicht krank!" Des Frühlings Weichheit schließt ihr im

Gespräch mit der Freundin, die bald von ihr zu scheiden und zu ihrem Gemahl nach Florenz zurückzugehen im Begriffe ist, die sonst still in sich versenkte Seele mehr als gewöhnlich auf. Es ist ihr nicht entgangen, daß die Sanvitale ihrem Dichter ungewöhnlichen Antheil schenkt, und sie kann sich's nicht versagen, die Freundin darüber mit sanfter Heiterkeit ein wenig zu necken. Auch hat sie mit dieser Neckerei mehr Recht als sie selbst glaubt und der Freundin einzugestehen für gut findet, die ihrerseits, von der Prinzessin so herausgefordert, mit der Erklärung hervortritt, daß der Name Leonore, der sich in den Liebessonetten finde, welche von Tasso's Hand zuweilen den Bäumen des Parks Sprache verleihen, ebensowohl der Name der Prinzessin wie der ihre sei. Es ist nicht zufällig, daß die Prinzessin die Ideen von der platonischen Liebe, welche ihre Freundin dem Dichter zuschreibt, dessen Liebe nicht sowohl ihren beiderseitigen Personen als vielmehr einem höheren allgemeineren Ideale gelte, nicht zu verstehen erklärt; und ihre Antwort, welche sie auf das „Uns liebt er nicht! — verzeih' daß ich es sage!" — giebt, verräth der klugen Sanvitale plötzlich den wahren Herzenszustand ihrer fürstlichen Freundin, und berechtigt sie zu der spottenden Erwiederung:

> Du? Schülerin des Plato! nicht verstehen,
> Was Dir ein Neuling vorzuschwatzen wagt? —
> Es müßte sein, daß ich zu sehr mich irrte!

Aber die Kluge irrt sich nicht, und die unmittelbar darauf folgende Bitte der Prinzessin bei der Annäherung des Fürsten, ihr fast ängstlich abbrechendes:

> Da kommt mein Bruder! Laß uns nicht verrathen,
> Wohin sich wieder das Gespräch gelenkt!

ist nicht minder bedeutungsvoll für den Zustand ihres Innern. In der That sehen wir auch den Herzog Alfons in heiterem Scherze auf Tasso's Unzertrennlichkeit von den beiden Frauen anspielen, und sie neckend seiner Schonung versichern. Denn der fürstliche Herr sieht in Tasso's ihm nicht verborgener Neigung nichts als ein poetisches Spiel und eine eben so erklärliche als erlaubte Huldigung. Der Fürstenstolz jener Zeiten hat eben keinen Begriff davon, daß die Liebe zwischen einem Dichter, sei er auch der erste Genius seines Volks und Jahrhunderts, und einer fürstlichen Prinzessin, sei sie auch nur die Schwester des Dynasten eines kleinen Ländchens wie Ferrara, — kein Wahnsinn sei, und daß Eleonore von Este oder eine Victoria Colonna je einem Tasso oder Michel Angelo etwas anderes sein könnten, als „Sterne die man nicht begehrt“ so sehr man sich auch ihrer Pracht erfreuen mag.

Dagegen sehen wir in der nächsten Scene mit Alfons die Prinzessin stets bereit, den Dichter gegen des Bruders Klagen in Schutz zu nehmen, und während Leonore Sanvitale ganz auf des Fürsten An- und Absicht eingeht, daß Tasso hinaus in die Welt müsse, verharrt die Prinzessin bei diesem Punkte in bedeutungsvollem Schweigen. Aber sie ist wiederum die Erste, die den geliebten Dichter gegen Antonio vertheidigt, der gleich bei der ersten Begegnung seiner Mißempfindung gegen den bevorzugten jungen Mann, dessen Leidenschaft für die Prinzessin ihm so wenig wie das Gefühl der Prinzessin ein Geheimniß ist, auf eine harte und schwer verletzende Weise Ausdruck giebt. Die ungerechte und in keiner Weise herausgeforderte Bitterkeit und Herbigkeit, mit der Antonio ihren Liebling im Augenblicke von dessen höchster Erregung roh beleidigt hat, bringt der fein und tief empfindenden Fürstin ihr Gefühl für den Gekränkten nur

stärker zum Bewußtsein, und sie ist gerade deshalb um so weniger im Stande in jener ersten Scene des zweiten Akts das wenngleich zart verschleierte Bekenntniß zurückzuhalten, daß Tasso's Liebe in ihrem Busen ein Echo findet. Ja, sie liebt ihn, sie kann ihn nicht entbehren, und der Gedanke, sich ihn und seine Nähe um jeden Preis zu erhalten, ist es, der sie bewegt, den über sein neuentdecktes Glück in das reinste Entzücken versunkenen, jetzt nun auch ihr seine Liebe ohne Rückhalt gestehenden Tasso zu jenem Schritte der Versöhnung mit Antonio zu bestimmen, der ihr zur Erreichung ihrer Absicht nöthig scheint, und auf den Tasso mit so freudigem Gehorsam eingeht. Der Schritt mißlingt, doch nicht durch Tasso's Schuld, und sein Ausgang führt die Katastrophe herbei.

Die Prinzessin hört von diesem Ausgange mit Bestürzung, ja mit Entsetzen. Sie nimmt auch hier sogleich Tasso's Partei, und ihre Ahnung, daß diesmal Tasso, Antonio gegenüber, gewiß im Rechte gewesen sei (Akt III, Scene 1):

Gewiß hat ihn Antonio gereizt ꝛc.

ist vollkommen richtig. Sie fühlt sich auf das Tiefste erschüttert. Sie klagt sich an, daß ihr unüberlegtes Verlangen Tasso zu diesem falschen Schritte getrieben, daß sie die Schuld der Folgen trage, und dieses Gefühl des Unglücks entfesselt ihre Zunge zu dem freien Bekenntniß ihrer tief im Herzen verborgenen Liebe. Je offener und wärmer Tasso selbst ihr im vorhergehenden Akte seine leidenschaftliche grenzenlose Hingebung gezeigt hatte, — „Wie schön, wie warm ergab er ganz sich mir!" ruft sie klagend aus, — um so zerschmetternder fühlt sie sich jetzt getroffen, als die listige Freundin, deren ganzer Sinn darauf gestellt ist, diesen Zwischenfall zu benutzen, um sich den von ihr geliebten Dichter

als huldigenden Verehrer zu gewinnen und zu sichern, ihr eröffnet, daß Tasso's Entfernung von Ferrara jetzt eine Nothwendigkeit sei.

Hier zuckt zuerst aus Leonorens keuschem Herzen ein Funke der Eifersucht hervor. „Du willst dich im Genuß, o Freundin! sehn, ich soll entbehren!" ruft sie ihr klagend zu. Auch weigert sie lange ihr Ja dem Plane, und giebt ihre widerwillige Einstimmung nur mit den Worten: „Entschlossen bin ich nicht, allein es sei, wenn er sich nicht auf lange Zeit entfernt." Und wenn sie „ihn denn einmal entbehren soll", so mag sie ihn noch am ersten der Freundin „gönnen". Aber immer aufs Neue macht sich ihr Schmerz, ja ihre Verzweiflung Luft in ihren klagenden Geständnissen, die sich zuletzt bis zu der Versicherung steigern, daß ihr Herz „ihn ewig halten werde," ein Geständniß, das sie, erschreckend über ihre ungewohnte Offenheit, mit den Worten abzubrechen sucht:

> Ich bin geschwätzig und verbürge besser
> Auch selbst vor Dir, wie schwach und krank ich bin!

Vergebens! Der unter der stillen Oberfläche tief und stark fluthende Strom ihrer Liebesempfindung reißt sie unwiderstehlich fort, zu immer neuen Geständnissen ihrer Liebe für den Mann, „den sie liebte, weil sie ihn verehren mußte", den sie lieben mußte, weil, wie sie ausruft „ihr Leben erst durch ihn zum Leben ward, wie sie es nie gekannt". Und so strömt sie denn die ganze Fülle ihres Liebesempfindens aus in jenen unsagbar schönen Versen, in denen sie die lebendig zurückgerufene Erinnerung an ihre vergangene Glückseligkeit, und die vorweggenommene Schmerzensempfindung über die verödet vor ihr liegende Zukunft als Doppelstachel sich in die blutende Seele drückt. —

Gewiß nur die Eigensucht kann die Gräfin Sanvitale verleiten, in der still und tief glühenden Empfindung der Prinzessin, deren trauriges Loos fürstlicher Hoheit sie beklagt, nur eine ruhige „Neigung“ zu sehen, die, ähnlich dem kalten, „stillen Schein des Mondes, keine Lust nach Lebensfreude umhergießt“. Hat sie doch selbst keine Ahnung von der verzehrenden Gluth der Leidenschaft, die Tasso's Herz bisher erfüllt. Die Prinzessin weiß es besser, wie es um ihr eignes und wie es um Tasso's Inneres steht. Sie fürchtet, daß das Herrliche und Hohe dieser Liebe sie und ihn „elend machen“ wird, wenn die bisher so stillbewahrte Flamme „ungehütet um sich her frißt“, und ihre Furcht soll in Erfüllung gehen. Die Entscheidung erfolgt, und Leonorens Unglück ist nur um so größer, als Erziehung und Natur, Charakter, Lebensstellung und Gewöhnung ihr die Kraft geben, ihre Leidenschaft zu unterdrücken und ihr Herz zu brechen. Denn daß die Leonore, die den Geliebten, der sich in ihre Arme stürzt, mit einem schaudernden „Hinweg!“ „von sich stößt“, diesen Ausgang nicht überleben kann, daß ihr ganzes Dasein mit diesem Akte zerbrochen ist, mit dem sie das, was bisher allein „ihr Leben war“, von sich stößt, bedarf für den richtig Fühlenden keiner weiteren Erörterung. Und wenn Tasso die furchtbare Wahrheit jenes Wortes an sich erfahren soll, daß Goethe vielmehr der Prinzessin, als ihrer leichtblütigen Feundin hätte in den Mund legen mögen, des Wortes:

> Der Lorbeerkranz ist, wo er Dir erscheint,
> Ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks!

das, beiläufig bemerkt, als der Vater des bekannten vergröberten Freiligrath'schen Worts von dem allzeitigen „Fluche“ der Gabe der Dichtung und von dem „Kainsstempel des Dichters“ gelten

darf: so hat die unglückliche Leonore von Este dagegen das Schicksal: den Fluch an sich zu bewahrheiten, der aus dem Vorurtheil der Welt von der Ungleichheit der Stände entspringend, gerade die Edelsten und Besten in Elend und Verderben reißt. Ihr Schicksal ist vorzugsweise, ja allein, das Tragische in dieser Dichtung, denn ihr der Unglückseligen, die ihr Alles und sich selbst verliert, bleibt Nichts übrig, während Tasso sich doch noch zuletzt an den Felsen festklammern darf, an dem er scheitern sollte und ihm ein Gott das rettende Glück verlieh, „zu sagen was er leide".

IX.

Eugenie.

Das Trauerspiel „Die natürliche Tochter", dessen Heldin wir in der Kaulbach'schen Darstellung vor uns haben, entstand dem Dichter durch die Lektüre der im letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts erschienenen Memoiren der Prinzessin Amélie Gabrielle Stephanie Louise von Bourbon-Conti. Diese Prinzessin war die Frucht eines geheimen Liebesverhältnisses zwischen dem Prinzen Louis François von Bourbon-Conti und der schönen Herzogin von Mazarin. Die Verwandten dieser „natürlichen Tochter", obenan ihr Halbbruder der Graf von Marche — der später seinem Vater in der Regierung des kleinen Fürstenthums nachfolgte, das nach dem Städtchen Conti bei Amiens den Namen führte, und mit dem 1807 das Haus Bourbon-Conti ausstarb —, sahen sich durch die bevorstehende Anerkennung derselben, welche ihr Vater bei dem Könige Ludwig XV. zu erwirken gewußt hatte, in ihren Erbansprüchen bedroht. Sie griffen daher zu dem verbrecherischen Mittel, die junge Prinzessin heimlich in eine kleine weltabgeschiedene Provinzialstadt zu entführen, kurze Zeit ehe der feierliche Akt der Legitimirung durch den König stattfinden sollte; ja, sie gingen so weit, die noch mino-

renne Prinzessin durch die unwürdigsten Mittel zur Verheirathung mit einem Bürgerlichen, dem Prokurator Antoine Louis B., einem bigotten und gefühllosen Menschen von widerwärtigem Aeußern, zu zwingen, durch welchen sie mehrere Jahre lang die übelste Behandlung erfuhr, bis es ihr zuletzt gelang, sich derselben zu entziehen und eine Nichtigkeitserklärung ihrer erzwungenen Ehe zu beantragen.

Jene Memoiren, in welchen die unglückliche Frau die Geschichte ihrer Leiden und die abenteuerlichen Schicksale ihrer spätern Zeit erzählte, schienen dem Dichter einen Stoff zu bieten, dessen Behandlung es ihm möglich machen könne, seine Gedanken und Ansichten über die französische Revolution mit mehr Ernst und Tiefe, als es in den früheren Dramen „Der Großkophta“ und „Der Bürgergeneral“ ihm gelungen war, poetisch auszusprechen. Die Dichtung war auf eine Trilogie angelegt, von der das vollendet vorliegende, als Trauerspiel bezeichnete Drama nur die Exposition geben sollte. Eine Exposition, über ein Drittheil länger als die ganze Iphigenie des Dichters, als abgeschlossenes „Trauerspiel“ hinzustellen, war schon an sich ein mißliches Unternehmen; aber noch mißlicher für die dramatische, ja auch für die poetische Wirkung überhaupt, war die Behandlungsweise, deren sich der Dichter bei diesem Stoffe bedienen zu dürfen glaubte.

Diese Behandlungsweise ist eine fast durchweg abstrakt symbolische. Statt in dem Besonderen und durch das Besondere das Allgemeine darzustellen, aus der Lebendigkeit der Individualität und plastischen Charakteristik, wie in seinen früheren Werken, das allgemein Bedeutende von selbst hervorgehen zu lassen, arbeitete er bei der Behandlung eines ganz geschichtlichen Stoffes aus der nächsten Wirklichkeit mit voller Absicht darauf hin, die

Idealisirung desselben dadurch in's Werk zu setzen, daß er die persönliche Bestimmtheit der Gestalten und ihrer Verhältnisse, sowie der Zeit und der Umstände möglichst verwischte und verdeckte. So wurden ihm die meisten der wirklich historischen Personen, welche der Dichtung zum Grunde lagen, zu symbolischen Gestaltschemen. Alle Lokalfarbe, alle festbestimmte charakteristische Zeichnung, wie wir sie zum Beispiel im Egmont bewundern, verschwand in dieser idealisirenden Silberstiftzeichnung, deren einförmige regelmäßige Züge bei aller Reinheit und Richtigkeit der Linien nicht für das mangelnde individuelle Leben und für die fehlende Charakterfarbe entschädigen konnten, ebensowenig als die solcher symbolischen Behandlungsweise gemäße antikisirende, übermäßig einförmige und sententiöse Sprache, trotz der vielen „schönen Stellen" und pathetischen Empfindungsergüsse Ersatz zu bieten vermochte für den gänzlichen Mangel an Handlung und für die Unklarheit, in welcher selbst das, was man die „Fabel des Stücks" nennt, gehalten ist.

Von diesem letzteren Uebelstande überzeugt man sich leicht, sobald man es unternimmt, diese „Fabel", d. h. den Hergang der in dem Drama behandelten Begebenheit aus dem Stücke darzustellen. Wir wollen dies versuchen, indem wir unsere Erzählung an diejenige Person des Stücks knüpfen, die Goethe sich zur Heldin desselben ausersehen hat.

Eugenie, das heißt die wohl und adlig Geborne, — denn dies bedeutet der aus dem Griechischen stammende und mit Absicht von dem Dichter seiner Heldin beigelegte Name, — ist die natürliche Tochter des „Herzogs", des nächsten Anverwandten und ersten Vasallen des „Königs", und einer ebenfalls dem Königshause nahe verwandten Fürstin. Ueber die letztere lauten

die Angaben in dem Stücke verschieden. Denn während der „König" sie als „die verehrte, nah verwandte, nur erst verstorbene" bezeichnet, und der Herzog sie „die hochbegabte, hochgesinnte Frau" nennt (Akt I, Scene 1), hören wir von dem im Dienste des Herzogs stehenden „Secretair" über sie eine ganz andere Sprache führen. In seinem Munde (Akt II, Scene 1.) heißt sie nur „die stolze Frau, der dieses Kind, das ihr nur ihrer Neigung Schwäche vorzuwerfen schien, ein Greuel war", und die daher auch dasselbe „nie anerkannt und kaum gesehen" hatte.

Eugenie wird anfangs als „ein unbedeutend, unbekanntes Kind" in einem alten entlegenen Jagdhause ihres Vaters des Herzogs, unter der Leitung der „Hofmeisterin", auferzogen, ohne den hohen Rang ihres Vaters zu kennen und ohne von ihrer „hohen" Mutter zu wissen. Aber eine sorgfältige Erziehung und der Unterricht der besten Lehrer entwickelt das von Natur begabte, wohlgestaltete, geistig und leiblich kräftige und reichausgestattete Kind zur herrlich erblühenden Jungfrau, und zur höchsten Freude des Vaters, der in dem Besitze dieser Tochter Trost und Ersatz findet für die Leiden, welche ihm sein einziger in gesetzmäßiger Ehe erzeugter Sohn bereitet. Stolz auf den Werth und die treffliche Entwicklung dieser „natürlichen Tochter", läßt er dieselbe nach und nach öffentlich erscheinen, und bald wird das Verhältniß, in welchem sie zu ihm steht, durch seine unvorsichtige Vaterliebe ein „öffentliches Geheimniß", das Jedermann bei Hof und in der Stadt kennt, nur der König nicht, der, wie es das Schicksal der Könige zu sein pflegt, das, was ihn am nächsten angeht, gerade zuletzt von Allen erfährt. Dies letztere geschieht auf einer Jagdpartie, welche der Herzog in dieser Absicht auf seinen Besitzungen veranstaltet und wobei er die

Einrichtungen so getroffen hat, daß der König in die Nähe des einsamen Jagdschlosses geführt wird, welches „den wonnevoll geheim verwahrten Schatz“, die Tochter des Herzogs, die schöne Eugenie verbirgt, die, dem Könige unbekannt, auf flüchtigem Rosse als kühne Amazone Allen voran, an der Jagd des Hirsches Theil genommen hat. Bei dieser Gelegenheit eröffnet nun der Herzog dem Könige, seinem Verwandten, das Geheimniß seines Vaterherzens und den Wunsch, die Tochter als Mitglied des königlichen Hauses durch des Monarchen Huld legitimirt zu sehen, da der jüngst erfolgte Tod der Mutter das solchem Akte im Wege stehende Hinderniß beseitigt hat. Der König findet sich dazu bereit, und als Eugenie, von einem furchtbaren Sturze, den sie in Folge ihrer Tollkühnheit beim Heruntersprengen von steiler Bergesklippenhöhe gethan, glücklich und unbeschädigt aus ihrer Ohnmacht zum Leben erwacht, findet sie sich wieder als Tochter „des Oheims eines Königs“ und als „Nichte des großen Königs“, der sie als solche anerkennt und ihr verspricht, daß er bald, „was hier geheim geschah, vor seines Hofes Augen wiederholen“ werde. Bis dahin aber fordert er von Vater und Tochter strenge Verschwiegenheit. Denn „Mißgunst lauert auf“, und das Staatsschiff, das er zu steuern berufen ist, befindet sich bereits in einer klippenumdrohten Wogenbrandung —

wo selbst der Steurer nicht zu retten weiß.

Wir erfahren zugleich als nähere Erklärung der bedrängten Lage des guten aber schwachen Königs aus seinem eigenen Munde, daß Parteihader den Hof und Staat unterwühlt, daß der Herzog selbst bisher auf der Seite seiner Gegner gestanden hat, und daß Er, der König, erwarte, daß die neue jetzt von ihm aner-

kannte Nichte dazu beitragen werde, ihm des Vaters „Herz und Stimme zu erhalten". Beide sollen sich „neben ihn ins Chor der Treuen stellen, die an seiner Seite das Rechte, das Beständige beschützen". „Das Beständige", d. h. das Hergebrachte, gegen welches von unten her die Revolution, in welcher der Monarch natürlich nur das Streben nach absoluter Gleichmacherei sieht, mit drohendem Wellenschlage andringt, während „der Zwist, der Große gegen Große reizt" —

— von innen
Das Schiff durchbohrt, das gegen äuß're Wellen
Geschlossen kämpfend nur sich halten kann.

Durch den Herzog, ihren Vater erfährt Eugenie darauf, daß der König „zu gut ist", daß „seine Milde Verwegenheit erzeugt", daß Strenge gegen die Revolutionäre Noth thue, daß es eine Partei solcher entschiedener Strenge giebt, zu welcher der Herzog zählt, auf deren Stimme aber der König nicht hören wolle, der bei all seiner Güte und edlen Gesinnung doch als Regent nicht an seinem Platze sei, und in dem sich die ehemalige Kraft seines alten Heldenstammes, dessen „später Zweig" er ist, verleugne. So wird Eugenie in demselben Augenblicke, welchen der Vater so heiß ersehnt hat, in die Wirbel der Sorgen und Intriguen von Hof und Staat, — „der Welt gedrängter Posse" nennt es der Herzog, — hineingerissen, und mit Schmerz sieht der Letztere durch die Erhebung seiner Tochter das Paradies der Unschuld, das seine Tochter bisher umgab, und zu dem er selbst sich aus jenem wirren und gefahrvollen Treiben zu retten liebte, zerstört.

Aber ganz anders empfindet Eugenie. In dieser ächt aristokratischen Seele, in diesem Erzeugnisse der Sünde der großen

Welt, lebt der stolze Geist ihrer Mutter. Keine Regung schwächlicher Sentimentalität mindert die Befriedigung, welche die Entdeckung ihres hohen Ranges, die Aussicht auf die nahe Anerkennung desselben ihr gewährt hat. Der Gedanke, daß ihr König selbst, „der große König“, wie sie ihn nennt, gestehen muß, daß er ihrer bedürfe, die Aussicht, daß sie zum Handeln berufen, daß sie bestimmt sei,

Mit hocherhob'nen, hochbeglückten Männern
Gewalt'ges Ansehn, würd'gen Einfluß

zu theilen, erscheint ihr als „reizender Gewinn für edle Seelen“, als hohes Glück gegen ihres bisherigen „Daseins Unbedeutenheit“. Eingeweiht in die Sorgen, Gedanken und Pläne des Vaters, theilnehmend an jeder großen Handlung, „die den Vater dem Könige und dem Reiche theurer macht“, will sie „das Recht vollbürtiger Kindschaft rühmlich sich erwerben“. Man sieht: in diesem achtzehnjährigen Mädchen ist die Anlage gezeichnet zu einer Herrschernatur, wie sie die Geschichte in einer Elisabeth oder in einer Katharina aufzeigt, und der lebenserfahrene Weltmann und Politiker, der Herzog, erscheint schwächer als die jugendliche Tochter. Er muß bekennen:

Wir tauschten sonderbar die Pflichten um:
Ich soll dich leiten und du leitest mich!

Nur eine einzige Sorge erfüllt Eugenie in diesem Augenblicke, und diese Sorge ist eine ächt weibliche. Ein berühmter Theologe und Kanzelredner pflegte zu sagen: „Fast alle Frauen denken, selbst wenn sie sich das Paradies und die ewige Seligkeit vorstellen, in ihrem innersten Herzen in der Regel zuerst daran, wie sie dort wohl gekleidet sein werden.“ Ganz ebenso ergeht es Eugenie in ihrem Falle. Zwar bezeichnet sie selbst

ihre Sorge für solches Aeußerliche als „mädchenhafte Schwachheit", aber dieser Zug liegt tiefer in ihrer Natur, als sie weiß, er liegt begründet in ihrem eigensten Wesen, das sich später in den bedeutungsvollen Worten Ausdruck giebt, mit denen sie den Gedanken eines bescheidenen aber dauernden Glückes von sich weist:

Hinweg die Dauer, wenn der Glanz erlosch!

Das Geburtsfest des Königs, an welchem die feierliche Staatsaktion ihrer Anerkennung als königliche Prinzessin vor sich gehen soll, ist nahe bevorstehend, so nahe, das ihr sofort die schwere Sorge aufsteigt, wie und ob es möglich sein werde, die dazu nöthige Kleidung und Ausschmückung ihrer Person in so kurzer Frist zu beschaffen:

— der große Tag ist nah,
Zu nah um Alles würdig zu bereiten;
Und was von Stoffen, Stickerei und Spitzen,
Was von Juwelen mich umgeben soll,
Wie kann's geschafft, wie kann's vollendet werden?

In ihrem Entzücken über ihre Erhebung hat sie vergessen, daß bereits der König diese ihre Sorge von ihr hinweggenommen hat durch die galante Erklärung, daß zwar ihre Schönheit als höchste Zierde genüge, um an dem bevorstehenden Ehrentage „aller Augen auf ihr ruhen zu machen", daß aber auch von Vater und König noch außerdem dafür gesorgt werden solle: „daß der Schmuck der Fürstin würdig sei". So erfährt sie denn auch jetzt von dem Vater auf jene ihre besorgte Frage, daß bereits „alles was sie bedürfe" angeschafft und unerwartet reiche Gaben in einem „edlen Schreine" bereit liegen, den er ihr zusenden werde und zu dem er ihr den Schlüssel schon jetzt über-

giebt, doch mit der Bedingung, die er ihr „als leichte Prüfung", als Vorbild „mancher künftig schweren" auferlegt: den Schrein nicht eher aufzuschließen und das Geheimniß ihres Ranges und ihrer bevorstehenden Erhebung Niemand anzuvertrauen, als bis der Vater sie wiedergesehen habe.

Als Grund dieses Verlangens eröffnet der Herzog ihr, daß sein eigener wüster Sohn „sie und ihr Schicksal neidisch umlaure", der ihr schon „den kleinen Theil der Güter, der ihr bisher schuldigermaßen zugewandt worden", mißgönne.

Erführ' er, daß du höher nun empor
Durch unsres Königs Gunst gehoben, bald
In manchem Recht dich gleich ihm stellen könntest,
Wie müßt' er wüthen! Würd' er tückisch nicht
Den schönen Schritt zu hindern alles thun?

Eugenie findet die Prüfung für ein Mädchen hart, verspricht aber dem Vater, sie zu bestehen.

Der Dichter hat an das Nichthalten dieses Versprechens die tragische Schuld Eugeniens geknüpft, jenen kleinen Fehler, jenes „leichte Vergehen", dessen sie später sich allein schuldig bekennt: daß sie gesehen und gesprochen, was ihr zu sprechen und zu sehen verboten war. Aber dieser Faden ist zu schwach, um daraus die tödtliche Schlinge einer tragischen Verschuldung zu machen. Dem Herzoge geht es wie dem Könige: er weiß nicht, daß, was er tiefes Geheimniß wähnt, bereits aller Welt und vor allem Demjenigen bekannt ist, vor dem er es am meisten verborgen gehalten wissen will, seinem wüsten Sohne, in dessen Solde des Herzogs eigner vertrautester Diener, der „Secretair" steht. Dieser Secretair ist der Verlobte von Eugeniens mütterlicher Freundin und Erzieherin, der „Hofmeisterin", und wir erfahren aus dem Zwie-

gespräche der Beiden zu Anfange des zweiten Aktes, daß er und sein Spießgeselle, der Sohn des Herzogs, auf den von ihnen erwarteten Fall einer Anerkennung Eugeniens längst ihre Maßregeln genommen haben. Dieser Fall steht jetzt nahe bevor, und die Verbündeten sind entschlossen, zum Aeußersten zu schreiten.

Die blinden Bewunderer Goethe's haben es als ein poetisches Verdienst Goethe's hervorgehoben, daß hier wie überall in seinen Dichtungen die Vertreter des bösen Prinzips nie unedel, gemein und verächtlich erscheinen, und haben den „Secretair" „eine tüchtige, gesunde, praktische Natur" genannt, welche die Welt nimmt wie sie liegt, „nicht ohne den zarteren Bedürfnissen des Herzens zu huldigen!" Ja sie behaupten, daß es nicht „rohe Selbstsucht sei", was die unglückliche Jungfrau so erbarmungslos in's Elend stürze!

Man traut seinen Augen nicht, wenn man solche Dinge liest. Gerade umgekehrt! in keiner Dichtung alter und neuer Zeit ist die gemeinste Selbstsucht, die empörendste Verläugnung jedes edleren Gefühls gegenüber dem brutalsten Egoismus in so schaamloser Weise handelnd aufgetreten, als in dieser Dichtung Goethe's. Und diese Frechheit wirkt nur um so beleidigender, je glätter und gebildeter die Form und Sprache sind, in welcher sie vor uns erscheint. Die innerliche Fäulniß der hier dargestellten Welt wird nur noch widerlicher durch den Moschusgeruch, mit dem sie parfümirt ist. Der Secretair ist ein Schurke, wenn es je einen gegeben hat. Seine eigene Geliebte, die Hofmeisterin, wirft ihm vor, daß er an seinem Herrn, dem edlen Herzoge, verrätherisch handle, indem er sich heimlich zur Partei des Sohnes gesellt habe. Aber freilich, in einer Welt, wo eine Vertreterin des tugendhaften Prinzips selbst sich zu der Gottlosigkeit des Ausspruchs versteigt:

— Wenn das Waltende (d. i. Gott)
Verbrechen zu begünst'gen scheinen mag,
So nennen wir es Zufall; doch der Mensch,
Der ganz besonnen solche That erwählt,
Er ist ein —

Ich wette Tausend gegen Eins, kein Mensch von gesundem Gefühl und Verstande wird errathen, was für eine Bezeichnung hier im Munde der „wohlgesinnten Frau" statt der nothwendigen: ein Schurke, oder ein Teufel, folgt. Aber so grob ist diese gebildete Welt nicht: die „wohlgesinnte Frau" nennt einen solchen Menschen, der sich mit vollem Bewußtsein zu tückischem Verrath an seinem Herrn und zur Begünstigung eines schweren Verbrechens, und zwar aus eigennützigster Absicht entschließt, ein — „Räthsel!"

Der Zusammenhang ist dieser. Der Verräther hat mit dem Sohne des Herzogs seinen Handel abgeschlossen, und eilt nun, der Hofmeisterin, seiner Verlobten, die Nachricht zu bringen, daß der ihm versprochene Preis, den sie durch Theilnahme an dem Verbrechen mit verdienen helfen soll, ihre langerwünschte Verbindung endlich ermögliche. Dieser Preis, dessen einzelne Bestandtheile: ein behaglich ausgestattetes Haus für den Winteraufenthalt in der Stadt (Paris), Haus, Garten und Grundbesitz auf dem Lande für Frühling und Sommer, „wobei noch manche Rente gar bequem vergönnt durch Sparsamkeit ein sichres Glück zu steigern", er wohlgefällig aufzählt, — soll gezahlt werden von dem Sohne des Herzogs für die Beseitigung Eugeniens. Die Hofmeisterin soll die ihr anvertraute Herzogstochter entführen, sie „nach den Inseln" (d. h. nach Cayenne) bringen und so aus der Welt verschwinden lassen. Der edle Secretair stellt seiner Helfershelferin, welche sich anfangs entschieden wei-

gert, lebhaft vor, daß der junge Fürst jetzt, wo der Herzog die Anerkennung Eugeniens vorbereite, zu solchem Entschluß „gezwungen" sei. Wenn die Hofmeisterin lange von der Welt geschieden „den Werth der Erdengüter in klösterlichem Sinne gering anschlage, so wäge man draußen, in der Welt, solchen edlen Schatz besser":

Der Vater neidet ihn dem Sohn, der Sohn
Berechnet seines Vaters Jahre, Brüder
Entzweit ein ungewisses Recht auf Tod
Und Leben. Selbst der Geistliche vergißt
Wohin er streben soll und strebt nach Gold.
Verdächte man's dem Prinzen, der sich stets
Als einz'ger Sohn gefühlt, wenn er sich nun
Die Schwester nicht gefallen lassen will,
Die eingedrungen ihm das Erbtheil schmälert?
Man stelle sich an seinen Platz und richte!

Aber, antwortet die Hofmeisterin dieser „tüchtigen, gesunden praktischen Natur", der Prinz ist ja schon jetzt ein reicher Fürst, und wird es später nach des Vaters Tode zum Uebermaß, warum mißgönnt er einer so „holden Schwester" einen Theil der Güter? Die Erwiederung, welche der würdige Genosse des Prinzen darauf giebt, ist vielleicht das Stärkste, was unsittliche Selbstsucht jemals gewagt hat:

Willkürlich handeln ist des Reichen Glück!
Er widerspricht der Fordrung der Natur,
Der Stimme des Gesetzes, der Vernunft,
Und spendet an den Zufall seine Gaben.
Unendlicher Verschwendung
Sind ungemessne Güter wünschenswerth!

Darum muß Eugenie aus dem Wege, weil sie jenes „Glück" seines Patrons zu mindern droht. „Daran ist nichts zu ändern", setzt er ruhig hinzu, „und kannst Du nicht mit uns wirken, so gieb uns auf! Die Hofmeisterin fordert Bedenkzeit. Er kann sie nicht gewähren, denn es ist Gefahr im Verzuge. Die Anerkennung Eugeniens steht vor der Thür. Er und der Prinz wissen, „daß Kleider und Juwelen schon im prächtigen Kasten eingeschlossen bereit stehen", zu dem der Herzog selbst den Schlüssel hat und ein Geheimniß zu verwahren glaubt —

Wir aber wissen's wohl und sind gerüstet.
Geschehen muß nun schnell das Ueberlegte!

Vergebens verweist ihn die Freundin auf die Rache Gottes, der die Unschuld schütze. Der hartgesottene Bösewicht, oder wie die Goethomanen ihn nennen, „die tüchtige, gesunde, praktische Natur, welche die Welt nimmt wie sie liegt", erwiedert darauf in den wohllautendsten Versen:

Wer wagt ein Herrschendes zu läugnen, das
Sich vorbehält, den Ausgang unsrer Thaten
Nach seinem eignen Willen zu bestimmen?
Doch wer hat sich zu seinem hohen Rath
Gesellen dürfen? Wer Gesetz und Regel,
Wonach es ordnend spricht, erkennen mögen?
Verstand empfingen wir, uns mündig selbst
Im ird'schen Element zurecht zu finden,
Und was uns nützt, ist unser höchstes Recht!

Als endlich die Freundin ihm erklärt, daß sie zu dem Verbrechen nicht mitwirken, daß sie vielmehr die Entführung Eugeniens nach Kräften verhindern wolle, spielt er seinen letzten Trumpf mit kühlem Muthe aus. „O meine Gute", ruft er ihr zu, wenn

du die „holde Tochter“ nicht entführen hilfst, was das Mildeste ist, oder, wenn du uns irgendwie verräthst, — so vergiften wir sie!

Gewiß, der Secretair kennt die Welt, in der er lebt, und wir haben allen Grund ihm zu glauben, daß sie ist wie er sie schildert. Aber kein Vertheidiger der französischen Revolution hat die Nothwendigkeit und heilsame Gerechtigkeit des großen Strafgerichts, welches durch sie an dieser sittlich bis ins Mark verfaulten Welt vollzogen ward, stärker betont, als es hier Goethe gethan hat!

Nicht viel besser, wenn auch um ein gut Theil schönrednerischer als der Secretair, ist die Hofmeisterin, seine Freundin, welche die Gefahr, die „ihrem Lieblinge“ von den Verbrechern droht, „schon lange“ kennt, ohne, wie ihre Pflicht es erforderte, ihrem Herrn, dem Herzoge davon Anzeige zu machen. Um ihr Gewissen zu beschwichtigen, will sie jetzt wenigstens durch ganz allgemeine Gründe und unbestimmte Andeutungen über die Gefahr hoher Stellung Eugenien zu bewegen suchen, freiwillig auf ihre Legitimirung zu verzichten, ohne sich doch verhehlen zu können, daß diese solche Andeutungen gar nicht verstehen, geschweige denn ihnen Folge leisten kann.

Es folgt die Scene, welche Kaulbach dargestellt hat. Der verschlossene Prachtschrein mit den Schmucksachen wird gebracht, und Eugenie erfährt von der Hofmeisterin, daß diese von seinem Inhalt und dessen Bestimmung vollständig unterrichtet, daß also das Geheimniß, welches sie bewahren soll, keins mehr ist; — daß es auch Andre, daß es die Feinde wissen, die eben darum das Verderben der Unglückseligen schmieden, verschweigt die Genossin des Verräthers. Eugenie sieht also mit Recht keinen Grund, weshalb sie sich den Genuß versagen soll, der einzigen mütterlichen Freundin und sich selbst schon jetzt die verborgenen Herr-

lichkeiten zu zeigen. Sie öffnet also den Schrein und schmückt sich unter Beihülfe der Freundin mit den Gaben, deren Pracht und Reichthum sie entzücken, und unter denen schließlich „das Ordensband der ersten Fürstentöchter" ihr Entzücken bis zum Rausche steigert. Vergebens daß ihr die Hofmeisterin von „Gefahr", von „Sorgendrang", von Meuchelmord und Tod spricht. Eugenie, deren alleiniges sie beherrschendes Pathos, Glanz und Rangeshoheit mit Machtstellung und Herrscherthum verbunden, bilden, sie kann solche Warnung nicht hören, nicht verstehen in einem Momente, wo sie sich durch jene äußern Zeichen bereits im Vollbesitze dieser für sie höchsten Güter erblickt, und es ist ein Beweis für die sehr unvollständige Kenntniß des Wesens ihres Zöglings von Seiten der Hofmeisterin, wenn diese auch nur einen Augenblick hoffen kann, durch unbestimmte Andeutung Eugenien, zumal in diesem Zeitpunkt, zur Entsagung zu bewegen.

Das Verbrechen wird ausgeführt, und die Hofmeisterin leiht dazu ihre Hand. Eugenie wird von ihr nach der Meereshafenstadt entführt, um von dort aus nach den Inseln gebracht zu werden, deren mörderisches Fieberklima ihren baldigen Tod verspricht. Die Hofmeisterin ist mit einer königlichen Vollmacht versehen, die wahrscheinlich — wie so oft in den Tagen des funfzehnten Ludwig — betrügerisch erschlichen, alle Behörden des Reichs anweist, Eugenien ganz nach dem Willen ihrer Begleiterin zu behandeln. Der erste, dem wir sie die Vollmacht zeigen sehen, ist der Gerichtsrath, der sofort erkennt, daß hier nicht „von Recht und Gericht", sondern von entsetzlicher Gewalt die Rede ist, der aber „mit jenen Mächten, die sich solche Handlung erlauben dürfen, kaum zu rechten wagt", da ja „Sorge, Furcht vor größern Uebeln die nützlich ungerechten Thaten abnöthige!"

Die Hofmeisteriu entwickelt ihm, in ganz allgemeinen unklaren Phrasen, wie „ein erzürnter Gott (!)" dies Kind als des Haders Apfel zwischen zwei streitende Parteien geworfen habe. Wir, die wir aus dem Munde des Secretairs ganz genau erfahren haben, um welche niedrigen Interessen es sich handelt, können diese Phrasen ebensowenig wie der Gerichtsrath verstehen. Dieser nun — so wünscht die „wohlgesinnte Frau", die ihren Auftrag gern vollziehen möchte, ohne ihren Liebling in das offene Grab Cayenne's zu begleiten, wohin auch sie selbst zu gehen wenig Lust hat, — soll Eugenien überreden, ihrem Stande zu entsagen und durch eine Ehe mit einem Bürgerlichen diese Entsagung unwiderruflich zu bekräftigen. Denn dies sei das einzige Mittel, das sie retten könne. Der Gerichtsrath entschließt sich der Erzieherin zu willfahren. Aber er scheitert zunächst an Eugeniens Festigkeit. Vergeblich schildert er ihr das Furchtbare des Orts, wohin man sie zu führen im Begriff ist, mit den glühendsten Farben. Die beherzte Fürstentochter fordert vielmehr ihn, den Mann des Rechts, auf, sie zu retten vor der rechtlosen Gewalt, die ihr geschieht. „Was ist" — so ruft sie ihm zu

Was ist Gesetz und Ordnung, können sie
Der Unschuld Kindertage nicht beschützen!
Wer seid denn ihr, die ihr mit leerem Stolz
Durch's Recht Gewalt zu bändgen Euch berühmt?

Die Fürstentochter muß erfahren, daß es in dem Reiche ihres Oheims des „großen Königs" kein Gesetz und Recht giebt, welches über die mittleren Schichten hinaufreicht zu den obersten Gewalten, oder, wie der Gerichtsrath sich ausdrückt:

Was droben sich in ungemess'nen Räumen
Gewaltig seltsam hin und her bewegt,

Belebt und tödtet ohne Rath und Urtheil,
Das wird nach anderm Maß, nach andrer Zahl
Vielleicht berechnet, bleibt uns räthselhaft.

In gutes schlichtes Deutsch übertragen heißt das nichts anderes, als: gegen einen vom Könige einmal vollzogenen Lettre de cachet, auch wenn der König ihn in blanco unterzeichnet hat, giebt es in Frankreich keine Hülfe.

Endlich nach langen Umschweifen tritt der Gerichtsrath mit jenem von der Hofmeisterin angegebenen Vorschlage zur Rettung hervor, ja er thut noch mehr, er selbst bietet der Unglücklichen seine Hand an. Eugenie, obschon nicht ohne Empfindung für diesen Edelmuth, schlägt dennoch diese Art der Rettung aus. Auch das Zureden der sophistisirenden Hofmeisterin bleibt wirkungslos. Denn:

Unmöglich ist, was Edle nicht vermögen!

Und es ist ein Meisterzug in der Charakteristik Eugeniens, daß dies stolze Fürstenkind, welcher der Begriff der Standesehre tief im Blute liegt, inmitten ihrer gränzenlosen Angst und Todesnoth am Rande des sichern Untergangs doch noch Spannkraft und Schärfe des Geistes in genügendem Maaße behält, um die „falschen Reden" des argen Weibes, als das was sie sind, zu erkennen und zu widerlegen. In diesem Schlußakte entwickelt überhaupt Eugenie sich zur wahren Hoheit eines wirklichen lebensvollen Charakters. Verlassen von aller menschlichen Hülfe und in die Hand eines falschen Weibes gegeben, das mit einem „Talisman" zu ihrem Untergange gewaffnet ist, dessen Macht kein Mensch Trotz zu bieten wagt, aus schwindelnder Höhe des Glücks, das sie von Kindheit auf „gehegt und gepflegt", in unentfliehbare schrecklichste Noth hinabgestoßen, verlassen doch

ihr Stolz und das Gefühl der Würde und des hohen Adels ihres Blutes das jugendliche Geschöpf keinen Augenblick. Sie stellen Eugenie hoch über ihre Hofmeisterin, die im Grunde nur für sich selbst fürchtend und vor den Schrecknissen der „Inseln“ zurückbebend, zuletzt in Wuth geräth über die Festigkeit ihres Zöglings und sich sogar so weit vergißt, die letzte rührende Bitte der Unglücklichen und ihre ergreifende Mahnung an frühere Zeiten, mit der sie der Verderberin zu Füßen fällt, als „Spott“ und „Falschheit“ zu bezeichnen.

Dies empörende Betragen öffnet denn auch Eugenie die Augen über den letzten Grund ihres Geschicks, und sie schleudert dem schlechten Weibe die Anklage entgegen:

> Nicht meine Schuld, nicht jener Großen Zwist,
> Des Bruders Tücke hat mich hergestoßen,
> Und, mitverschworen, hältst Du mich gebannt!

Und nun erweist sie sich als unerschrockene Heldin. Sie stürzt sich unter das Volk der Stadt und ruft es um Hülfe an. Aber das Volk starrt, staunt, zaudert und hält sie endlich für wahnsinnig. Sie wendet sich an die erste Behörde der Provinz und Stadt, an den Gouverneur. Aber ein Blick auf die ihm von der Hofmeisterin vorgezeigte Vollmacht genügt, auch diesen von jedem Versuche der Hülfe abstehen zu lassen. Sie wendet sich endlich an die Aebtissin des nahen Klosters um Aufnahme in ihr geheiligtes Asyl. Die Aebtissin ist anfangs willig, sobald ihr aber die Hofmeisterin das Blatt vorgehalten, tritt sie scheu zurück und erklärt:

> Ich beuge tief mich vor der höhern Hand,
> Die hier zu walten scheint.

Da erst, als sie jede Aussicht auf Rettung von tyrannischer

Gewalt verschwunden sieht, als keine Hand sich für sie erhebt, als sie sich durch einen einzigen Namenszug, der unter einem geheimen Befehl steht, selbst das Asyl der Kirche verweigert sieht, als Niemand für die Unschuldige nur wenige Schritte wagen mag, — als tödtliche Verbannung auf der einen und Selbstentwürdigung auf der andern sie „einander zuängstigen“, als „kein menschlich und kein göttlich Mittel von tausendfacher Qual sie zu befreien“ sich ihr zeigt, — erst da entschließt sich das stolze herrliche Geschöpf, den Antrag des Gerichtsraths und seine Hand anzunehmen, aber — ohne ihm die Rechte des Gatten einzuräumen. Der Gerichtsrath geht, obwohl mit schwerem Herzen, darauf ein, und der Edelmuth dieser Entsagung ist es, welcher Eugenie bewegt ihm das tröstende Wort zuzusprechen: „daß vielleicht ein Tag kommen werde, beide mit ernsteren Banden enger zu verbinden.“

Und was ist es, was das stolze Fürstenkind zu diesem Schritte letztlich treibt? Sie sagt es uns selbst in dem Selbstgespräche, welches der Entscheidung vorhergeht. Ihr eignes Leben hat sie erkennen lassen, daß in dem Reiche, in welchem solch ein Geschick möglich ist, ein Herrscherthum, wie das dieses schwachen Königs, das nur noch zum Bösen, Gewaltthätigen, Ungerechten unumschränkte Macht besitzt, ein Herrscherthum unter welchem die Unschuld nirgends Schutz gegen die Gewalt, das Recht keine Sicherheit gegen die Macht finden kann, verloren sein muß, daß sein noch bestehender äußerer Glanz ein hohler Schein, sein Dasein eine Lüge ist, „der gewaltige Geist des Ahnherrn, der diese Form schuf —

Er ist entschwunden. Was uns übrig bleibt,
Ist ein Gespenst, das mit vergebnem Streben
Verlorenen Besitz zu greifen wähnt!

Darum will sie im Vaterlande bleiben, selbst mit Aufopferung dessen, was ihr das Theuerste ist oder bisher war. Den Sturz der Ihrigen voraussehend, will sie bleiben, um jenen, die sie jetzt verstoßen und verläugnen, Böses mit Gutem zu vergelten und so der hohen Ahnen sich würdig zu beweisen, indem sie, „was sie einst im Glücke zugesagt, aus tiefem Elend zu erfüllen strebt.“

Kaulbach hat zur Darstellung der Eugenie sich den verhängnißvollen Augenblick gewählt, in welchem sie sich mit Vollbewußtsein auf der Höhe ihres Daseins empfindet. Wir sehen sie vor uns ganz wie sie der Dichter schildert, eine „Amazonentochter“, für die Natur und Erziehung Alles gethan haben, um sie geistig und leiblich auszustatten und „zum Entzücken des Vaters“ zu machen. Sie ist jeder Zoll ein Fürstenkind, eine fürstliche Jungfrau. Das Glück hat sie von Kindheit auf in seinen Armen gewiegt, und ihre reinen Züge sind ein ungetrübter Spiegel dieses Glücks. Jung und schön, mit Phantasie begabt, mit dichterischem Talent ausgestattet, gesund an Leib und Seele, eine zärtliche Tochter, eine liebevolle Herrin, hochgebildeten Geistes, ist sie doch keine verzärtelte Sinnpflanze; —

Es mangelt Uebung ritterlicher Tugend
Dem festen wohlgebauten Körper nicht,

sagt der Herzog, ihr Vater, von ihr zum Könige, und das freudige Bewußtsein ihrer jugendlichen Kraftfülle drückt sich aus in dieser herrlichen Gestalt Kaulbachs, gehoben durch den Moment der Befriedigung der einzigen Leidenschaft, die das Pathos dieser fürstlichen Jungfrau ausmacht. Sie fühlt in sich die Kraft allen

Gefahren zu stehen, auf welche, als eng verbunden mit der Hoheit, deren Zeichen sie schmücken, die Freundin ihr zur Seite, — die gleichfalls als höchst gelungener Ausdruck der Goethe'schen Hofmeisterin gelten darf — sie warnend hinweist; und festen Sinnes erwiedert sie auf die dunkel mahnende Rede derselben die charakteristischen Worte:

O meine Liebe! Was bedeutend schmückt,
Es ist durchaus gefährlich. Laß auch mir
Das Muthgefühl: was mir begegnen kann,
So prächtig ausgerüstet zu erwarten.

X.

Friederike von Sesenheim.

Unter allen in Goethe's Jugendleben so überaus zahlreichen Herzensgeschichten hat keine die Theilnahme der Menschen in höherem Grade auf sich gelenkt, als die idyllische Liebesepisode, welche der einundzwanzigjährige Dichter während seiner Straßburger Studienzeit in dem Pfarrhause zu Sesenheim durchlebte. Er selbst hat diese Episode über vierzig Jahre später mit seiner Meisterhand in Dichtung und Wahrheit geschildert und allen Zauberduft glückseliger Jugenderinnerung über diese Jugendliebe und über das holdselige Bild der Pfarrerstochter von Sesenheim ergossen. Wie es in einem seiner damals entstandenen Lieder von der Geliebten heißt:

Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Lag auf dem lieblichen Gesicht, —

so scheint auf der ganzen Erzählung, welche der dreiundsechzigjährige Dichter niederschrieb, ein ewiger Frühlings- und Sommersonnenschein zu ruhen. Denn obgleich dieser Herzensroman, ein volles Jahr umspannend, vom Herbste des Jahres 1770 sich durch den Winter bis in den Herbst des folgenden

Jahres hinzog, finden wir doch in des Dichters Darstellung so gut wie gar keinen Wechsel der Jahreszeiten angedeutet. Wie das „herrliche Elsaß“ mit der sonnigen Milde seines Klima's, mit der überschwänglichen Fruchtfülle des gesegneten Bodens, seiner Gärten, Felder und Weinberge, mit seinen grünen Rheininseln, seinen Büschen und Felsen, Hügeln und Wäldern, seinen Wiesenmatten und grünen Berghöhen, von denen aus man „das entfernte Blau der Schweizeralpen“ erblickte, dem unter dem rauhen Himmel Thüringens duldenden Dichter in der Erinnerung doppelt reizvoll erschien, so lag auch die ganze Zeit jener Sesenheimer Liebesidylle, als er das entzückende Gemälde derselben im zehnten und elften Buche von Dichtung und Wahrheit entwarf, vor ihm da wie ein voller Kranz voll lauter sonnengoldnen Frühlingstagen. Das Herz ging ihm auf, wenn er sich den Genuß der Tags- und Jahreszeiten in diesem herrlichen Lande vergegenwärtigte. „Man durfte sich,“ ruft er aus, „nur der Gegenwart hingeben, um diese Klarheit des reinen Himmels, diesen Glanz der Erde, diese lauen Abende, diese warmen Nächte an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe zu genießen. Monate lang beglückten uns reine ätherische Morgen, wo der Himmel sich in seiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit überflüssigem Thau getränkt hatte; und damit dieses Schauspiel nicht zu einfach werde, thürmten sich oft Wolken über die entfernten Berge bald in dieser, bald in jener Gegend. Sie standen Tage, ja Wochen lang, ohne den reinen Himmel zu trüben, und selbst die vorübergehenden Gewitter erquickten das Land und verherrlichten das Grün, das schon wieder im Sonnenschein glänzte, ehe es noch abtrocknen konnte. Der doppelte Regenbogen, zweifarbige Säume eines dunkelgrauen, beinahe schwarzen himmlischen Bandstreifens,

waren herrlicher, farbiger, entschiedner, aber auch flüchtiger als ich sie irgend beobachtet!"

Es würde ein frevelhaftes Unternehmen sein, das lichtglänzende Gedicht, zu dem Goethe diese Sesenheimer Herzensidylle gestaltet hat, durch einen nacherzählenden Auszug zu trüben, dieses Gedicht, das so lieblich und so traurig zugleich uns anmuthet, wie ein eigner ferner Traum der holdesten Jugendliebe, deren Blüte längst vom Winde verweht ist, — dieses „lichte Gedicht", von dem der Dichter selbst singt, daß es —

wie Regenbogen
Wird auf dunklem Grund gezogen!

Der dunkle Grund ist die Bedingung seiner Schönheit, wie „jede Lust", nach Jean Paul's sinnigem Worte „ein verhülltes Leid ist". Nur die Gestalt Friederikens selbst, die in diesem Gedichte für alle Zeiten verklärte, wollen wir aus des Dichters Schilderung', mit Beihülfe späterer Berichte und Nachforschungen, wie sie die gemüthvolle Theilnahme an dem Bilde des Dichters so zahlreich hervorgerufen hat, unsern Lesern hier vorzuführen versuchen.

Zu derselben Zeit, in welcher der künftige Dichter des Werther und des Faust als Einundzwanzigjähriger in Straßburg studirte, und umgeben von einem jugendlich aufgeregten Freundeskreise die gewaltigsten Eindrücke der Poesie und Kunst alter und neuer Zeit, Homer und Sheakspeare, die Lieblichkeit des Goldsmith'schen „Pfarrers von Wakefield" und die Erhabenheit von Erwin von Steinbach's Wunderbau auf sich eindringen ließ, während Herder, der ihm damals unendlich überlegne, seinen Geist in ganz neue Regionen einführte und eine Revolution aller bisherigen Anschauungen von Kunst und Poesie in

dem Jünglinge hervorrief, — zu derselben Zeit lebte sechs Stunden von Straßburg entfernt, auf dem Dorfe Sesenheim ein schlichter gutmüthiger Landprediger, Johann Jacob Brion, im behaglichen Genusse einer einträglichen Pfarre, an der Seite einer vortrefflichen Gattin und Hausfrau, umgeben von einer aus vier Kindern, drei Töchtern und einem jüngeren Sohne, bestehenden Familie. Es ist der Vater Friederikens, der mittleren unter den drei Töchtern des würdigen Pfarrherrn. Sie stand damals etwa im siebzehnten oder achtzehnten Jahre; die ältere Schwester, Maria Salome, bei Goethe mit einem Namen der Goldsmith'schen Dichtung Olivia genannt, mochte ein oder zwei Jahre mehr zählen, die jüngste, Sophie geheißen und in Goethe's Darstellung nicht erwähnt, war, wie der Bruder, noch im Alter von sieben bis zehn Jahren. Die Familie, welche wohlhabende und angesehene Verwandte in Straßburg besaß, stand mit der Stadt in mancherlei Verbindung. Das gastfreie Pfarrhaus von Sesenheim, weit und breit in der Umgegend befreundet, war auch in dem Kreise der Goethe'schen Tischgesellschaft nicht unbekannt; denn einer von Goethe's liebsten Genossen, ein Mediziner Weyland, ein geborner Elsasser, stand mit demselben in freundschaftlicher, durch vielfache Besuche unterhaltener Verbindung. Aus seinem Munde hatte Goethe oft die idyllischen Zustände jener Pfarrersfamilie, die Gastfreiheit des Hauses, das würdige Ehepaar und die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Töchter rühmen hören, und es bedurfte kaum eines großen Zuredens, um ihn den Vorschlag des Freundes, der sich erbot, ihn dort einzuführen, mit Freuden annehmen zu lassen. Dazu kam noch ein besonderer Umstand. Die Goldsmith'sche Dichtung des Pfarrers von Wakefield, in welche Herder ihn so eben vorlesend und deutend eingeführt hatte,

ließ den Wunsch in ihm rege werden, die in jenem unvergleichlichen Werke dargestellten Zustände einmal in der Wirklichkeit anzuschauen. Er hatte allerdings nicht erwartet aus jener erdichteten Welt in eine wirkliche versetzt zu werden, die derselben so sprechend ähnlich war, und in ihr ein Gedicht zu erleben und hervorzurufen, dessen Schluß zu dem heiter befriedigenden Abschlusse jenes englischen Romanes einen so herben, ja tragischen Gegensatz bilden sollte.

Es war in der ersten Hälfte des Octobers 1770, als beide Freunde sich auf den Weg machten. Goethe, von Jugend auf zum Versteckenspielen geneigt, — eine Neigung, in der ihn selbst der ernste Vater bestärkt hatte, — bestand darauf in einer Art von Verkleidung als ein etwas ärmlicher und unbedeutender Kandidat der Theologie aufzutreten, von dem der einführende Freund weder Gutes noch Böses sagen, überhaupt ihn gleichgültig behandeln solle. Er hatte dazu verschiedene Gründe. Er wollte ungestört und ohne Aufmerksamkeit zu erregen, seine Beobachtungen und seine Vergleiche zwischen Poesie und Wirklichkeit anstellen; und dies konnte nicht geschehen, wenn er als der vornehme und vermögende Frankfurter Patriziersohn auftrat, von dessen genialen Ueberschwänglichkeiten man bereits auch im Sesenheimer Pfarrhause allerlei Wunderliches und Verkehrtes vernommen hatte. Die heitere unschuldige Täuschung, mit welcher sein Eintritt begann, und deren wundervolle Ausmalung man in der Selbstbiographie nachlesen mag, sollte das verhängnißvolle Vorspiel sein zu einer traurigen und minder schuldlosen, mit welcher der Abschluß der dadurch herbeigeführten Liebesepisode erfolgte!

Von früh auf gewöhnt, die ihn umgebende Welt mit den Augen desjenigen Künstlers oder Dichters zu betrachten, dessen

Werke ihn gerade vorzugsweise beschäftigten, fand denn Goethe auch alsbald in dem alten schlechterhaltenen Pharrhause und in der dasselbe bewohnenden Familie das leibhaftige Abbild der Goldsmith'schen Dichtung. Aber dieser rein künstlerische Eindruck wurde schnell durch einen andern mächtigeren, der lebendigen Wirklichkeit angehörigen bei Seite gedrängt. Friederike erschien; und mit ihrem Eintreten däuchte ihm an diesem ländlichen Himmel ein wunderholder Stern aufzugehen. Gleich ihr erster Anblick bezauberte sein junges, für Schönheit und Liebe nur allzu empfängliches Herz. Selbst die deutsche, damals bereits in den Städten durch die französische Mode verdrängte Nationaltracht, die sie und ihre Schwester noch trugen, vermehrte für ihn nur die Holdseligkeit ihrer Erscheinung. „Ein kurzes, weißes, rundes Röckchen, mit einer Falbel, nicht länger als daß die nettesten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben; ein knappes, weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Gränze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte. Der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Male in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen."

Die Liebenswürdigkeit ihres Wesens, welche sie während der zwei Tage dieses ersten Zusammenseins entfaltete, entsprach dieser äußeren Erscheinung vollkommen. Sie zuerst hatte sich des in der Unterhaltung zurückgesetzten Fremden, der obenein die Rolle eines scheuen unbehülflichen Kandidaten der Theologie

zu seinem großen Unbehagen fortzuspielen hatte, freundlich angenommen, ihn in Umgegend und Personen des Umgangskreises der Familie durch ihre Mittheilungen eingeführt, ihm ihre Lieder zum Klaviere vorgesungen, und ein Abend-Spaziergang im Mondenschein, bei welchem er ihr den Arm zu bieten sich gestattete, vollendete seine Bezauberung. „Wir zogen“, — so heißt es in Goethe's Erzählung, — „durch die weiten Fluren, mehr den Himmel über uns zum Gegenstand habend, als die Erde, die sich neben uns in der Breite verlor. Friederikens Reden jedoch hatten nichts Mondscheinhaftes; durch die Klarheit, mit der sie sprach, machte sie die Nacht zum Tage, und es war nichts darin, was eine Empfindung angedeutet oder erweckt hätte.“ Nur bezog sie ihre Aeußerungen mehr als bisher auf ihren Begleiter, dem sie ihre Zustände und Umgangsbeziehungen auseinanderzusetzen fortfuhr, weil er, wie sie hoffte, „keine Ausnahme von früheren Gästen der Familie machen und sie wieder besuchen werde, wie bisher noch jeder Fremde gern gethan, der einmal bei ihnen eingekehrt sei“. „Es hörte sich ihr“, fährt der Dichter fort, „gar so gut zu, und da ich nur ihre Stimme vernahm, ihre Gesichtsbildung aber so wie die übrige Welt im Dämmer schwebte, so war es mir, als ob ich in ihr Herz sähe, das ich höchst rein finden mußte, da es sich in so unbefangener Geschwätzigkeit vor mir eröffnete.“ Ihrer Unbefangenheit gegenüber bildete jedoch sein Zustand einen bedeutenden Gegensatz. Er „empfand auf einmal einen tiefen Verdruß, nicht früher mit ihr gelebt zu haben, und zugleich ein peinliches und neidisches Gefühl gegen alle, die bisher dies Glück gehabt“; und nur die Versicherung seines Reisegefährten, daß ihr Herz vollkommen frei sei, konnte ihn einigermaßen beruhigen, obschon ihm „eine solche Heiterkeit von

Natur aus" bei einem so jungen Mädchen unbegreiflich erschien.

Dieser erste zweitägige Besuch reichte hin, sein Herz in Leidenschaft zu verstricken. Gleich der erste Brief, den er sofort nach seiner Rückkehr an die „liebe neue Freundin" schrieb, — es ist der einzige, der uns von einer über ein Jahr umfassenden zahlreichen Correspondenz zwischen den Beiden erhalten ist*), — darf wohl für eine Liebeserklärung in aller Form gelten. Er überließ sich dem Gefühle seines neuen Glücks, wohl des reinsten, das er in seinem Leben genossen, mit gänzlicher Unbekümmertheit um die Zukunft. Seine Besuche in Sesenheim wiederholten sich in rascher Folge, und jeder derselben steigerte seine Liebe zu Friederiken und die Bewunderung der Eigenschaften und Vorzüge, die sie im näheren Verkehr mit ihm mehr und mehr entwickelte. Als Grundzüge ihres Wesens erschienen ihm „besonnene Heiterkeit, Naivetät mit Bewußtsein, und Frohsinn mit Voraussehen: Eigenschaften, die unverträglich scheinen, die sich aber bei ihr zusammenfanden und ihr Aeußeres gar hold bezeichneten". Er sah, wie sie in ihrer näheren und ferneren Umgebung der Liebling Aller war, wie sie in ihrer Familie und in der Geselligkeit „Verwirrungen geschickt auszugleichen und die Eindrücke kleiner unangenehmer Zufälligkeiten leicht wegzulöschen verstand", wie selbst die Bauern des Dorfes die stets freundliche und hülfsbereite Pfarrerstochter durch ihre Grüße auszeichneten, und wie ihr ganzes Betragen in der Gesellschaft allgemein als erfreulich und wohlthätig empfunden wurde. „Auf Spaziergängen schwebte sie,

---

*) Man findet ihn abgedruckt in „Goethe's Leben von H. Viehoff" I., 263—266.

ein belebender Geist, hin und wieder, und wußte die Lücken auszufüllen, welche hier und da entstehen mochten. Von ihren Eltern, welche um ihre Gesundheit besorgt waren, weil man ihre Brust nicht für stark hielt, ward sie bei allem, was körperliche Anstrengungen erheischte, sorgfältig geschont; aber diese Sorglichkeit und Vorsicht konnte übertrieben erscheinen, wenn man die federkräftige Anmuth ihrer Bewegungen im Freien vor Augen sah, bei denen sie nie außer Athem kam und immer völlig im Gleichgewichte blieb. Die freie Natur war überhaupt ihr Element, in welchem sie sich am besten ausnahm. Ihr Wesen, ihre Gestalt trat niemals reizender hervor, als wenn sie sich auf einem erhöhten Fußpfade hinbewegte; die Anmuth ihres Betragens schien mit der beblümten Erde, und die unverwüstliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern. — Am allerzierlichsten war sie, wenn sie lief. So wie das Reh seine Bestimmung ganz zu erfüllen scheint, wenn es leicht über die keimenden Saaten wegfliegt, so schien auch sie ihre Art und Weise am deutlichsten auszudrücken, wenn sie etwas Vergessenes zu holen, etwas Verlorenes zu suchen, ein entferntes Paar herbeizurufen, über Rain und Matten leichten Laufes dahineilte." Daneben entzückte ihn die Herzensfeinheit, mit der sie seine Aufmerksamkeit und sein Eingehen auf die Schwächen und Grillen ihres alten Vaters bemerkte und ihm dankte, und die ruhige Sicherheit, mit der sie seiner leidenschaftlichen, bald auch von der Umgebung bemerkten Neigung zutrauensvoll begegnete. „Sie war", — heißt es in Goethe's späteren Lebensbekenntnissen nach der Erzählung des zweiten Besuches, — „von meiner Neigung überzeugt, wie ich von der ihrigen, und die sechs Stunden schienen keine Entfernung mehr."

Wie sollte sie auch nicht überzeugt sein, da der Liebende es an Nichts fehlen ließ, sein Verhältniß zu dem geliebten Wesen immer enger zu knüpfen, und sie auch durch die Theilnahme an seinem geistigen Leben sich immer näher zu verbinden! „Sie hatte wenig gelesen; sie war in einem heiteren sittlichen Lebensgenuß aufgewachsen und demgemäß gebildet, aber sie las gern, besonders gern Romane, weil man darin, wie sie sagte, so hübsche Leute finde, denen man wohl ähnlich sehen möchte.“ Er sandte ihr Bücher, doch nicht den Landpfarrer von Wakefield, weil ihm „die Aehnlichkeit der Zustände zu auffallend und zu bedeutend erschien!“ Ein lebendig unterhaltener geistiger Verkehr entwickelte sich. Seine Briefe, seine Lieder flogen in ununterbrochener Folge zu ihr, unter ihnen Lieder, die zu den schönsten und reinsten gehören, welche unsere Sprache besitzt, und welche neben der Tiefe seiner Liebesempfindung zugleich den vollen Ernst des Entschlusses, dieser Liebe für das Leben Folge zu geben, unzweideutig aussprachen:

Fühle was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand!
Und das Band das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband!

Daß sich die Liebenden in nicht zu ferner Zeit trennen mußten, sollte kein Hinderniß ihrer dereinstigen Verbindung sein, — von diesem Gedanken sind viele jener Lieder erfüllt, und er erhält namentlich in dem Gedichte „An die Erwählte“ seinen vollsten und klarsten Ausdruck, den Friederike nicht mißverstehen konnte, selbst wenn sie minder vertrauensvoll gewesen wäre, als sie es war. Auch sie schrieb ihm oft und viel, und nicht nur erfreute er sich an „ihrer leichten, hübschen, herzlichen Hand; auch Inhalt

und Styl waren natürlich, gut, liebevoll, von innen heraus", und der angenehme Eindruck, den ihre persönliche Erscheinung auf ihn gemacht hatte, wurde durch jeden ihrer Briefe erhalten und erneuert. In ihrer Gegenwart, an ihrer Seite fühlte er sich mehr und mehr, wie er selbst gesteht, „grenzenlos glücklich, gesprächig, lustig, geistreich, vorlaut, und doch durch Gefühl, Achtung und Anhänglichkeit gemäßigt. Sie in gleichem Falle, offen, heiter, theilnehmend und mittheilend. Wir schienen allein für die Gesellschaft zu leben, und lebten blos wechselseitig für uns."

Eine öffentlich ausgesprochene Verlobung der beiden Liebenden scheint nicht stattgefunden zu haben, wohl aber ein geheimes Verlöbniß, das die „herzlichste Umarmung und die treulichste Versicherung besiegelte". Seit diesem Augenblicke aber ging in Beiden eine bedeutsame Umwandlung vor.

Friederike, die nach dieser entscheidenden Eröffnung ihn beim Abschiede „öffentlich, wie andere Verwandte und Freunde", mit einem Kusse entließ, glaubte ihn jetzt völlig als den Ihrigen betrachten zu dürfen. Die stille Knospe ihres Wohlgefallens und ihrer Neigung zu dem schönsten geistleuchtenden, anmuthig verwegenen, alles um sich her bezaubernden jungen Manne war fast ohne alle Schmerzen leidenvoller Leidenschaft zur vollen Pracht der Rose aufgeblüht, an deren Dufte sich sein leidenschaftliches Herz berauschte. Auch ihr Geist entzündete und steigerte sich an dem seinen. Ihre Briefe, die von jetzt an sich regelmäßig folgten, entzückten ihn immer mehr. „Auch in ihnen", so berichtet er uns, „blieb sie immer dieselbe; sie mochte etwas Neues erzählen, oder auf bekannte Begebenheiten anspielen, leicht schildern, vorübergehend reflektiren: immer war es, als wenn sie auch mit der Feder gehend, kommend, laufend, springend, so leicht aufträte als sicher. Auch ich, setzte er hinzu, schrieb sehr

gern an sie; denn die Vergegenwärtigung ihrer Vorzüge vermehrte meine Neigung auch in der Abwesenheit, so daß diese Unterhaltung einer persönlichen wenig nachgab, ja in der Folge mir sogar angenehmer und theurer wurde." —

Die Besuche wurden inzwischen ebenso eifrig fortgesetzt und dehnten sich in solcher Weise aus, daß ihn, wie er selbst bemerkt, nur seine wunderlichen Studien und sonstigen Verhältnisse nöthigen konnten, öfters von Sesenheim nach der Stadt zurückzukehren. Die Vorlesung von Goldsmith's oft erwähnter Dichtung, zu der ihn bei einem solchen Besuche sein Freund Weyland wider seinen Willen zu nöthigen wußte, und die so überraschende Aehnlichkeiten der Personen und Zustände darbietende Vergleichung, welche der ganze Familienkreis dabei anzustellen im Falle war, wurde nicht als Warnung aufgenommen, ja sie vermehrte nur, wie Goethe selbst gesteht, dies Gefühl des sicheren Zusammengehörens der Liebenden. „Die Gewohnheit, zusammen zu sein, befestigte sich immer mehr, man wußte nicht anders, als daß ich diesem Kreise angehöre. Man ließ es geschehen und gehen, ohne gerade zu fragen, was daraus werden sollte. Und welche Eltern finden sich nicht genöthigt, Töchter und Söhne in so schwebenden Zuständen eine Weile hinwalten zu lassen, bis sich etwas zufällig für's Leben bestätigt, besser als es ein lang angelegter Plan hätte hervorbringen können."

Das Letztere erwies sich nun leider in diesem Falle keineswegs als richtig, und alle Liebe und Verehrung für den Genius unseres größten Dichters vermag demselben den Vorwurf nicht zu ersparen, daß er die Nachsicht der Eltern und die unbefangene Hingebung Friederikens aus Schwäche gegen sein eigenes Herz in einer fast frevelhaft zu nennenden Weise getäuscht hat.

Aber die Gerechtigkeit gebietet hinzuzusetzen, daß er selbst sich zu keiner Zeit seines Lebens über diese seine schwerste Verschuldung verblendet oder dieselbe irgendwie zu beschönigen versucht hat, wenn er es auch unternahm, sie durch seine Erklärungen einigermaßen zu mildern.

Es geht aus den eigenen Lebensbekenntnissen des Dichters hervor und ist durch die später veröffentlichten Bruchstücke seiner damaligen Correspondenz mit vertrauten Freunden unzweifelhaft erwiesen, daß Goethe sich nicht lange einer ungestörten inneren Glücksempfindung in diesem seinem Verhältnisse erfreute. Nur in den ersten drei bis vier Monaten war es ihm beschieden, sich „in dem Taumel der süßesten Empfindungen zu wiegen" und glückselige Tage des neuen Liebeslebens träumerisch hinzuschlendern. Sein Erwachen begann mit der oben geschilderten offenen Erklärung seiner Liebe. Das ausgesprochene Wort, der Geliebten für immer angehören, sein ganzes Leben an das ihrige knüpfen zu wollen, zerriß plötzlich den Schleier, der seinen Blick umhüllt hatte. Vergebens suchte er die innere Stimme durch die immer erneuerte Leidenschaft seiner Aeußerungen in den Gedichten, welche er an die Geliebte richtete, zu übertäuben, und diese selbst, die zuweilen mit dem feinen Erkennen des weiblichen Herzens sein inneres Schwanken ahnte, über ihre Besorgnisse zu beruhigen. Das Erstere mißlang ihm, während das Letztere leider nur allzuwohl gelang. Er selbst gesteht in Dichtung und Wahrheit, „daß ihn sein leidenschaftliches Verhältniß zu Friederike nunmehr zu ängstigen begann". Selbst ihre Gegenwart wurde ihm „beängstigend", und doch konnte er sich nicht entschließen, auf den Verkehr mit ihr zu verzichten. Alle die weitläufigen Erklärungen, in denen er sich darüber ergeht, laufen immer auf Ein und Dasselbe hinaus: sein Ver-

stand sagte ihm, daß er Unrecht begehe, sich so frühzeitig für das Leben zu binden, und sein Herz konnte die Geliebte, deren treffliche Eigenschaften ihm in immer größerer Klarheit entgegentraten, nicht entbehren. Sie selbst, die Gute und Holde, blieb sich, wie er wiederholt bemerkt, immer gleich, sie schien nicht zu denken, noch denken zu wollen, daß dieses Verhältniß sich so bald endigen könne.

Wie hätte sie es auch gekonnt! Wie hätte sie ahnen können, daß der Geliebte, während er an ihrer Seite weilte, unmittelbar nach dem Geständniß seiner Liebe und nachdem er die herzlichste Versicherung ihrer Gegenliebe erhalten, um Pfingsten des Jahres 1771 aus Sesenheim an seinen Freund Salzmann schrieb: „daß seine Seele sich wie ein Wetterhahn im Winde schwankend drehe, und daß er um kein Haar glücklicher sei, nachdem er erlangt, was er gewünscht!" Wie konnte sie ahnen, daß er in demselben Briefe, frevelhaften Muthes, das Eingeständniß aussprechen werde, daß er, wie er noch nie in einer Liebe volles Genügen gefunden, ein solches auch schwerlich jemals finden, aber trotzdem nicht aufhören werde, wie es in dem Gleichnisse heißt, „wieder und wieder Kirschbäumchen zu pflanzen!" In den folgenden Briefen meldet er dem Freunde sogar, „daß die Kleine fortfahre, traurig krank zu sein, und daß mit ihm selbst das eigne Schuldbewußtsein herumgehe! Daß er „zwischen Thür' und Angel sitze", daß er „zu wachend sei, um nicht zu fühlen wie er nach Schatten greife", und daß er doch zu schwach, eben durch seine Liebe zu schwach sei, „die fesselnden Blumenketten zu zerreißen!"

Auch zerriß er sie nicht. Gewaltsamkeit des Entschlusses lag nicht in seiner Natur. Er suchte sie kaum zu lockern, und überließ es der Zeit, sie allmälig abzustreifen. Ja, es ist aus seiner

eigenen Darstellung und aus der Vergleichung aller sonst vorhandenen Zeugnisse ersichtlich, daß er selbst bei dem durch seine Rückkehr nach Frankfurt herbeigeführten Abschiede, die Geliebte sowohl als sich selbst über das Entscheidende dieser Trennung zu täuschen suchte. Die Erinnerung an diese letzten Sesenheimer Tage war ihm noch nach mehr als vierzig Jahren eine peinvolle. Was in denselben zwischen ihnen Beiden gesprochen und empfunden worden, bekennt er, „sei ihm nicht in der Erinnerung geblieben". Aber es steht zu lesen in seinen Gedichten, die ihn als mahnende Zeugen anklagen, in jenen verheißungsvollen Zeilen, in denen es heißt:

Hand in Hand und Lipp' auf Lippe,
Liebes Mädchen bleib mir treu!
Lebewohl! und manche Klippe
Fährt Dein Liebster noch vorbei.

— — — — —

Aber wenn er einst den Hafen
Nach dem Sturme wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter strafen,
Wenn er ohne Dich genießt!

— — — — —

War ich müßig Dir zur Seite,
Drängte noch der Kummer mich;
Doch in aller dieser Weite
Wirk' ich rasch und — nur für Dich!

Diese Zeilen, die er noch nach der Trennung von Straßburg und von der Geliebten, an Friederike richtete, werden auch den Inhalt der Versicherungen enthalten haben, mit denen er die weinende Geliebte und sich selbst über den Abschied zu trösten suchte, bei dem ihm, wie er selbst erzählt, „übel zu Muthe war".

Indeß alle diese Verheißungen sollten nicht in Erfüllung gehen. Die Trennung, wenn ihr auch nach neun Jahren ein kurzes Wiedersehen folgte, war eine ewige. Die Bedenklichkeiten gegen eine frühzeitige Ehe, und die zahlreichen äußeren Hindernisse, welche eine Verbindung des angesehenen Frankfurter Patriziersohnes mit einer einfachen, in die Atmosphäre der vornehmen Reichsstadt nicht hineinpassenden, Pfarrerstochter aus dem Elsässischen Dorfe im Wege standen, mußten sich mit doppelter Stärke in Goethe erheben, als der fesselnde Zauber der Gegenwart zerbrochen und der jugendliche Doctor juris wieder in die alten Frankfurter Verhältnisse eingetreten war, in denen sich ihm bald ganz andere Lebensaussichten darboten. Schon einmal, als er die Geliebte mit Schwester und Mutter in städtischer Umgebung zu Straßburg gesehen hatte, war ihm der Widerspruch, in welchem sich diese ländlichen Naturen zu städtischen Formen und Verhältnissen befanden, beängstigend vor die Seele getreten. Und nun gar, wenn er sich seinen pedantisch stolzen Vater, die schneidend scharf kritisirende Schwester, die Sippen und Freunde des Elternhauses, von deren Urtheil und Meinung er selbst von jeher mehr, als er sich eingestehen mochte, abhing, ihr gegenüber dachte! Wir wissen nicht, wie lange sein Schwanken gedauert haben mag. Aber endlich entschloß er sich. Er schrieb ihr den Scheidebrief.

Hören wir ihn selbst über sich selbst und lassen wir ihn sein eignes Urtheil aussprechen über seine That. Es ist das härteste, welches ein unparteiischer Richter fällen könnte, und wenn es eine Absolution für die Versündigung giebt, die er an diesem schönen und edlen weiblichen Wesen begangen, so gründet sie sich eben auf dieses volle und unumwundene Eingeständniß seines begangenen Unrechts.

„Die Antwort Friederikens auf meinen schriftlichen Abschied", so erzählt er, „zerriß mir das Herz. Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich zu mir, die sich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nur den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; stets empfand ich, daß sie mir fehlte, und was das Schlimmste war: ich konnte mir mein eignes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlassen; hier war ich zum ersten Male schuldig. Ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düsteren Reue bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe höchst peinlich."

Dies Gefühl der Schuld begleitete ihn lange durch sein Jugendleben. Er hatte es noch nicht ganz überwunden, als er, ein Dreißiger, über acht Jahre nach jenem Abschiede mit seinem fürstlichen Freunde die bekannte Schweizerreise antrat. Er konnte es nicht unterlassen, auf derselben Sesenheim noch einmal aufzusuchen. Der Brief, in welchem er seiner damaligen Geliebten, Charlotte von Stein, über dieses Wiedersehen berichtet, zeigt uns, wie edel und schön sich Friederike ihm gegenüber auch jetzt erwies, und wie ihr liebevoll gefaßtes Betragen sein Herz erleichterte. Es war den 25. September des Jahres 1779 als er von Selz aus allein nach Sesenheim hinüberritt. „Ich fand", so schreibt er, „die Familie, wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte, und wurde freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und still bin wie die Luft, so war mir der Athem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter hatte mich ehemals geliebt, schöner als ich's verdiente, und mehr als andere, an die ich viel Leiden-

schaft und Treue verschwendet habe. Ich mußte sie in einem Augenblicke verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete. Sie ging leise darüber weg, mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überblieben, betrug sich allerliebst vom ersten Augenblicke, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle in's Gesicht trat — daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jene Laube, da mußte ich sitzen, und so war's gut." Er fand sein Andenken so lebhaft in dem ganzen Kreise, als ob er kaum ein halb Jahr weg wäre. „Und so, setzt er hinzu, schied ich den andern Morgen, bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann." In dem lieblichen Gedichte, welches „Wiedersehen" überschrieben ist, hat der Dichter nach seiner Rückkehr von jener Reise dieser letzten Begegnung mit der Jugendgeliebten ein schönes Denkmal gesetzt. Der scheinbar chronologische Fehler, welcher in dem „zehnmal" des letzten Verses uns entgegentritt, ist nichts als eine künstlerische Licenz, welche sich der Dichter des Wohlklangs wegen gestattete. Das Gedicht ist ein Zwiegespräch, das der Dichter mit der vor Jahren verlassenen Geliebten beim Wiedersehen dichtet, und lautet:

Er.

Süße Freundin, noch Einen, nur Einen Kuß noch gewähre
Diesen Lippen! Warum bist Du mir heute so karg?
Gestern blühte wie heute der Baum; wir wechselten Küsse
Tausendfältig; dem Schwarm Bienen verglichst Du sie ja,

Wie sie den Blüten sich nah'n und saugen, schweben und wieder
Saugen und lieblicher Ton süßen Genusses erschallt.
Alle noch üben das holde Geschäft. Und wäre der Frühling
Uns vorübergefloh'n, eh' sich die Blüte zerstreut?

Sie.

Träume, lieblicher Freund, nur immer, rede von gestern!
Gerne hör' ich Dich an, drücke Dich redlich an's Herz.
Gestern, sagst Du? — Es war, ich weiß, ein köstliches Gestern;
Worte verklangen im Wort, Küsse verdrängten den Kuß.
Schmerzlich war's zu scheiden am Abende, traurig die lange
Nacht von gestern auf heut, die den Getrennten gebot.
Doch der Morgen kehret zurück. — Ach! daß mir indessen
Zehnmal, leider! der Baum Blüten und Früchte gebracht!

Ueber Friederikens Schicksale, nachdem Goethe sie im Jahre 1771 verlassen hatte, ist wenig Sicheres bekannt. Nachdem Goethe sie aufgegeben, hatte sich ein Straßburger Genosse desselben, der eitle, überspannte, auf Goethe's überlegenen Genius im Stillen neidische Reinhold Lenz, in die Familie einzuführen gewußt, und durch eine halb wahre, halb eingebildete Leidenschaft Friederike zu bewegen gesucht, ihm die näheren Umstände ihres Verhältnisses zu Goethe und vor allem dessen an sie gerichtete Briefe anzuvertrauen. Als sie dadurch mißtrauisch gegen ihn gemacht, sich mehr und mehr zurückzog und seine Besuche ablehnte, trieb er es bis zu den lächerlichsten Demonstrationen des Selbstmordes, so daß man ihn als einen halb Tollen aus dem Hause entfernen und zur Stadt schaffen mußte. So berichtet Goethe selbst nach Friederikens eignem mündlichen Berichte bei jener Zusammenkunft, wobei dieselbe ihn zugleich über die Absicht aufklärte, die Lenz gehabt, „ihm

zu schaden und ihn in der öffentlichen Meinung und sonst zu Grunde zu richten"; und dieser Bericht wird selbst durch die Vertheidigungsversuche des neuesten Biographen von Lenz*), soweit er Charakter und Handlungsweise dieser zerfahrenen, kindisch eitlen und unreifen Natur betrifft, in allem Wesentlichen nur bestätigt.

Friederike Brion blieb unvermählt. Sie wies wiederholte Anträge von Bewerbern zurück, weil Goethe's Bild ihrem Herzen ewig eingeprägt blieb. Nach dem Tode ihrer Eltern führte ihr Schicksal sie weit von der ländlichen Beschränktheit ihres Heimathsdorfes hinaus in die ferne fremde Welt. Sie suchte und fand Aufnahme in dem Hause einer Freundin zu Paris, die an einen dortigen Beamten verheirathet war. Jene Befürchtung Goethe's, daß sie in die Umgebung der großen Welt nicht passen werde, ging nicht in Erfüllung; denn es wird berichtet, daß sie sich in den feinen Gesellschaftskreisen von Versailles und Paris als eine angenehme Erscheinung bewegte. Sie blieb dort, bis die Schreckenszeit der Revolution sie in's Vaterland zurücktrieb, wo sie bis an ihr Ende in dem Hause ihres Schwagers, eines Pfarrers in Dießburg bei Offenburg, allgemein geliebt und als eine bereite Helferin und Wohlthäterin, ihre Tage in bescheidener Stille verlebte. „Ueber Goethe", — heißt es in dem Berichte, dem wir folgen, — „sprach sie stets nur mit Achtung; auf bittere Anspielungen über ihr Verhältniß zu ihm äußerte sie mit rührender Bescheidenheit: er sei zu groß, seine Laufbahn zu hoch gewesen, als daß er sie habe heimführen können**)".

---

*) Reinhold Lenz, Leben und Werke, von O. F. Gruppe. Berlin 1861.

**) Viehoff, Goethe's Leben II., 353.

Ophelia, in's deutsche Idyll übersetzt, — so steht sie vor uns da in ungetrübter Lieblichkeit, Reine und Bescheidenheit, verklärt von dem Herzen und der Kunst des größten Dichters der Liebe, den ihr Volk hervorgebracht, ein ewig leuchtender Stern an dem Himmel deutscher Liebes- und Jugend-Poesie, wie er dem Geliebten selbst, der ihre erste und einzige Liebe war, in seinem Leben nimmer wieder aufgegangen ist. An ihr selbst aber erfüllte sich das inhaltschwere Wort des Dichters:

Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergeh'n!

XI.

Maximiliane la Roche,

die Mutter

Bettina's.

Eine der anmuthigsten unter den Mittheilungen über Goethe's Frankfurter Jugend verdanken wir Bettinen.

Bekanntlich forderte Goethe im October des Jahres 1810 die damals fünfundzwanzigjährige Bettina Brentano, die Tochter einer seiner Jugendgeliebten Maximiliane La Roche, in einem Briefe auf: ihm, da er im Begriffe stehe, seine Lebenserinnerungen zu schreiben, bei dieser Arbeit eine Art von Hülfe zu leisten. Meine gute Mutter, schreibt er, ist abgeschieden und so manche Andere, die mir das Vergangene wieder hervorrufen könnten, das ich meistens vergessen habe. Nun hast du eine schöne Zeit mit der theueren Mutter gelebt, hast ihre Märchen und Anekdoten wiederholt vernommen, und trägst und hegst Alles im frischen belebenden Gedächtniß. Setze dich also nur gleich hin und schreibe nieder, was sich auf mich und die Meinigen bezieht, und du wirst mich dadurch sehr erfreuen und verbinden." —

Zu den Mittheilungen, welche diese Aufforderung zur Folge hatte, gehört denn auch die Geschichte von Goethe's Eislauf

auf dem Main, angethan mit dem rothen Sammetpelze, den er seiner zuschauenden Mutter abgenommen. Goethe hatte die Kunst des Schlittschuhlaufens erst spät zu den übrigen Leibesübungen, denen er sich in seiner Jugend hinzugeben liebte, erlernt. Es war im Winter nach seiner Rückkehr von Straßburg, als er, im dreiundzwanzigsten Jahre stehend und bereits wohlbestallter Advocat in seiner Vaterstadt, von Klopstocks Preishymnen auf die edle Kunst des Eislaufs begeistert, an einem heitern Wintermorgen sich zu dem ersten Versuche in derselben entschloß, wo er es denn, wie er selbst berichtet, „durch Uebung, Nachdenken und Beharrlichkeit bald zu einer gewissen Fertigkeit brachte". Denn schon zwei Jahre später war er im Stande, mit andern Freunden künstliche Tanztouren auf dem Eise auszuführen, zu deren Anschauen die Damen seines Kreises hinausgeladen waren. Auch Goethe's Mutter war hinausgefahren, und erzählte später den kleinen Zug jugendlichen scherzenden Uebermuths, dessen auch Goethe im sechzehnten Buche von Dichtung und Wahrheit gedenkt, nach Bettinen's Berichte in folgender Weise:

„An einem hellen Wintermorgen", — so schreibt Bettina an Goethe*), — „an dem deine Mutter Gäste hatte, machtest du ihr den Vorschlag, mit den Fremden an den Main zu fahren". „„Mutter, sie hat mich ja doch noch nicht Schlittschuh laufen sehen, und das Wetter ist heute so schön."" „Ich zog meinen karmoisinrothen Pelz an, der einen langen Schlepp hatte und vornherunter mit goldenen Spangen zugemacht war, und so fahren wir denn hinaus; da schleift mein Sohn herum wie ein Pfeil zwischen den andern durch, die Luft hatte ihm die Backen roth gemacht und der Puder war aus seinen braunen Haaren

*) Briefwechsel mit einem Kinde Th. II., S. 261—262.

geflogen. Wie er nun den karmoisinrothen Pelz sieht, kommt er herbei an die Kutsche und lacht mich ganz freundlich an. Nun, was willst du? sag ich. Ei Mutter, sie hat ja doch nicht kalt im Wagen, gebe sie mir ihren Sammetrock. — Du wirst ihn doch nicht gar anziehen wollen? — Freilich will ich ihn anziehen! — Ich zieh halt meinen prächtig warmen Rock aus, er zieht ihn an, schlägt die Schleppe über den Arm, und da fährt er hin; wie ein Göttersohn auf dem Eis. — So was Schönes giebt's nicht mehr; ich klatschte in die Hände vor Lust. Mein Lebtag seh ich noch, wie er den einen Brückenbogen hinaus und den andern wieder hineinlief, und wie da der Wind ihm den Schlepp lang hinten nach trug. Damals war deine Mutter mit auf dem Eis, der wollte er gefallen."

Dieses Motiv hat Kaulbach, wie er pflegt, mit künstlerischer Freiheit behandelt. Er hat die Staatskarosse, in welcher die Frau Rath mit ihren Gästen und Freundinnen saß, weggelassen, um die Personen, auf die es ankommt, näher aneinanderrücken und deutlicher zeigen zu können; und er hat sich ebenso die Freiheit genommen, den Kopf des jugendlichen Goethe-Apollo und die im Winde flatternden „ambrosischen Locken" nicht mit der „braunen Pelzmütze" zu bedecken, deren Goethe selbst in der Erzählung dieses kleinen Vorfalls ausdrücklich und sogar mit dem Zusatze erwähnt, daß ihn dieselbe zu dem goldbeschnürten rothen Sammetpelze der Mutter „nicht übel gekleidet habe". Aber der Künstler wollte lieber gegen die Ueberlieferung und gegen die Realität des „grimmig kalten" Wintertages fehlen, als auf die volle Wirkung des unbedeckten Hauptes mit dem frei wallenden, über der Stirn sich emporbäumenden Lockenhaare verzichten, das dem Götterjüngling, der damals wie ein leuchtendes Meteor an dem Himmel der guten Philisterstadt Frankfurt em-

vorgestiegen war, so schön und ausdrucksvoll charakterisirt. In der That würde der mütterliche „Sammetpelz" allein, zumal in dem Grau der Zeichnung, in welchem die rothe Farbe fehlt — nicht ausreichend sein, die „als Eitelkeit" getadelte Sonderbarkeit und Excentrizität, über welche die ehrbaren Frankfurter von damals die bezopften Köpfe schüttelten und die man ihm, wie er selbst berichtet, „unter seinen Anomalien wohl später im Ernst und Scherze wieder vorrechnete," als solche kräftig genug für uns Spätgeborne hervorzuheben. Denn das sittengeschichtlich Merkwürdige und Interessante dieses ganzen Zuges aus dem Leben des jugendlichen Dichters besteht hauptsächlich darin, daß damals der philisterhafte Sinn der Deutschen in Allem und Jedem noch unendlich größer und verbreiteter war als vierzig bis fünfzig Jahre später, wo der Dichter selbst es von sich rühmen durfte, daß er sein Theil dazu gethan, seine Nation von der Philisterei zu befreien:

> Ihr könnt mir immer ungescheut,
> Wie Blücher'n, Denkmal setzen.
> Er hat von Franzen Euch befreit,
> Ich von Philister-Netzen.

Nach den Worten, mit welchen Bettina die Frau Rath ihre Erzählung schließen läßt, war die Mutter Bettinens bei jener oben geschilderten Scene anwesend, und diese war es, welcher der jugendliche Dichter mit seiner improvisirten romantischen Drapirung „gefallen wollte". Kaulbach hat diesen Zug benutzt, um die Vermittelung der Frauengruppe am Uferrande mit dem dahinschwebenden Jünglinge herzustellen, der mit seitwärts gewendetem Haupte die großen Feueraugen auf die zarte Frauengestalt richtet, welche, halb an ihre mütterliche Freundin gelehnt,

mit der erhobenen Rechten im Begriff steht, einen Schneeball dem Flüchtlinge nachzuwerfen. Es ist gleichsam der Preisapfel der Schönheit, den hier, umgekehrt wie in der griechischen Preisfabel, die schöne Frau dem Jünglinge zuzuerkennen scheint, dessen Halbgottschöne neben den bezopften Perrücken-Philistern um ihn her nur um so siegreicher und stolzer hervortritt. Die schöne zarte Frau aber mit dem liebenswürdigen Kindergesichte voll unbefangener Heiterkeit und anmuthiger Neckerei ist Maximiliane La Roche, die älteste Tochter der geistreichen Schriftstellerin und Freundin Wielands, Sophie La Roche.

In der Zeit, in welche dieser geschilderte Schlittschuhlauf fällt, bildete das Verhältniß zu Maximiliane La Roche eine der bedeutendsten Herzensepisoden des vielliebenden und vielgeliebten jungen Dichters. Auf einer seiner Streifereien durch das schöne Main- und Rhein-Land, die er uns mit so unnachahmlicher Anmuth in seiner Selbstbiographie beschrieben hat, war er auch, von Ems aus, nach Ehrenbreitstein gekommen, und hatte, vorher empfohlen durch seinen Darmstädter Freund Merk, die Bekanntschaft der dort am Fuße des Schloßberges lebenden Familie La Roche gemacht. Freundlich aufgenommen, war er bald als ein Glied der Familie betrachtet worden. Mit dem Vater verband ihn, wie er selbst erzählt, dessen heiterer Weltsinn, mit der Mutter sein belletristisches und sentimentalisches Wesen und Streben, mit den Töchtern seine Jugend. Unter den letzteren war es vorzüglich die älteste Tochter, Maximiliane oder Maxe genannt, welche ihn „gar bald besonders anzog". Er hatte eben erst seine Wetzlarer Verhältnisse abgebrochen, und sein Herz war gerade weich genug gestimmt, um neuen Eindrücken sich leicht und willig hinzugeben. „Es ist", wie er bei dieser Gelegenheit bemerkt, „eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leiden-

schaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehen und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter."

Dieser Doppelglanz seiner beiden damaligen Himmelslichter sollte seinen poetischen Schein auf die Werther-Dichtung werfen, in welcher ihm zu dem Bilde der Lotte nicht nur die Wetzlar'sche Braut seines Freundes Kestner, sondern auch die liebenswürdige Gestalt Maximilianens von La Roche gesessen hat, mit der ihn sehr bald eine Art Werther'schen Verhältnisses verbinden sollte. Maximiliane wird uns geschildert als eine höchst anmuthige Erscheinung, etwas klein und zart gebaut, von zierlichstem Wuchse, mit dunkelschwarzen Augen und der reinsten blühendsten Gesichtsfarbe. Die Neigung, welche Goethe für sie vom ersten Augenblicke an faßte, ward genährt durch längeres ungestörtes Beisammensein, und als er sich von dem La Roche'schen Hause losriß, um nach Frankfurt zurückzukehren, nahm er eine Liebesleidenschaft mit sich im Herzen fort, die durch eine sonderbare Verkettung der Umstände ihn bald in ähnlich verwirrende Halbverhältnisse verstricken sollten, wie diejenigen gewesen waren, aus denen er sich in Wetzlar nicht ohne Mühe losgemacht hatte.

Die in jenen Zeiten wegen der gefühlsseligen Zartheit ihrer Schriften und Romane gerühmte und gefeierte Mutter Maximilianens, Frau Sophie La Roche, war nämlich in gewissen Verhältnissen des praktischen Lebens keineswegs erfüllt und beherrscht von dem zarten und gefühlvollen Geiste, den ihre Dichtungen athmeten. Dies zeigt sich am Besten durch die Art und Weise, wie sie das Herzensschicksal und die Verheirathung ihrer beiden Töchter gestaltete, die sie beide so früh als möglich durch sogenannte „gute Partien" zu versorgen beflissen war, unbe-

kümmert, ob das wahre Glück derselben dadurch gefördert werde. So nöthigte sie ihre jüngere und schönere Tochter Louise den kurtrierischen Hofrath Möser, einen wüsten und gemeinen Menschen, zu heirathen. Eine höchst unglückliche Ehe war die Folge davon, und Goethe's Mutter sprach laut ihren Unwillen aus über die Schriftstellerin, welche durch ihre Schriften das Glück der Frauen zu befördern sich angelegen sein lasse, während sie ihre eigenen Töchter durch aufgezwungene Ehen unglücklich mache. Denn auch Maximiliane hatte dasselbe Schicksal erfahren. Sie hatte, kurze Zeit nach Goethe's Entfernung, da dieser sich gegen die Mutter zu der vielleicht von derselben gehofften Erklärung nicht hatte entschließen mögen, auf Betrieb der Mutter einem reichen Kaufmanne in Frankfurt ihre Hand ohne ihr Herz geben müssen. Herr Brentano war Wittwer und Vater von fünf unerzogenen Kindern; er war zugleich an Alter, Lebensanschauung, Sitten und Bildung wesentlich von dem jungen Mädchen verschieden, das die mütterliche Tyrannei ihm als zweite Gattin überlieferte. Eine Lebensschilderung Sophiens von La Roche in der Zeitschrift „Freya"*) nennt ihn einen rauhen, geizigen und beschränkten Menschen. Wenn auch dies Urtheil zu hart scheinen dürfte, so wird es doch gewissermaßen bekräftigt durch den Bericht, welchen wir in einem Briefe J. H. Merk's an seine Gattin von einem Zeitgenossen über diese Verbindung besitzen. Dieser Brief, geschrieben am 29. Januar 1774, lautet in der Uebersetzung des französischen Originals**), wie folgt:

„Vorige Woche war ich in Frankfurt, um unsere Freundin Sophie La Roche zu sehen. Die Heirath, welche sie ihre Tochter

*) Freya. Erster Jahrgang. 1861. S. 273—284.

**) S. Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merk, herausgegeben von Wagner (Leipzig 1847), S. 85. N. 32.

(eben die vorgenannte Maximiliane) einzugehen bewogen hat, ist eine sehr wunderliche Partie. Der Mann ist zwar noch leidlich jung, aber mit fünf Kindern beladen; übrigens zwar reich, aber ein Kaufmann, der über seinen Beruf hinaus wenig Geist besitzt. Es war mir eine traurige Erscheinung, unsere Freundin unter den Häringstonnen und Käsevorräthen aufzusuchen — und ich wollte, du hättest sehen können, wie Madame de La Roche sich ausnahm gegenüber all' den Redensarten und dem Geschwätz dieser feisten Kaufleute, deren üppige Diners sie auszuhalten und deren schwerfällige Personagen sie zu amüsiren hatte. Es kamen arge Scenen vor, und ich weiß nicht, ob sie nicht doch von dem Gewichte ihrer Reue erdrückt werden wird. Goethe ist bereits Hausfreund dort, er spielt mit den Kindern, und begleitet das Klavierspiel der jungen Hausfrau. Herr Brentano, obgleich als Italiener gehörig eifersüchtig, hat ihn lieb gewonnen und will durchaus, daß er so oft als möglich sein Haus besuche." — In einem vierzehn Tage später geschriebenen Briefe, in welchem Merk seiner Frau von Goethe's großen literarischen Erfolgen berichtet und das Aufsehen vorhersagt, welches dessen neuer zu Ostern des Jahres erscheinender Roman (Werther's Leiden) erregen werde, heißt es zum Schlusse: „Daneben hat er die kleine Brentano zu trösten über den sie umgebenden Oel- und Häringsgeruch und die Manieren ihres Ehemannes!"

Wir sehen, die Verheirathung Maximilianens und Goethe's erneuter Verkehr mit derselben fielen gerade in die Zeit, in welcher das Schicksal des jungen Jerusalem, der sich in Wetzlar erschoß, verbunden mit seinen eigenen Wetzlarer Erinnerungen den Plan und die Ausführung des „Werther" in ihm gezeitigt hatte. Er meldete die Nachricht, daß die Geliebte nach Frankfurt heirathete, an Frau Jacobi auf eine Weise, die fast wie Glücks-

empfindung klingt. „Maxe La Roche", so schreibt er am Sylvestertage 1773 der Freundin, „heirathet hierher; ihr Künftiger scheint ein Mann mit dem sich leben läßt, und also heisa u. s. w." Die Entfernung seiner Schwester Cornelie, welche sechs Wochen zuvor als Gattin Schlosser's Frankfurt und das elterliche Haus verlassen und dadurch eine empfindliche Lücke in sein Leben gerissen hatte, schien ihm jetzt ersetzt zu werden durch die Nähe eines Wesens, dem er sich gleichfalls in herzlichstem Vertrauen und gegenseitiger liebevoller Neigung verbunden empfand. Er schrieb darüber bald nach Maximilianens Ankunft und Verheirathung an die obengenannte Freundin im Februar des Jahres 1774: „Diese dritthalb Wochen her ist geschwärmt worden, und nun sind wir so zufrieden und glücklich als man's sein kann. Wir, sage ich, — denn seit dem 15. Januar ist keine Branche meiner Existenz einsam. Und das Schicksal, mit dem ich mich so oft herumgebissen habe, wird jetzt höflich betitelt das schöne weise Schicksal, denn gewiß, das ist die erste Gabe, seit es mir meine Schwester nahm, die das Ansehen eines Aequivalents hat. Die Maxe ist noch immer der Engel, der mit den simpelsten und werthesten Eigenschaften Aller Herzen an sich zieht, und das Gefühl, das ich für sie habe, worin ihr Mann eine Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens." Zwar schildert er diesen Mann im Verfolge des Briefes als „einen würdigen Mann von offenem starken Charakter, großer Schärfe des Verstandes und höchst tüchtig zu seinem Geschäfte"; aber der Umstand, daß die junge Frau ihrerseits doch eben eines Freundes, wie Goethe es war, zur Ausfüllung ihres Herzens und ihrer geistigen Bedürfnisse benöthigt war, spricht deutlich genug dafür, daß die Ehe Maximilianens keine glücklich befriedigende und daß Merk's Schilderung derselben wohl so ziemlich die richtige war.

Goethe selbst hat dies in seinen späteren Lebensbekenntnissen auf die ihm eigene schonende Weise angedeutet und zugleich die peinlichen Verwicklungen geschildert, in welche ihn selbst jene Herzensneigung bald genug verstrickte. Er erzählt im dreizehnten Buche von Dichtung und Wahrheit, wie Maximilianens Mutter, Frau von La Roche, bei ihren oft wiederholten Besuchen in dem Hause ihrer Tochter „sich nicht recht in den Zustand finden konnte, den sie doch selbst ausgewählt hatte“; wie sie, „anstatt sich darin behaglich zu fühlen oder zu irgend einer Veränderung Anlaß zu geben, sich in Klagen erging, so daß man wirklich denken mußte, ihre Tochter sei unglücklich, ob man gleich, da ihr nichts abging, (?) und ihr Gemahl ihr nichts verwehrte, nicht wohl einsah, worin das Unglück eigentlich bestände“. „Mein früheres Verhältniß zu der jungen Frau“, heißt es dann weiter, — „eigentlich ein geschwisterliches, ward nach der Heirath fortgesetzt. Meine Jahre sagten den ihrigen zu, ich war der einzige in dem ganzen Kreise, an dem sie noch einen Widerklang jener geistigen Töne vernahm, an die sie von Jugend auf gewöhnt war. Wir lebten in einem kindlichen Vertrauen zusammen fort, und ob sich gleich nichts Leidenschaftliches in unseren Umgang mischte, so war er doch peinigend genug, weil auch sie sich in ihre Umgebung nicht zu finden wußte und, obwohl mit Glücksgütern gesegnet, aus dem heiteren Thal Ehrenbreitstein und einer fröhlichen Jugend in ein düster gelegenes Handelshaus versetzt, sich schon als Mutter von einigen Stiefkindern benehmen sollte. In so viel neue Familienverhältnisse war ich ohne wirklichen Antheil, ohne Mitwirkung eingeklemmt. War man mit einander zufrieden, so schien sich das von selbst zu verstehen, aber die meisten Theilnehmer wendeten sich in verdrießlichen Fällen an mich, die ich durch eine lebhafte

Theilnahme mehr zu verschlimmern als zu verbessern pflegte. Es dauerte nicht lange, so wurde mir dieser Zustand unerträglich; aller Lebensverdruß, der aus solchen Halbverhältnissen hervorzugehen pflegt, schien doppelt nnd dreifach auf mir zu lasten, und es bedurfte eines neuen gewaltsamen Entschlusses, mich auch hiervon zu befreien."

Allerdings stimmen die Berichte der verschiedenen Epochen nicht eben wohl zusammen. Aber der Goethe, der als Vierundsechzigjähriger diese Schilderung seiner Frankfurter Zustände und seines, doch von ihm selbst als „Leidenschaft" bezeichneten Verhältnisses zu Maximiliane Brentano niederschrieb, empfand eben anders und kühler als der Vierundzwanzigjährige, der diese Dinge erlebte, und der sehr wohl wußte, daß ein junges Wesen wie diese seine Maximiliane, auch wenn ihr äußerlich „nichts abging", doch in einer Ehe und in einer Umgebung, in welcher der von ihr geliebte Goethe „der einzige war, an dem sie noch einen Widerklang jener geistigen Töne vernahm, an die sie von Jugend auf gewöhnt war", sich sehr unglücklich fühlen konnte und fühlen mußte!

Maximiliane war erst siebzehn Jahre alt gewesen, als der Wille ihrer Mutter sie mit Brentano verheirathete. Sie starb in der Blüte des Lebens, nur siebenunddreißig Jahre alt, 1793. Von ihren drei Töchtern erbte die 1785 zu Frankfurt geborene Elisabeth, später nur Bettina genannt, die begeisterte Leidenschaft für den Freund ihrer Mutter.

Kehren wir jetzt noch einmal zurück zu dem Kaulbach'schen Bilde, das uns die reizende Episode aus dieser Jugendliebe des Dichters mit so vollendeter Anmuth und Schönheit vorführt. Bei dem Anblicke dieser leicht auf den stahlbeflügelten Sohlen dahinschwebenden Göttergestalt, die, halb Appollon, halb Hermes,

das stolze Jünglingshaupt der jungen Schönen wie Abschied nehmend, zuwendet, kommt uns unwillkürlich jenes Gedicht aus Goethe's Jugendzeit in die Seele, das ohne Zweifel dieser Periode seines Frankfurter Lebens die Entstehung verdankt:

Sorglos über die Fläche weg,
Wo vom kühnsten Wager die Bahn
Dir nicht vorgegraben — du siehst,
Mache dir selber Bahn!

Stille, Liebchen, mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir!

Wohl hat er sich selber „Bahn gemacht" auf seinem Lebensgange, in Regionen, wo keine Bahn ihm „vorgegraben" war vom „kühnsten Wager". Aber er hat auch brechen lassen, was brechen mochte, sicher, daß es nicht *sein* Herz war, daß von seinem Dahinschweben gebrochen ward. Diesem Herzen waren Neigung und Leidenschaft damals und noch lange nachher Bedürfniß und tägliches Brod; er konnte und er wollte sie nicht entbehren. Aber die Leidenschaft, die er suchte, beherrschte ihn nicht als Tyrannin. Ein Gott hatte ihm gegeben sie auszusprechen, zu sagen, was er empfand und litt, und dies Aussprechen war für ihn immer zugleich Befreiung und Herstellung. Sein Herz war wie die Natur, von der er in jenem herrlichen Fragmente, das ein Alexander von Humboldt für Goethe's schönstes Gedicht erklärte, preisend ausruft:

„Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie; was war, kommt nicht wieder. Alles ist neu und doch immer das Alte. — — Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste

Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben. Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein, und spornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg und schwer, und schüttelt ihn immer wieder auf. Sie giebt Bedürfnisse, weil sie Bewegung liebt; jedes Bedürfniß ist eine Wohlthat, schnell befriedigt, schnell wieder erwachsend. Giebt sie eins mehr, so ist's ein neuer Quell der Lust, aber sie kommt bald in's Gleichgewicht. — Ihre Krone ist die Liebe; nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen, und Alles will sich verschlingen. Sie hat Alles isolirt um Alles zusammenzuziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie sich für ein Leben voll Mühe schadlos. Sie ist Alles; sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und quält sich selbst. Sie ist rauh und gelinde, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles ist immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht; Gegenwart ist ihr Ewigkeit." —

Gegenwart! — sie war auch Ewigkeit diesem Dichterherzen, das in allen den zahlreichen Phasen seiner Erregung und Bewegung immerdar dasselbe, das eine war und blieb. Gab ihm dies Herz ein neues Bedürfniß, so war ihm dasselbe eine neue Wohlthat, schnell befriedigt, ebenso schnell wieder neu erwachsend, ein „neuer Quell der Lust" dieses Herzens, das ebensobald wieder in's Gleichgewicht kam. Wer das tadeln und schelten will, der muß zugleich hinzufügen, daß er auch verzichten wolle auf die Früchte, die diesem Herzen entsprossen, um diesen Preis, um dieser seiner Beschaffenheit willen entsprossen, — auf Dichtungen wie der „Werther" und die unsterblichen Lieder der Frankfurter Jugendzeit, die höchsten und reinsten Töne leidenvoller Leiden-

schaft, die jemals einem Menschenherzen entquollen sind, und an denen sich die spätesten Geschlechter noch erquicken und laben werden, so lange die Sprache währt, in der sie gedichtet sind. —

Zu dem Goethe in Frankfurt gehört, wie im Bilde so im Leben, auch die Gestalt seiner Mutter, von der er „die Frohnatur und die Lust zum Fabuliren" geerbt zu haben sich rühmte. Aber die eingehende Charakteristik dieser herrlichen Frau muß einem eignen Aufsatze vorbehalten bleiben. Nur das Eine will ich hier noch bemerken, daß die „Frau Rath" vielleicht die Einzige in Goethe's nächster Frankfurter Umgebung war, welche mit dem ihr eigenen Tiefblicke es erkannte, daß die Trennung von Frankfurt für den Dichter des Werther eine Nothwendigkeit sei, und welcher zugleich der Genius und seine freie Entfaltung höher standen, als das Glück, den einzigen Sohn um sich und in ihrer Nähe zu haben, während der etwas philisterhafte Vater, als ächter Typus des engherzigen Frankfurter Bürgerthums jener Zeit, bekanntlich einem solchen Schritte der Trennung von der Vaterstadt durchaus abgeneigt und entgegen war. Aber der Sohn wußte besser, was ihm frommte, als er trotz aller Abmahnungen des Vaters und der zahlreichen besorgten Freunde seine Segel aufspannte und mit dem befrachteten Schiffe den Hafen Frankfurt verließ. Die Befürchtungen, welche ihn begleiteten, waren grundlos. Denn, wie er später in dem Gedichte „Seefahrt" sang, — „er stand männlich an dem Steuer": —

Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen;
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen,
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern!

Frau Katharina Elisabeth Goethe aber konnte schon zwei Jahre nach jener auf unserm Bilde dargestellten Frankfurter Jugendepisode ihrem Freunde, dem dänischen Consul Schönborn nach Algier schreiben: daß „der singulare Mensch", ihr Sohn „der Doctor", nachdem er sich den Winter von 1775 bis 1776 „als Gast des Herzogs von Weimar in dessen Residenzstadt aufgehalten und die dortigen Herrschaften durch Vorlesung seines noch ungedruckten Werkchens unterhalten, auch das Schlittschuhfahren und andern guten Geschmack daselbst eingeführt, und sich dadurch Dieselben sowohl, als auch in der Nachbarschaft viele Hohe und Vornehme zu Freunden gemacht habe". „Jemehr nun aber", — heißt es weiter in diesem Briefe der Mutter, — „der Herzog den Doctor kennen lernte, desto weniger konnte er ihn entbehren und prüfte seine Gaben hinlänglich, die er so beschaffen fand, daß er ihn endlich zu seinem geheimen Legationsrathe mit Sitz und Stimme im geheimen Conseil ernannte. Da sitzt nun der Poët und fügt sich in sein neues Fach bestmöglich."

Wir wissen jetzt achtundachtzig Jahre später, daß er noch etwas mehr in Weimar gethan und dort und im deutschen Vaterlande noch etwas mehr als „das Schlittschuhlaufen und andern guten Geschmack eingeführt" hat. Aber auch seine Frankfurter Jugenderinnerungen, die Erinnerungen an die liebenswürdige Maximiliane folgten ihm nach in die neue Heimath, und die Tochter der Jugendgeliebten, Bettina war es, die dieselben in dem Herzen des Sechzigjährigen wieder erneuern sollte.

XII.

Lili.

In dem Jugendleben Goethe's gehört das Verhältniß, welches den Dichter des Werther und Götz, des Clavigo und Faust fast ein Jahr lang mit der unter dem Namen Lili gefeierten schönen Frankfurterin verband, schon darum zu den eigenartigsten und interessantesten, weil es das einzige war, welches den jungen Dichter bis hart an die Schwelle der Ehe führte, und weil die Erinnerung daran noch über ein halbes Jahrhundert später den Greis gegen seinen Eckermann das Geständniß ablegen ließ: daß dies Weib eigentlich seine erste wie seine letzte wahre Liebe gewesen sei. Wir dürfen freilich dies Geständniß nicht ganz wörtlich nehmen; doch wird man im Verlaufe unserer Darstellung sehen, daß und wieviel Wahrheit in demselben enthalten ist, aber es tritt uns auch in dieser Lili eines jener weiblichen Wesen entgegen, dem ein günstiges Schicksal das Glück gewährt hat, das Leben und Dasein des Genius streifend zu berühren und von ihm in den Kreis derjenigen gezogen zu werden, die er in Versen und Prosa unsterblich gemacht hat. Denn an sie knüpfen sich viele seiner schönsten Jugendlieder, und der letzte Versuch des Greises, seine

Jugend schildernd sich zurückzurufen, wird von der Erinnerung an diese Gestalt wie von einem Strahle der scheidenden Sonne erleuchtet. Nur freilich, daß dem Achtzigjährigen die Kraft gebrach, diese Episode mit demselben poetischen Feuer und derselben Meisterschaft zu schildern, die uns in der Darstellung seiner Sesenheimer Liebesgeschichte entzücken. Das Gefühl der Erinnerung war noch lebendig klar in dem Greise, aber es ist die kühle Klarheit des Mondlichts, die über dem Gemälde jener Jugendtage und ihres Jugendrausches in Lust und Leid der Liebe ausgebreitet liegt. Glücklicherweise besitzen wir in seinen Dichtungen und Jugendliedern andere Quellen, welche den Mangel des lebendigen Kolorits in dieser Darstellung ersetzen, von der der große Dichter selbst gesteht, „daß ihr die Fülle einer Jugend fehle, die sich fühlt und nicht weiß, wo sie mit Kraft und Vermögen hinaus soll".

Anna Elisabeth Schönemann, geboren den 23. Juni 1758, war die einzige Tochter eines großen Frankfurter Bankiers und Handelsherrn, nach dessen frühem Tode (1763) die Mutter, eine feingebildete gescheidte Französin, eine geborene d'Orville, ebenso das Geschäft wie das in fürstlichem Style geführte Leben des Hauses fortsetzte. Elisabeth, oder wie man sie in der Familie nannte, Lili, war trotz ihrer Jugend, sie zählte damals, als Goethe sie kennen lernte, erst 16 Jahre, das glänzende Gestirn des Lebens in diesem Hause, in welchem sich Alles zusammen fand, was an bedeutenden Personen, fremden und einheimischen, zu den höheren Kreisen der vornehmen Gesellschaft Frankfurts gehörte. Goethe war bis dahin dieser Gesellschaft fern geblieben, die weder zu der bürgerlichen Beschränktheit seines Vaterhauses, noch zu seinen eigenen excentrischen Neigungen, seinem genialen Sturm- und Drangtreiben

zu passen schien. Aber je mehr er selbst sich fern gehalten hatte, desto begieriger war man im Schönemannschen Hause gewesen, den jungen Dichter kennen zu lernen, der damals in Frankfurt wie in der literarischen Welt „der Löwe" des Tages war, und von dessen Seltsamkeiten und Genialitäten man sich in Frankfurt, wie einst in Straßburg und in Sesenheim, das Wunderbarste zu erzählen wußte. Mutter und Tochter waren gespannt darauf, den jungen Mann, neben dem kein anderer Name aufzukommen vermochte, in der Nähe zu sehen, und es fand sich bald ein dienstwilliger Freund bereit, die Annäherung einzuleiten, welche durch den breiten Styl des geselligen Lebens, wie es sich gastlich frei und ungezwungen in jenem Hause bewegte, sehr erleichtert ward.

An einem Dezemberabende des Jahres 1774 sah sich Goethe plötzlich von einem Bekannten aufgefordert, denselben in das Schönemannsche Haus zu einer musikalischen Abendgesellschaft zu begleiten. Hören wir ihn selbst weiter. „Es war schon spät, doch weil ich Alles aus dem Stegreif liebte, folgte ich ihm, wie gewöhnlich, anständig angezogen. Wir traten in ein Zimmer gleicher Erde, in das eigentliche Wohnzimmer. Die Gesellschaft war zahlreich, ein Flügel stand in der Mitte, an den sich sogleich die einzige Tochter des Hauses setzte und mit bedeutender Fertigkeit und Anmuth spielte. Ich stand am untern Ende des Flügels, um ihre Gestalt und ihr Wesen nahe genug bemerken zu können. Sie hatte etwas Kindartiges in ihrem Betragen, die Bewegungen, wozu das Spiel sie nöthigte, waren anmuthig und leicht. Nach geendigter Sonate trat sie an's Ende des Piano's mir gegenüber, wir begrüßten uns ohne weitere Rede, denn ein Quartett war schon angegangen. Am Schlusse trat ich etwas näher und sagte einiges Verbindliche. —

Sie wußte sehr artig meine Worte zu erwidern, behielt ihre Stellung und ich die meinige. Ich konnte bemerken, daß ich ganz eigentlich zur Schau stand — und ich will nicht leugnen, daß ich eine Anziehungskraft von der sanftesten Art zu empfinden glaubte." — Um so lieber war es ihm daher, als beim Abschiede Mutter und Tochter ihm den Wunsch zu erkennen gaben, seinen Besuch bald wiederholt zu sehen. Er ließ sich das nicht umsonst gesagt sein, und — bald war es um seine Ruhe geschehen.

Die „unbarmherzige Schönheit" der reizenden, in allen kleinen Künsten liebenswürdiger Gefallsucht durch Naturanlage und gesellschaftliche Uebung früh zur Meisterschaft ausgebildeten sechzehnjährigen Blondine, welche mit und neben dem Reize jener kindlichen Unbefangenheit des Behabens die vollendete Sicherheit der Weltdame und das starke Bewußtsein ihrer Stellung und ihrer Vorzüge verband, war nur zu bald Meister über sein unbeständiges Herz. Sie ward es um so leichter, und seine Sclaverei ward um so vollständiger, je neuer für ihn eine Erscheinung wie Lili war. In allen seinen früheren Liebschaften, von dem treuen Leipziger Annchen, das er mit seinen Grillen und Launen bis zur Verzweiflung gequält, und von der liebenswürdigen Sesenheimer Pfarrerstochter, mit deren tiefer Neigung er sein grausames poetisches Spiel getrieben, bis zu Anna Sibilla Münch, dem liebenswürdigen Frankfurter Bürgerkinde, der Freundin seiner Schwester Cornelie, die seine Eltern nur allzugern als Gattin des Sohnes gesehen hätten, war er bisher derjenige gewesen, der sich als eine Art poetischer Königssohn zu der niedern Schäferin gleichsam herabgelassen hatte. Diesmal aber waren die Rollen vertauscht. An geselliger Stellung, an Rang, Reichthum wie an Weltgewandt-

heit war Lili die Höherstehende, ihm Ueberlegene. Sie war die Prinzessin, die sich zu ihm herabließ; und Goethe war von früh an empfänglich für solche Lebensbedingungen. Zwar in das tiefste geistige Wesen des sechsundzwanzigjährigen Dichters, der seiner Kraft und seiner Aufgabe sich vorahnend bewußt, die höchsten Probleme der Menschheit, Faust und Prometheus, in seinem Busen trug, vermochte das sechzehnjährige Mädchen nicht zu dringen; aber er konnte es nicht verhindern, daß ihre Schönheit und ihre Jugend seinen Sinn berauschten und der poetische Zauber ihrer Anmuth und sieggewohnten Liebenswürdigkeit sein Herz in Fesseln schlug.

Er hatte sich bisher noch immer von allen Liebesverhältnissen wieder freigemacht, in die ihn Jugendsehnsucht und ein nie versiegendes Bedürfniß poetischer Herzensanregung verstrickt hatten, und er hatte im dunklen Gefühle, daß sein Genius zu voller Entfaltung, der Freiheit von bürgerlichen Lebensbanden bedürfe, gerade jetzt erst ein Verhältniß, eben das zu jener jungen Frankfurterin, Anna Münch, abgebrochen, obschon alles sich vereinte, die Erfüllung desselben durch die Ehe zu begünstigen. Jetzt war es auf's Neue aus mit seinem Frieden und seiner Freiheit, und diesmal besaß er nicht die Kraft, den Zauber zu durchbrechen, mit dem ihn die reizende Koketterie Lili's mehr und mehr zu umspinnen begann. Er opferte ihr seine Lebensgewohnheiten, seine Naturlust, seine wilde Scheu vor rauschender und glänzender Gesellschaft in vornehmen Zirkeln, Bällen, Concerten, Spielsoiréen, die Zufriedenheit seiner Eltern, seine Erinnerung sogar an frühere Liebesfreuden und Leiden, den stillen Fleiß seiner Studien, die Lust an den poetischen Entwürfen, die seine Seele füllten — das alles, alles opferte er auf, nur um sie zu sehen, in ihrer Nähe zu weilen,

nicht einmal als bevorzugter und begünstigter Liebhaber, sondern nur als gerngesehener Verehrer des verwöhnten, sich seiner Macht freuenden schönen Kindes, das durch den Reiz seiner unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit Jung und Alt bezauberte.

Der innere Widerstreit, in welchem er sich dadurch mit seinem eigentlichen Selbst befand, ist in seinen Lebensaufzeichnungen ausgesprochen; aber wir bedürfen derselben nicht einmal um seine Lage zu verstehen. Denn viel deutlicher und energischer noch spricht sich dieses Auf und Ab seiner Empfindungen in jenen entzückenden Liedern aus, welche dieser Stimmung ihre Entstehung verdanken. So jener erste Aufschrei seines Herzens in dem reizenden Liede:

Herz, mein Herz, was soll das geben ꝛc.

das mit dem bezeichnenden Ausrufe: „Liebe, Liebe, laß mich los!“ schließt. — Aber die Liebe ließ ihn diesmal nicht los; „das Zauberfädchen“ schien unzerreißbar, und das erste Gedicht fand seine Fortsetzung in jenem zweiten, ebenfalls an Lili, die hier „Belinda“ genannt ist, gerichteten Liede, das seine Klage ausspricht über die ihm auferlegte bittre Nothwendigkeit, sich in dem nichtigen Glanze leerer Geselligkeit der Liebsten zu Gefallen umhertreiben, ihr zu Liebe die schönsten Mondscheinabende „am Spieltische“ aushalten und „oft so unerträglichen Gesichtern sich gegenübergestellt“ sehen zu müssen. Aber doch schließt dies Gedicht noch mit dem Bekenntnisse, daß die Geliebte ihn das alles vergessen lasse:

Reizender ist mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo Du Engel bist, ist Lieb und Güte,
Wo Du bist, Natur.

Das Verhältniß war allmälig ein engeres geworden. Der junge Dichter hatte von den Lippen des reizenden Wesens das Geständniß gehört, daß sie anfänglich auch an ihm nur die Kraft ihrer Gabe anzuziehen habe versuchen wollen, daß sie aber dafür ihre Strafe dadurch gefunden habe, daß sie auch ihrerseits von ihm angezogen und gefesselt worden sei. Sein Herz jubelte auf bei diesem Geständnisse, und das „Mailied" überschriebene Lied

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur ꝛc.

ist der Ausdruck des Entzückens, mit welchem er diese Kunde vernahm. Doch gab es auch nur zu bald Stunden, in welchen ihn das Gefühl einer gewissen innerlichen Unzusammengehörigkeit, verbunden mit der peinigenden Empfindung, welche Lili's Lust an Bethätigung ihrer unwiderstehlichen „Anziehungsgabe", — wie er die Koketterie des leichtherzigen, weniger tief angelegten als glänzend begabten, aber eben wegen dieser heitern Leichtherzigkeit nur um so unwiderstehlicheren Mädchens nennt — fast zur Verzweiflung brachte. Aus dieser Stimmung entstand das kleine Drama Erwin und Elmire, in welchem die Gefallsucht einer Geliebten, die dem Liebhaber zur Pein wird, das Thema bildete. Es mochte eine Warnung für Lili sein sollen, und da diese Warnung noch nicht stark genug war, so verstärkte er die Gabe in dem Gedichte Lili's Park, das Kaulbach mit seinem Bilde verkörpert hat.

Das Gedicht selbst bedarf kaum einer weiteren Erklärung. Die prosaische Schilderung, in welcher Goethe im letzten Theile von Dichtung und Wahrheit das Bestreben der reizenden Zauberin inmitten des Schwarmes ihrer jungen und ältern Verehrer dargestellt hat, wird hier poetisch zu dem Bilde einer mo-

dernen Circe, die umgeben von einem Gehege verzauberter Thiere, unter denen Goethe selbst, der Ungeberdige, oft genug „brummend“ unzufrieden Schmollende, als Bär figurirt. Die gewandte Leichtigkeit und artige Neckerei, mit der die Schöne jedem ihrer Verehrer etwas Artiges und Freundliches zu spenden wußte, wird in dem Gedichte durch das Futterkörbchen veranschaulicht, aus welchem sie jeder Kreatur eine Gabe zuzuwerfen weiß. Es ist ein Gelegenheitsgedicht im vollen Sinne des Worts, ein geistreicher Scherz, mit der Schnelligkeit und dreisten Sicherheit des jugendlichen Genius hingeworfen, nach einem solchen Gesellschaftsabende, an welchem Lili ihre Gabe, alle Welt anzuziehen, mit ganz besonderer Meisterschaft und zu ganz besonderer Unzufriedenheit Goethe's geübt haben mochte. Aber es ist ein Scherz, dem auch der Ernst nicht fehlt. Wenn Lili am Tage nach jenem Abende das ihr zugesandte Blatt las, in dessen wild hingewühlten Zeilen ihr das Bild ihrer Koketterie in sprechender Klarheit entgegentrat, — da mochte sie doch wohl betroffen werden über den fast drohenden Ernst des Schlusses, mit welchem der Dichter ausruft:

Und Ich! — Götter, ist's in euren Händen,
Dieses dumpfe Zauberwerk zu enden,
Wie dank' ich, wenn Ihr mir die Freiheit schafft! —
Doch — sendet ihr mir keine Hülfe nieder —
Nicht ganz umsonst reck' ich so meine Glieder:
Ich fühl's, — ich schwör's! Noch hab' ich Kraft!

Und es sollte sich zeigen, daß er sie hatte, wenn wir nicht lieber sagen wollen: es sollte sich zeigen, daß die Verstrickung doch nicht fest, die Gewalt der Neigung, die ihm die Zauberin eingeflößt hatte, doch nicht stark genug gewesen war, um eine alles

vergessende, alles überwindende Leidenschaft daraus hervorgehen zu lassen, jene Leidenschaft der Liebe, die alles duldet, alles trägt, die „stark ist wie der Tod und fest wie Scheol ihr Wille". Diese Liebe, wenn er sie je gekannt, hat Goethe erst später empfunden, als es zu spät war für sein Glück.

Der weitere Verlauf seines Liebeshandels mit der schönen Lili ist folgender. Goethe schmachtete fort in den Fesseln, ohne sie weder zerreißen, noch sein Verhältniß zu einem bestimmten Abschlusse bringen zu können; und Lili, die reizend Uebermüthige wiegte sich mit Behagen in der Herrschaft, die sie über den schönsten und begabtesten jungen Mann ihres Kreises ausübte, ohne selbst den inneren zwingenden Drang zu fühlen, ihre sechzehnjährige Freiheit um das Band der Ehe hinzugeben. Das gab denn ein quälendes Verhältniß, welches zuletzt beide Liebende gleichzeitig peinigte und drückte, bis ein Deus oder vielmehr eine Dea ex machina, ihnen zu Hülfe kam. Eine mit beiden Familien befreundete Person, eine alte Jungfer, Demoiselle Delf in Heidelberg, als energische Vorsteherin eines Handelshauses in Geschäften aller Art gewandt und zum Heirathstiften eben so geschickt als geneigt, legte sich ins Mittel. Sie durchschaute die Lage, kannte die geheimen Wünsche und Hoffnungen der beiden Liebenden und beschloß, der unerträglichen Lage ein Ende zu machen. Sie unterhandelte mit den Eltern, die auf beiden Seiten dieser Verbindung eigentlich abgeneigt waren, und es gelang ihr schließlich, die Einwilligung derselben zu erwirken. „Gebt Euch die Hände!" rief sie mit ihrem pathetisch gebieterischen Wesen, als sie eines Abends den Liebenden die Nachricht von dem glücklichen Erfolge ihrer Bemühungen brachte. „Ich stand," so erzählt uns Goethe, „Lili gegenüber und reichte meine Hand dar, Sie legte die Ihre, zwar nicht zaudernd, doch langsam hinein.

Nach einem tiefen Athemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme." Diese Schilderung des Moments, die den unzweifelhaften Stempel der Wahrheit trägt, ist sehr charakteristisch; sie läßt uns die weitere Entwickelung schon an der Schwelle vorausahnen.

Diese Entwicklung war keine glückliche, und konnte keine solche sein. Zunächst war die von der eifrigen Vermittlerin im heftigem Anlaufe den beiderseitigen Eltern der Liebenden abgedrungene Einwilligung keine aufrichtige. In der reichen Bankierfamilie hatte man mit der einzigen Tochter höher hinausgewollt, und der junge Dichter, ohne Stellung in der Welt und ohne vornehme Familienverbindungen, war dort keineswegs ein wünschenswerther oder auch nur genehmer Bräutigam für die von so vielen Seiten umworbene Tochter. In Goethe's Familie war es nicht viel anders. Der alte bürgerlich beschränkte und dabei doch sehr hochmüthige kaiserliche Titularrath Goethe, wollte von der „Staatsdame", wie er die schöne Bankierstochter nannte, als Schwiegertochter nichts wissen; der Mutter Goethe war sie auch nicht recht, und Goethe's Schwester Cornelie, damals bereits ohne Neigung an Schlosser verheirathet, war und blieb vollends eine entschiedene Gegnerin dieser Verbindung ihres Bruders. Die übereilt gegebene Einwilligung der Eltern ließ diese Gefühle der Abneigung unverändert, ja sie brachte dieselben, wie es in ähnlichen Fällen zu geschehen pflegt, erst recht zum Bewußtsein und vermehrte ihre Stärke. Die Folge war ein unerfreulicher Zustand auf allen Seiten. Die Familien blieben ohne Zusammenhang, es entwickelte sich keinerlei Umgangsverkehr zwischen ihnen, und was das Schlimmste war, auch bei Goethe selbst regte sich, nachdem der erste Freudenrausch verflogen war, ein Gefühl der äußerlichen und innerlichen Unzusammengehörigkeit nur um so stärker,

je weniger Billigung seine Verlobung rings um ihn her fand und je weniger er sich verhehlen konnte, daß Lili's Neigung für ihn keineswegs stark genug sei, sie vergessen zu machen, daß sie mit dieser Verbindung eigentlich ein Opfer bringe und aus gewohnten glänzenden äußern Verhältnissen in solche trete, deren Enge und Beschränktheit ihr durchaus nicht zusagen konnten. — Und er selbst? Wenn er in sein eigenes Innere blickte, fand er keineswegs jene völlige Gewißheit seiner selbst, die den Liebenden über alle Hindernisse im starken Schwunge der Leidenschaft hinwegträgt. Wohl war seinem jungen Dichterherzen die Erregung der Liebe Bedürfniß und Lebensluft, aber gegen die Fessel der Ehe, die ihn voraussichtlich für immer an die Frankfurter Scholle band, gegen das unwiderrufliche Aufgeben seiner Freiheit und jener Sehnsucht, die ihn ins Weite lockte, sträubte sich der Genius in ihm. Verstand und Herz, Ueberlegung und Empfindung, geriethen in immer stärkeren Widerstreit, den freilich die Gewalt der Gegenwart immer wieder zu beschwichtigen vermochte, ohne ihn doch völlig ausgleichen und aufheben zu können. So ward die Verlobung, welche ihn mit der Geliebten für immer verbinden sollte, der Anfang des Endes.

Goethe hatte nun, wie er sich ausdrückt, Gelegenheit erhalten „zu erfahren, wie es einem Bräutigam zu Muthe sei“. Aber diese Erfahrung war für ihn keine angenehme, und wenn wir seine damals geschriebenen Briefe an die Gräfin Auguste Stolberg, die Schwester seiner beiden bald zu erwähnenden Freunde, lesen, so gewinnen wir einen weit tieferen Einblick in den Zustand seines unruhig bewegten Innern, als ihn uns seine spätere Darstellung im letzten Theile von Dichtung und Wahrheit zu gewähren vermag. Es geht aus diesen Briefen unzweifelhaft hervor, daß die Liebe zu dem jungen reizenden Weltkinde Lili,

an deren Seite er oft auf feurigem Rosse durch die grünen Fluren Frankfurts dahinsprengte, und deren süßen Stimme er mit Entzücken lauschte, wenn sie ihm die Lieder am Klavier sang, die er für sie gedichtet, sein Herz nicht ganz, nicht allein erfüllte, daß er nicht umhin konnte, auch an andern „recht lieben und edlen weiblichen Seelen" einen Antheil zu nehmen, der die Grenzlinie der Freundschaft bei der damals in ihm und um ihn her herrschenden Gefühlsüberspannung nicht immer einhielt. Selbst das Bedürfniß jenes Briefwechsels mit der jungen Gräfin Stolberg ist ein Zeichen, daß ihn sein Verhältniß zu Lili nicht ganz ausfüllte, und die damals entstandene Dichtung „Stella" ist eigentlich nur der Ausdruck derselben Empfindung. Zwar bemühte er sich zu gleicher Zeit, in Frankfurt für seine Verbindung mit Lili sich eine bürgerliche Stellung zu begründen, und Lili empfand es schwer, daß ihn diese Bemühungen öfter und mehr als ihr lieb war, ihrem Dienste entzogen; aber insgeheim lähmte ihn dabei doch immer wieder der Gedanke, daß doch Alles, was er in Frankfurt erlangen könne, nicht hinreichen werde, den Bedürfnissen und Lebensgewohnheiten seiner Verlobten zu entsprechen. Dazu kam, daß die bereits damals mit dem jungen Fürsten von Weimar angeknüpfte Bekanntschaft und die von demselben erhaltene Einladung nach Weimar ihn in die Ferne lockte, hinaus aus den Beschränkungen des verknöcherten reichsstädtischen Lebens, aus „der quetschenden Enge" eines bürgerlich prosaischen Daseins, hinaus in eine freiere Welt der Unabhängigkeit, wie sie der poetische Geist jener Sturm- und Drangperiode sich auszumalen liebte. Dahin deutet es, wenn er in dem in jenen Tagen seines wundersamen Hin- und Herschwankens gedichteten Drama, Claudine von Villa Bella den abentheuernden Rugantino ausrufen läßt: „Wo habt Ihr einen Schauplatz

des Lebens für mich? Eure bürgerliche Gesellschaft ist mir unerträglich? Will ich arbeiten, so muß ich Knecht sein; will ich mich lustig machen, muß ich Knecht sein! Muß nicht einer der halbweg was werth ist, lieber in die weite Welt gehen?"

In die weite Welt ging er nun zwar für's Erste nicht, wohl aber in die Schweiz, wozu ihn die beiden jungen Grafen Stolberg bei einem Besuche, den sie ihm in Frankfurt abstatteten, dringend aufforderten. Er nahm ihre Aufforderung um so lieber an, als seine innere Unruhe über das Verhältniß, in welches er sich verstrickt sah, bis zu einem solchen peinigenden Grade gewachsen war, daß er sich „zu aller und jeder Thätigkeit unfähig fühlte". Mit unbestimmter Andeutung seines Vorsatzes, „aber ohne Abschied" trennte er sich von Lili. Er wollte „den Versuch machen, ob er sie entbehren könne"! Wer solchen Versuch unternimmt, ist schon entschieden. — Sein Vater bestärkte ihn in dem Reiseentschlusse aufs Aeußerste, und rieth dringend, die Reise bis nach Italien auszudehnen; denn auch dem Herrn Rath schien Entfernung und zwar eine möglichst lange als das beste Mittel, um die ihm widerwärtige Verbindung auf anständige Art zu lösen.

Unterwegs besuchte Goethe seine Schwester Cornelie in Emmendingen. Sie empfahl, ja „befahl" ihm, wie er sich bezeichnend ausdrückt, eine Trennung von Lili gleichfalls auf das Dringendste. Die willensstarke, unbeugsam energische, aller Sentimentalität todfeindliche, äußerlich reizlose, und von jeder sinnlichen Ader freie Cornelie Goethe war innerlich und äußerlich der schärfste Gegensatz zu Lili, der sich denken läßt, ihre Abneigung gegen dieselbe daher um so tiefer, und die Herrschaft, welche ihr männlicher Geist über den weicheren Bruder ausübte, fast eine unbeschränkte zu nennen. Sie verstand es, ihn im

gegenwärtigen Falle bei der Seite zu fassen, wo er am leichtesten zugänglich war, indem sie ihm sein Festhalten an der Verbindung mit Lili, als eine Ungerechtigkeit gegen diese klüglich darzustellen wußte. Es schien ihr, wie sie ihm sagte, grausam, ein solches Frauenzimmer, von dem sie sich die höchsten Begriffe gemacht hätte, aus ihrer glänzenden, lebhaft bewegten Existenz herauszuzerren, und in ein Haus und in Verhältnisse wie die des Goethe'schen Vaterhauses zu versetzen, deren Enge und Schwere sie selbst nur allzuhart empfunden hatte. Ja, sie gab ihm zu verstehen, daß Lili selbst eine heimliche Scheu und Abneigung gegen eine solche Verpflanzung hege. Er schied von der Schwester, im Innern überzeugt, doch ohne sich zu Entschluß und Versprechen aufraffen zu können, „mit dem räthselhaften Gefühle im Herzen, woran die Leidenschaft sich fortnährt; denn Amor, das Kind hält sich noch hartnäckig fest am Kleide der Hoffnung, eben als sie schon starken Schritts sich zu entfernen den Anlauf nimmt."

Wohl lüftete und weitete ihm der Anblick der Schweiz mit der Welt ihrer Naturwunder die Seele aus. Er sang auf dem Züricher See jenes herrliche Lied, das mit den Worten beginnt:

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt.
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!

und er begegnete den immer wiederkehrenden Träumen seines wunden Herzens mit dem ermunternden Zurufe:

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg du Traum, so gold du bist.
Hier auch Lieb' und Leben ist!

Aber in all' der Entzückung, mit der er von den grünumkränzten Höhen niederblickte auf die Schönheit des herrlichen Sees, kam ihm doch immer wieder die Empfindung für sie, die Empfindung, daß er selbst all' dies gegenwärtige Glück nur voll genieße durch die Liebe, die er für sie im Herzen trage:

Wenn ich, liebe Lili, Dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, Dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück! —

Er ging nicht nach Italien. An der Schwelle kehrte er um; sein Herz zog ihn zurück in die Heimath, unwiderstehlich, unaufhaltsam. Auch hatte er das dunkle Gefühl, daß für ihn Italien noch nicht an der Zeit sei.

Drei Monate hatte seine Reise gewährt, drei Monate hatte er die Geliebte entbehrt. Jetzt sah er sie wieder, fühlte er sich wieder in den alten schmerzlich süßen Banden. Noch drei andere Monate verlebte er in den gleichen Zuständen, denen er sich durch seine Schweizer Fluchtreise hatte entziehen wollen. „Ich vermied nicht und konnte nicht vermeiden, Lili zu sehen; es war ein schonender zarter Zustand zwischen uns beiden. Ich war unterrichtet, man habe sie in meiner Abwesenheit völlig überzeugt, sie müsse sich von mir trennen, und dieses sei um so nothwendiger, ja thunlicher, als ich durch meine Reise und eine ganz willkürliche Abwesenheit mich genugsam selbst erklärt habe. Dieselben Lokalitäten jedoch, in Stadt und auf dem Lande, dieselben Personen, mit allem Bisherigen vertraut, ließen denn doch kaum die beiden noch immer Liebenden, obgleich auf wundersame Weise auseinander Gezogenen, ohne Berührung. Es war ein verwünschter Zustand, der sich in ge-

wissem Sinne dem Hades, dem Zusammensein jener glücklich unglücklichen Abgeschiedenen verglich. Es gab Augenblicke, wo die vergangenen Tage sich wieder herzustellen schienen, aber gleich wie wetterleuchtende Gespenster verschwanden."

So Goethe der Greis, ein halbes Jahrhundert später. Aber anders lautet der Bericht des Sechsundzwanzigjährigen in den, im Momente selbst geschriebenen Briefen an Auguste Stolberg, zumal in dem vom 3. August, wenige Tage nach der Rückkehr datirten Briefe, den er in dem Wohnzimmer der Geliebten, das er in ihrer Abwesenheit betreten, an ihrem Schreibtische auf's Papier „hinwühlte", während die Geliebte, die ihn sehr überrascht bei ihrem Eintritte in ihrem Allerheiligsten fand, sich im Nebenzimmer zum gemeinsamen Spazierritte umkleidete: „Hier", so schreibt er, „hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitere Tage ich trübe, ich! . . Vergebens, daß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr, tausend neue Gegenstände in alle Sinnen sog; und ich sitze wieder in Offenbach, so vereinfacht wie ein Kind, so beschränkt als ein Papagei auf der Stange." Und dann kommt, nach vielen Ausrufen und Gedankenstrichseufzern, wie sie den Briefen jener Periode eigen sind, das merkwürdige Geständniß: „Unseliges Schicksal, das mir keinen Mittelzustand erlauben will. Entweder auf einen Punkt, fassend, anklammernd, oder schweifend gegen alle vier Winde!" —

Aber neben diesem Wertherisch gefühlvollen Goethe steht zu gleicher Zeit noch ein anderer, der das in den letzten Worten liegende Thema an seinen cynischen Freund Merk in denselben Tagen in einem ganz andern Tone anschlägt. „Ich bin wieder garstig gestrandet", schreibt er im August nach der Rückkehr

von der Schweizerreise an Merk (S. Briefe an Merk I, S. 69), „und möchte mir tausend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war. Ich passe wieder auf neue Gelegenheit abzudrücken; nur möcht' ich wissen, ob Du mir im Fall mit einigem Geld beistehen wolltest nur zum ersten Sprung. Allenfalls magst Du meinem Vater nächstens klärlich beweisen, daß er mich auf's Frühjahr nach Italien schicken müsse; d. h. zu Ende dieses Jahres muß ich fort. Daur' es kaum bis dahin, auf diesem Bassin herumzugondoliren, und auf die Frösch' und Spinnenjagd auszuziehen!" — Gewiß, das klingt anders, als die empfindsame Ueberschwänglichkeit in den Briefen an die feinfühlende, reichsgräfliche, nie gesehene Seelenfreundin. Es lebten eben wie in Faust's, so auch in Goethe's Brust „zwei Seelen", deren eine „sich von der andern trennen wollte".

Und sie trennten sich. Der Zustand ward immer unhaltbarer und unleidlicher. Schwester Cornelia schürte und drängte immer gewaltsamer. Zwischenträgerische Freunde, denen er leider sein Ohr nicht verschloß, berichteten ihm, daß Lili selbst geäußert, sie fühle sich wohl die Kraft, wenn es sein müsse, alle ihre Verhältnisse abzubrechen und mit ihm nach Amerika zu gehen, aber nicht den Muth, sich in der Enge seines Vaterhauses zu begraben. Freundin Auguste deutete ihm an, daß doch der geistige Abstand zwischen ihm und Lili allzugroß und ein tieferer Zusammenhang der letztern mit ihm deshalb unmöglich sei. Er gab das zu, „aber eben dieser Abstand", schrieb er ihr zurück, „mache für ihn das Band nur noch fester". Er war gerade frei und klar genug einzusehen, daß Lili's Unberührtheit von der herrschenden Sentimentalität, ihr gesunder, klarer, tüchtiger Sinn, ihr ehrenwerther Charakter, ihre heitere

Selbstgewißheit und anmuthige Sicherheit sie vor allen Frauen, die er je gekannt hatte, sehr zu ihrem Vortheile auszeichneten. Und wenn man endlich jenes oben erwähnte Geständniß des Greises gegen Eckermann dazu nimmt, so kann man sich letztlich des Schlusses nicht enthalten: daß es für den Menschen Goethe ein Unglück war, daß die Trennung von Lili, zu der ihn doch im Grunde nicht eigner freier Entschluß, sondern vorzugsweise äußere Umstände, die drängenden Abmahnungen der Seinen, der Widerwille der Schwester, die Zwischenträgereien falscher Freunde und eine gewisse Schwäche seines eignen, aus Härte und Weichheit wunderbar gemischten Charakters bewogen, ihm das Glück einer Verbindung mit einem Weibe entrissen, welches, Alles in Allem genommen, dem Besten seines menschlichen Wesens ebenbürtig war, und von der er noch fünfzig Jahre später, im Hinblick auf alle jene Umstände zu bekennen sich gedrungen fühlte: „In ihr allein glaubt' ich, wußt' ich, lag eine Kraft, die das Alles überwältigt hätte". Diese Worte sind das schönste Ehrenzeugniß für Lili, und sie sind zugleich das Bekenntniß einer Schuld, oder wenn man lieber will, eines schweren Fehlers von Seiten Goethe's, eines Fehlers, den er schwer gebüßt hat. „Denn alle Schuld rächt sich auf Erden!"

Wie das Verlöbniß nicht förmlich und offenkundig gewesen war, so war auch die Trennung keine offene und förmliche. Er leerte den Becher der schmerzenvollen Lust, den er sich gefüllt hatte, bis zum letzten Tropfen, während er sich vergebens durch Arbeiten wie durch Zerstreuungen aller Art, durch Hazardspielen und durch eine neue Liebschaft zu übertäuben suchte. Es gelang ihm nicht, und er sah mehr und mehr, daß Flucht aus der Nähe der noch immer Geliebten für ihn die

einzige Rettung sei. Wahrhaft poetisch und rührend ist die Schilderung jenes späten October-Abends, wo er, schon zur Flucht entschlossen, in seinen Mantel gehüllt zum letztenmale durch die dunklen Straßen der Vaterstadt schlich, um, wenn nicht von ihr, so doch von dem Hause, das sie umschloß, den letzten Abschied zu nehmen. „Sie wohnte im Erdgeschosse eines Eckhauses, die grünen Rouleaux waren niedergelassen; ich konnte aber recht gut bemerken, daß die Lichter am gewöhnlichen Platze standen. Bald hörte ich sie zum Claviere singen; es war das Lied: „Ach, wie ziehst Du mich unwiderstehlich!" das nicht ganz vor einem Jahre an sie gedichtet ward. Es mußte mir scheinen, daß sie es ausdrucksvoller sänge als jemals, ich konnte es deutlich, Wort für Wort verstehen. — Nachdem sie es zu Ende gesungen, sah ich an dem Schatten, der auf die Rouleaux fiel, daß sie aufgestanden war. Sie ging hin und wieder, aber vergebens suchte ich den Umriß ihres lieblichen Wesens durch das dichte Gewebe zu erforschen. „Nur der feste Vorsatz mich wegzubegeben" (er wollte nach Weimar gehen), „ihr nicht durch meine Gegenwart beschwerlich zu sein, ihr wirklich zu entsagen, und die Vorstellung, was für ein seltsames Aufsehen mein Wiedererscheinen machen müßte, konnte mich entscheiden, die so liebe Nähe zu verlassen."

Er ging, um nicht wiederzukehren. In Weimar umgab ihn eine Welt neuer Verhältnisse, deren Wogen bald genug über ihm zusammenschlugen, und ihm zuerst fast die Besinnung raubten. Doch lebte Lili's Bild noch immer in seinem Herzen fort. In einem Briefe an seinen Freund, den jungen Herzog Karl August, vom 24. December 1775, — (derselbe fehlt in dem so eben erschienenen Briefwechsel Goethe's und Karl Augusts), — schreibt er von Waldeck aus: „Wie ich so in der

Nacht gegen das Fichtengebirg ritt, kam das Gefühl der Vergangenheit, meines Schicksals und meiner Liebe über mich und ich sang so bei mir selber:

Holde Lili, warst so lang
All' meine Lust und all' mein Sang.
Bist, ach! nun all' mein Schmerz, und doch
All' mein Sang bist Du noch".

Zusatz zur dritten Auflage.

Lili verheirathete sich im Sommer 1776, anderthalb Jahre nach Goethe's Fortgange von Frankfurt, mit einem reichen Bankier Bernhard von Türkheim zu Straßburg, woselbst Goethe sie auf der, im Herbst des Jahres 1779 mit seinem fürstlichen Freunde, dem Herzoge Karl August, unternommenen Schweizerreise, als glückliche Gattin und Mutter wiedersah (S. Briefe an Frau von Stein I, S. 246). Siebenundzwanzig Jahre später, am 14. October 1806, in den Schreckenstagen nach der Jenaer Schlacht führte ein junger französischer Husarenoffizier Goethe aus seinem bedrohten Hause auf das Schloß. Es war ein Sohn seiner einst geliebten Lili! (S. Riemer: Mittheilungen über Goethe I, S. 263.)

Seit jenem oben erwähnten letzten Wiedersehen und dieser Begegnung mit ihrem Sohne hatte Goethe nichts mehr von seiner Jugendverlobten vernommen. Erst als achtzigjähriger Greis sollte er durch den schriftlichen Bericht einer Freundin erfahren, wie tief und innig dieselbe an ihm gehangen und welch' dankbares Andenken sie dem Geliebten ihrer Jugend be-

wahrt hatte. Diesen Bericht, von dem ich seit Jahren durch einen Verwandten der Schreiberin Kunde besaß, ohne ihn mittheilen zu dürfen, ist jetzt veröffentlicht*), und bildet ein schönstes Ehrenzeugniß für den großen Dichter nicht minder, wie für die Frau, an welche sein Leben dauernd zu knüpfen ihn das Schicksal verhinderte. Es war die Gräfin Henriette von Egloffstein, Schwester der Weimarischen Hofmarschallin, in zweiter Ehe verheirathet mit dem Hannoverschen Oberforstmeister, General von Beaulieu-Marconnay, — die Mutter der drei mit Goethe nahe befreundeten Gräfinnen Julie (Malerin), Caroline und Auguste von Egloffstein, — welche in den Jahren 1793 und 1794 die Bekanntschaft der Frau von Türkheim (Lili's) machte, und von ihr beauftragt wurde dem ihr befreundeten Dichter die Mittheilungen zur Kenntniß zu bringen, welche jene ihr über ihr Verhältniß zu Goethe vertrauensvoll gemacht hatte. Sie that es — nach langen Jahren — in dem folgenden schriftlichen an Goethe gesendeten Berichte, den Niemand ohne Bewegung lesen wird:

„Die an mich ergangene Aufforderung: dasjenige, was sich in Bezug auf eine der edelsten Frauen meinem Gedächtnisse unauslöschlich eingeprägt hat, schriftlich mitzutheilen, erfüllt mich mit wehmüthiger Freude, weil ich mich dadurch berechtigt sehe, das heilige Vermächtniß, welches die Treffliche einst in meinem Herzen niederlegte, dem einzig geliebten Freunde ihrer Jugend, zu übergeben und auf diese Weise dem Vertrauen zu entsprechen, dessen sie mich vor einer langen Reihe von Jahren würdigte."

„Ich muß in diese zurückkehren und bemerken: daß zur Zeit der französischen Revolution, namentlich Anno 1793 und 1794,

*) In den „Grenzboten" XXVIII, II, Nr. 32 (1869), S. 202—204.

die Fürstenthümer Anspach und Bayreuth mit Emigranten überfüllt waren, besonders Erlangen, wo ich mich damals aufhielt, und sehr zurückgezogen lebte. Um so mehr mußte es mich überraschen, zu hören, es befände sich unter den Ausgewanderten eine Frau von Türkheim, die großes Verlangen trage, mich kennen zu lernen. Ich konnte mir keinen andern Grund ihres lebhaft geäußerten Wunsches denken, als die Wahrscheinlichkeit: sie bedürfe vielleicht meiner Unterstützung, und dies bewog mich, trotz meiner eigenthümlichen Abneigung vor neuen Bekanntschaften, Frau von Türkheim zu besuchen."

Der Eindruck, den ihre Persönlichkeit im ersten Momente auf mich machte, läßt sich mit wenig Worten bezeichnen. Ich glaubte Iphigenie vor mir zu sehen. Die hohe, schlanke Gestalt, der milde, schwermüthige Ausdruck ihrer zwar verblühten, aber doch noch immer anmuthigen Gesichtszüge*), und vor allem die erhabene Würde, die sich in ihrem ganzen Wesen aussprach, riefen mir jenes Ideal edelster Weiblichkeit, so wie es Goethe darstellte, unwillkürlich vor die Seele, — sonderbar genug, da keine Ideenverbindung stattfinden konnte, indem ich nicht die leiseste Ahnung davon hatte, daß Frau von Türkheim und der große Dichter jemals in vertrauter Beziehung standen. Ich sollte aber bald erkennen, wie richtig mich meine Gefühle geleitet. Denn die vortreffliche Frau gestand mir mit rührender Offenheit: sie habe erfahren, in welcher engen Verbindung ich mit Weimar stünde, und bloß deshalb meine Bekanntschaft gewünscht, um etwas Näheres von Goethe's Leben und Schicksalen zu vernehmen, den sie „den Schöpfer ihrer moralischen Existenz" nannte. Die Innigkeit, ja, ich darf sagen die Begeisterung, womit sie von ihm sprach, rührte mich unaussprech-

*) Lili war damals fünfunddreißig Jahre alt. A. St.

lich, und vermehrte meine hohe Meinung von dem verehrten Manne, den ich damals leider noch nicht persönlich kannte."

„Dieser Umstand verhinderte mich, dem Wunsche seiner Jugendfreundin Genüge zu leisten. Allein die theure Frau ließ es mich nicht entgelten, und von jenem Augenblicke an entspann sich das herzlichste Freundschaftsverhältniß zwischen uns Beiden. So lange ich lebe werde ich an die genuß- und lehrreichen Stunden mit tief bewegter Seele denken, die ich bei Frau von Türkheim zubrachte, und ihre Tugenden zum Vorbilde nehmen."

„Im Laufe unserer traulichen Unterhaltungen erzählte sie mir die Geschichte ihres Herzens, aus welcher ich deutlich ersah, daß sie, wenn auch nicht vollkommen glücklich, doch mit ihrem Schicksal zufrieden war, weil — Goethe es ihr vorgezeichnet hatte. Mit seltener Aufrichtigkeit gestand mir Frau von Türkheim: „„ihre Leidenschaft für denselben sei mächtiger als Pflicht- und Tugendgefühl in ihr gewesen; und wenn seine Großmuth die Opfer, welche sie ihm bringen wollte, nicht standhaft zurückgewiesen hätte, so würde sie späterhin, ihrer Selbstachtung und der bürgerlichen Ehre beraubt, auf die Vergangenheit zurückgeschaut haben, welche ihr jetzt im Gegentheil nur beseeligende Erinnerungen darbiete. Seinem Edelsinne verdanke sie einzig und allein ihre geistige Ausbildung, an der Seite eines würdigen Gatten und den Kreis hoffnungsvoller Kinder, in welchem sie Ersatz für alle Leiden fände, die der Himmel ihr auferlegt. Sie müsse sich daher als sein Geschöpf betrachten, und bis zum letzten Hauch ihres Lebens mit religiöser Verehrung an seinem Bilde hangen. Da ihr aller Wahrscheinlichkeit nach nicht vergönnt sein würde, Goethe'n wieder zu sehen, so bäte sie mich: dem unvergeßlichen Freunde, wenn ich ihn einst von An-

gesicht zu Angesicht schaute und sich eine schickliche Gelegenheit fände, dasjenige mitzutheilen, was sie mir in dieser Absicht anvertraut habe.‟ ‟

„Ihre Worte hatte ich treu bewahrt; aber eine solche Gelegenheit fand sich nicht. Ich war damals noch zu jung und dem hochverehrten Meister gegenüber viel zu schüchtern, als daß ich es hätte wagen dürfen einen so überaus delikaten Gegenstand zu berühren. Späterhin führte mich mein Geschick aus seiner Nähe, und während mancher kurzen Anwesenheit in Weimar hielt mich die Furcht: durch meine Taubheit lästig zu werden, davon ab, das ehemalige Verhältniß mit demselben wieder anzuknüpfen. Schon hatte ich die Hoffnung aufgegeben, mich jenes heiligen Auftrages entledigen zu können, als ich mich so freundlich dazu berufen sah, und dies für eine besondere Gunst des Himmels halten muß.‟

„Möge der Inhalt dieser flüchtig entworfenen Zeilen die reiche Vergangenheit des erhabenen Dichtergreises wie ein milder Sonnenblick beleuchten und meine innigen Wünsche für sein Wohlergehen erfüllt werden.‟

Weimar, den 3. December 1830.

Henriette von Beaulieu-Maconnay,
geb. von Egloffstein.

Wie aus dem Schlußtheile dieses Berichtes hervorgeht, war die Aufforderung zu der schriftlichen Abfassung von Goethe ausgegangen, der von dem Auftrage, welchen Lili der Verfasserin gegeben, durch die Verwandten der letzteren Kunde erhalten haben mochte. Und so kam denn durch eine Greisin an den Greis das rührende Geständniß, welches vor länger als einem Menschenalter die Geliebte seiner Jugend ihrer Freundin zu diesem Zwecke anvertraut hatte. Wie tief es ihn bewegte,

davon zeugen die wenigen Zeilen mit welchen Goethe drei Tage später jene Mittheilung beantwortete. Sie lauteten:

„Nur mit den wenigsten Worten, verehrte Freundin, mein dankbares Anerkennen. Ihr theures Blatt mußte ich mit Rührung an die Lippen drücken. Mehr wüßte ich nicht zu sagen. Ihnen aber möge zu geeigneter Stunde, als genügender Lohn, irgend eine eben so freudige Erquickung werden."

Weimar am 7. Decbr. 1830.

J. W. v. Goethe.

Jetzt erst sind wir im Stande, gewisse Andeutungen zu verstehen, welche Goethe im vorletzten Buche von Dichtung und Wahrheit über Lili's Bereitwilligkeit, der Vereinigung mit ihm große Opfer zu bringen, gemacht hat, Opfer deren ganzen Umfang man aus jenen Andeutungen (S. oben S. 235) schwerlich zu errathen vermocht hätte. Aber wir scheiden mit Ehrfurcht und Erhebung von einer Liebe, die das Glück verdiente: von dem Genius unseres größten Dichters für alle Zeiten verklärt zu werden.

Ueber ein Menschenalter nach Goethe's Tode, im Jahre 1865 entdeckte ein Verwandter der Verfasserin des oben mitgetheilten Berichts, der Weimarische Oberhofmeister, Baron Karl von Beaulieu-Marconnay, in Frankfurt, wo er sich als Bundestagsgesandter befand, ein Büchelchen in klein Octav, kaum genügend geheftet, auf grünem Papier mit grell buntem Umschlage gedruckt, — die erste Ausgabe von Goethe's „Stella" (Berlin bei A. Mylius 1776). Es war das Exemplar, welches Goethe von Weimar aus an Lili geschickt hatte und auf dessen erster unbedruckter Seite des zweiten Blattes sich das folgende

eigenhändig von Goethe geschriebene und bisher unbekannte Gedicht befand*):

„An Lili."

„Im holden Thal, auf schneebedeckten Höhen
War stets Dein Bild mir nah.
Ich sah's um mich in lichten Wolken wehen,
Im Herzen war mir's da.
Empfinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe
Ein Herz das andre zieht,
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe flieht."

G.

Die briefliche Mittheilung des Entdeckers gelangte zu spät an mich, um noch der zweiten Auflage einverleibt zu werden. Das Gedicht, welches in den früheren Ausgaben der Goethe'schen Werke fehlte, beweist auf's Neue: wie tief das Gedenken an Lili auch nach der Trennung von ihr noch in des Dichters Herzen lebendig geblieben war.

---

*) Diese kostbare Reliquie ist durch die regierende Frau Großherzogin von Weimar für die dortige Bibliothek erworben worden.

Berlin, Druck von Gustav Schade, Marienstr. 10.